This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE GIFT OF
Prof. F. N. Scott.

838
F878d
1908

Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

Guido List, Carnuntum. Historischer Roman aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. Zwei Bände. Geh. 8 M.

Julius Wolff, Die Pappenheimer. Ein Reiterlied. Vierundzwanzigstes Tausend. Geh. 6 M.

Ernst Eckstein, Murillo. Dritte Auflage. Geh. 3 M.

Ernst Eckstein, Hertha. Roman. Dritte Auflage. Geh. 8 M.

A. von der Elbe, In seinen Fußstapfen. Roman aus Lüneburgs Vorzeit. Geh. 7 M.

Großfürst Konstantin, Gedichte. In freier Nachbildung von Julius Grosse. Geh. 4 M.

Julius Wolff, Renata. Eine Dichtung. Dreißigstes Tausend. Geh. 6 M.

Anton Springer, Aus meinem Leben. Mit zwei Bildnissen. Geh. 7 M.

E. Gräfin von Haugwitz, Eines Kaisers Traum. Dichtung. Geh. 4 M.

Anton Ohorn, Der Ordensmeister. Eine deutsche Minne- und Heldenmär. Geh. 4 M.

Hermann Lüders, Unter drei Kaisern. Malerfahrten. Mit 221 Illustr. vom Verf. Zwei Bände. Geh. 9 M. 60 Pf.

Ernst Eckstein, Themis. Roman. Zwei Bände. Geh. 9 M. 60 Pf.

Julius Wolff, Der fliegende Holländer. Eine Seemannssage. Zweiunddreißigstes Tausend. Geh. 5 M.

Ernst Julius Hähnel's Literarische Reliquien. Herausgegeben von Julius Grosse. Geh. 6 M.

Ernst Eckstein, Der Mönch vom Aventin. Novelle. Dritte Auflage. Geh. 4 M.

Ludwig Ganghofer, Doppelte Wahrheit. Neue Novellen. Fünftes Tausend. Geh. 5 M.

Maria Janitschek, Atlas. Novelle. Geh. 2 M.

Ernst Eckstein, Familie Hartwig. Roman. Zweite Auflage. Geh. 8 M.

Maria Janitschek, Pfadsucher. Vier Novellen. Geh. 4 M.

Julius Wolff, Das schwarze Weib. Roman aus dem Bauernkriege. Dreiundzwanzigstes Tausend. Geh. 7 M.

Ernst Eckstein, Kyparissos. Roman. Zweite Auflage. Geh. 8 M.

Julius Wolff, Aus dem Felde. Nebst einem Anhang: Im neuen Reich. Vierte, vermehrte Auflage. Geh. 2 M. 50 Pf.

Konrad Telmann, Bohémiens. Roman. Geh. 6 M.

Ola Hansson, Der Schutzengel. Roman. Geh. 4 M.

Ernst Eckstein, Roderich Löhr. Roman. Zweite Auflage. Geh. 8 M.

Julius Wolff, Assalide. Dichtung aus der Zeit der provençalischen Troubadours. Sechzehntes Tausend. Geh. 6 M.

Ernst Eckstein, Adotja. Novellen. Geh. 6 M. 50 Pf.

Ernst Eckstein, Die Hexe von Glaustädt. Roman. Zweite Auflage. Geh. 8 M.

Gustav Frenssen, Die drei Getreuen. Roman. Einundneunzigstes Tausend. Geh. 5 M.

Julius Wolff, Der Landsknecht von Cochem. Ein Sang von der Mosel. Zwanzigstes Tausend. Geh. 6 M.

Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

Freiherr von Schlicht, Die feindlichen Waffen. Humor. Roman. Geb. 4 M. 50 Pf.

Heinrich Steinhausen, Heinrich Zwiesels Ängste. Eine Spießhagener Geschichte. Geb. 5 M.

Ludwig Ganghofer, Das Schweigen im Walde. Roman in zwei Bänden. Einundzwanzigstes Tausend. Geb. in 1 Band 8 M.

Julius Wolff, Der fahrende Schüler. Eine Dichtung. Vierzehntes Tausend. Geb. 6 M.

Gustaf Dickhuth, Wie der Leutnant Hubertus von Barnim sich verloben wollte und anderes. Novellen. Geb. 4 M.

Gustav Frenssen, Die Sandgräfin. Roman. Zweiundfünfzigstes Tausend. Geb. 5 M.

Robert Wendlandt, Der Wendenhof. Roman. Geb. 4 M. 50 Pf.

Hermann Heiberg, Reiche Leute von einst. Roman. Geb. 4 M.

Gustav Frenssen, Jörn Uhl. Roman. Zweihundertsechstes Tausend. Geb. 5 M.

Victor Blüthgen, Gedichte. Neue, vermehrte Ausgabe. Geb. 4 M.

Wilhelm Raabe, Nach dem großen Kriege. Eine Geschichte in zwölf Briefen. Dritte Auflage. Geb. 3 M. 50 Pf.

Hans Hopfen, Gotthard Bingens Fahrt nach dem Glück. Roman. Geb. 5 M.

Julius Wolff, Die Hohkönigsburg. Eine Fehdegeschichte aus dem Wasgau. Vierundzwanzigstes Tausend. Geb. 6 M.

Johannes Trojan, Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario-See. Geb. 3 M.

Wilhelm Raabe, Die Kinder von Finkenrode. Fünfte Aufl. Geb. 4 M.

Johannes Trojan, Berliner Bilder. Hundert Momentaufnahmen. Zweite Auflage. Geb. 4 M.

Joseph Lauff, Pittje Pittjewitt. Ein Roman vom Niederrhein. Dreizehntes Tausend. Geb. 5 M.

Adam Karrillon, Michael Hely. Roman. Sechstes Tausend. Geb. 5 M.

Julius Wolff, Zweifel der Liebe. Roman aus der Gegenwart. Neunzehntes Tausend. Geb. 6 M.

Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz. Roman. Dreizehntes Tausend. Geb. 5 M.

Joseph Lauff, Frau Aleit. Roman. Zwölftes Tausend. Geb. 5 M.

Gustav Frenssen, Hilligenlei. Roman. Hundertsechsundzwanzigstes Tausend. Geb. 6 M.

Adam Karrillon, Die Mühle zu Husterloh. Roman. Fünftes Tausend. Geb. 5 M.

Fritz Philippi, Adam Notmann. Ein Leben in der Zelle. Roman. Geb. 4 M.

Gustav Frenssen, Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht. Hunderteinunddreißigstes Tausend. Geb. 3 M.

Wilhelm Raabe, Halb Mär, halb mehr. Erzählungen, Skizzen, Reime. Zweite Auflage. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Das Wildfangrecht. Eine pfälzische Geschichte. Sechzehntes Tausend. Geb. 6 M.

Joseph Lauff, Die Tanzmamsell. Roman. Geb. 5 M.

Ernst von Wildenbruch, Lukrezia. Roman. Geb. 6 M.

F. N. Scott.

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Zweiundsechzigster Band.

Gustav Frenssen, Die drei Getreuen.

Die drei Getreuen

Roman

von

Gustav Frenssen

Einundneunzigstes Tausend

Berlin 1908
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

Übersetzungsrecht und alle andern Rechte vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

gift
Prof. F. N. Scott
9-27-28
add. exp.

09-12-29 Curtis

Die drei Getreuen

Erſtes Buch

Erſtes Kapitel

Da reiten ſie aus der Allee des Strandigerhofs hervor, „die drei Getreuen“.

Sie reiten nach dem Seedeich und wollen da oben, auf der Höhe, über die Nordſee Ausſchau halten, ob auch feindliche Schiffe in Sicht ſind. Denn das Vaterland hat Krieg. Es iſt drei Tage nach der Schlacht bei Gravelotte.

Das Land und der Strand iſt von Mannſchaften entblößt; ſie ſind alle nach Frankreich gezogen. Da muß Jungholſtein auf dem Plan ſein. „Die drei Getreuen“ nennen ſie ſich. Sie ſind alle gleich alt, zehn Jahre.

Vorn nebeneinander reiten die beiden Vettern, zwei Strandiger.

Der rechts reitet, iſt Andrees Strandiger, das einzige Kind vom Strandigerhof. Er iſt der Sohn von dem Strandiger, der draußen im Watt von der Flut gejagt, eingeholt und umzingelt wurde. Noch jetzt, nachdem faſt dreißig Jahre vergangen ſind, wird in den Höfen und Häuſern in der Marſch, wenn der Weſtwind über den Deich fährt, mit Bedauern von dem Ereignis geſprochen; denn dieſer Strandiger war ein ernſter, tüchtiger Mann.

Ihm zur Linken reitet Franz Strandiger. Er ist zum Besuch auf Strandigerhof. Sein Vater, Leutnant bei der Artillerie des neunten Armeekorps, liegt seit vorgestern im ersten Haus von Verneville, nach de la Cusse zu, durch die Lunge geschossen, ein aufgegebener Mann. Der Junge weiß es noch nicht; er erfährt es erst nach Wochen, wenn er zu seiner Mutter zurückkehrt. Er ahnt nicht, daß sein Lebensgang eine Biegung gemacht hat, und zwar auf einen harten, holprigen Weg zu; denn nun wird seine Mutter und deren Familie, die in Berlin wohnt, seine Erziehung leiten. Und die sind ein hartes Geschlecht.

Er hat die rechte Hand leicht in die Seite gestemmt, wie er seinen Vater hat reiten sehen, und reitet von den dreien am besten.

Aber das Kind vom Strandigerhof ist Befehlshaber. Er ist ja auch der Ruhige und Verständige.

„Galopp!" befiehlt Andrees, und die Pferde setzen sich mählich in Gang. Der Deich steigt vor ihnen auf.

Aber nun bleibt der dritte zurück.

Der dritte ist Heim Heiderieter, der Junge vom Heidehof. Er hat einen runden, pausbackigen Kinderkopf und krauses blondes Haar. Seine Augen sind blau, tief und treuherzig. In Aussehen und Bewegung ist er schüchtern und ängstlich; aber der Lehrer und der Pastor sagen beide, daß er einen klaren Kopf hat. Darum wird er auch seit Ostern in Latein unterrichtet.

Sie haben ihm das schlechteste Pferd gegeben, den alten siebzehnjährigen Dickkopf, der so schwerfällig trabt.

Die anderen halten schon auf der Höhe des Deichs und sehen durch ihre Hände, die sie nach Form der Fernrohre vor den Augen halten, über das grüne Vorland und das weite Wattenmeer, über dem die Sonne steht.

„Der Horizont scheint ruhig!“ sagte Andrees.

Franz legte die Hand an die Mütze: „Befehl, Herr Oberst ... Ich sehe südlich von Büsen, in der Norderpiep, drei Fahrzeuge liegen, die nicht Fischerböte sind.“

Der Oberst fernrohrte mit beiden Händen nach Nordwest hinüber. Man sah in weiter, weiter Ferne drei oder vier schwarze Punkte, die waren in den silbernen, flimmernden Gürtel, der das Meer rings umgab, hineingewirkt.

„Wir müssen hier warten!“ sagte er, „die Art der Fahrzeuge ist noch nicht zu erkennen.“

„Soll ich den Gemeinen Heiderieter zurückschicken, daß er die Alarmkanone löst?“

Andrees wandte sich um und sah nach Heim zurück, der nun allmählich herantrabte, und that, als wenn er nichts gehört hatte. Das stand ihm als Oberst sehr gut.

Der Adjutant rückte unruhig auf seinem Braunen hin und her, machte ein böses Gesicht, und seine Augen blitzten. Er bezwang aber seinen Zorn und sagte barsch: „Gestatten der Herr Oberst, daß ich bis an den Wasserlauf reite, damit ich die Fahrzeuge besser erkenne?“

Der Oberst nickte hochmütig.

Da ritt Franz Strandiger den Deich schräg hinunter und jagte dann in frischem Galopp den weichen Weg entlang, den sogenannten Schlickweg, der geradeswegs ins Watt führt. Er saß sicher und fest; es sah aus, als wenn er mit dem braunen Gurt ans Pferd gebunden wäre. Bis ans Ufer des Priels ritt er; dort hielt er eine Weile und sah nach Büsen hinüber. Dann galoppierte er weiter, immer dicht am Wasserlauf. Man sah im Sonnenschein deutlich, wie die aufschlagenden Hufe des Pferdes grauen Schlick und spritzendes Wasser aufwarfen.

Unterdes hielt Andrees mit mißmutigem Gesicht auf der Höhe. Es paßte ihm nicht, daß sein Vetter die Schiffe am Horizont zuerst gesehen hatte, und er fürchtete, daß der Adjutant das Pferd in dem weichen Wattboden überanstrengte. Er wandte sich nach Heim um und sagte verdrießlich:

„Wie Sie aussehen, Heiderieter! Sie werden nie eine glückliche Figur im Sattel abgeben. Wie ein Knabe sehen Sie aus!"

Der Gemeine Heiderieter wurde rot und versuchte, die Hose von steifem englischen Leder, die hochgerutscht war, bis auf die groben Schuhe hinunter zu ziehen.

Der Oberst sah wieder übers Watt, und der Gemeine fing nach seiner Weise an zu träumen. Er vergaß Kriegsspiel und Oberst und, im Traum, stolperte er aus der Rolle und sagte plötzlich mit seiner hellen Kinderstimme: „Du, Andrees, der Franz kann leicht im Schlick stecken bleiben. Es ist da tief, sag' ich dir!"

Da vergaß auch Andrees Strandiger Amt und Würde und sagte ärgerlich: „Er will immer was Besonderes! Wild ist er, und was er thut, hat gar keinen Zweck. Ich mag ihn überhaupt nicht leiden."

„Ich auch nicht! ... Als wir gestern hier über den Deich kamen, gab er dem Dickkopf einen so fürchterlichen Stoß mit der Stiefelspitze, daß er man so beiseite flog ... Da ... Siehst du es, Andrees? ... Siehst du? ... Da sitzt er richtig im Schlick! Bis an den Bauch sitzt er im Schlick!"

„Junge!" sagte Andrees, „das ist eine schlimme Geschichte! Nun aber flink!" Er ritt den Deich hinunter und im Galopp den Weg entlang ins Watt hinein. Heim folgte, so rasch er konnte.

Sie mußten lange reiten, wohl faſt eine Viertelſtunde. Da war das Pferd auf dem ſchlüpfrigen unſicheren Boden, am ſchrägen Abhang des Waſſerlaufs, ausgeglitten und lag auf der Seite. Der Reiter, deſſen blauer Anzug ganz grau von Schlick war, kniete neben dem liegenden Tier und riß mit ſeinen Händen die loſe Erde auf, in die ſich die Vorderhufe hineingearbeitet hatten; er wandte ſich nach den Kommenden um, erhob ſich und meldete: „Mit dem Pferd geſtürzt.“

„Ja, das iſt eine böſe Geſchichte,“ ſagte Andrees; „warum mußt du ſo dicht am Priel entlang reiten? Wenn du noch einmal ſo was thuſt, mach' ich dich zum Gemeinen!“

Da flog aus den Augen des Getadelten mit einem Male jäher Zorn. Er griff mit den Händen in den Schlick und rief mit wilder Bewegung: „Kommt mir nicht zu nahe! das ſag' ich euch! ... Ihr ſeid ſchöne Getreuen! Steht da auf dem Deich und gafft in die Luft! Das ſollte König Wilhelm ſehen!“ Der Zorn überkam ihn, und er hob die ſchlickgefüllte Hand. „Reit' zurück, Heidereiter, du Jammerlapp! Ich mag dich nicht ſehen. Rein unklug ſiehſt du aus auf dem bockbeinigen Gaul.“ Er warf nach ihm. „Mein Vater ſoll dich noch mal unter die Fuchtel nehmen, du ſchlapper Kerl!“

Andrees ſah ärgerlich und ſchweigend auf das liegende Pferd und auf die ſteigende Flut, die gegen die Hufe ſpülte.

„Das Pferd muß wieder hoch,“ ſagte er beſorgt.

„Du?“ ſagte Franz verächtlich, „du wagſt ja doch nicht, in dieſen Dreck hineinzugehen, du mit deinem glatten Haar und den blanken Stiefeln. Du bildeſt dir was auf deine Mutter ein, weil die den Strandigerhof hat;

aber du selbst, du hast hier nichts," sagte er und schlug mit der Hand gegen seine Brust.

„Franz, sei vernünftig und stell' dein Pferd auf die Beine!"

„Will ich nicht! ... Und wenn ich's thu', reite ich doch nicht mit euch. Dann reit' ich da ... nach der Insel, die da hinten im Watt liegt. Nach Flackelholm reit' ich, ganz allein, und seh' nach den Schiffen! Reitet ihr wieder nach Haus, zu Mutter!"

„Heim, steig' ab und hilf ihm."

„Der Heiderieter bleibt weg, sonst giebt es was! Solche Kerle! Kommt doch bloß mal her!"

„Ich reite weg!" sagte Heim, „das Wasser kommt schon, und der Dickkopf kann die Beine nicht loskriegen."

Andrees sah in banger Sorge bald nach dem Deich, bald auf seinen wildgewordenen Adjutanten: „Ich will dir was sagen! Du sollst die nächsten acht Tage Oberst sein, denn fass' dein Pferd an!"

Sofort bückte sich Franz Strandiger und griff nach den Hufen, die im Wasser lagen, und machte sie frei, daß das graue Wasser ihm ins Gesicht spritzte. Dann riß er mit seiner jungen Knabenkraft und rief und zerrte an der Trense und stieß mit den Füßen und munterte das Tier auf und mit gewaltigem Stöhnen und Pusten und Schlamm umher spritzend, sprang es hoch.

Auf der Stelle, wo er stand, legte Franz seinen Fuß an das linke Knie des Tieres und griff fest in die Mähne; so hob er sich und schwang sich hinauf. Dann ritt er auf das feste Land, und sich in Trab setzend, wandte er sich um und sagte kurz und hochmütig:

„Die Batterie hört auf mein Kommando!"

Dasselbe hatte sein Vater vorgestern, genau nach-

mittags drei Uhr gerufen, als seinem Hauptmann der Säbel aus der Hand glitt.

„Nach dem Schulhaus!“

Sie trabten über den Deich, den grünen Feldweg hinauf, zwischen den niedern Häusern des Eschenwinkels durch, den Sandweg hinauf und banden ihre Pferde an das versunkene Scheunenthor des Heidehofs. Daun gingen sie nach dem Schulhaus hinüber.

* * *

In der Schulstube saßen drei oder vier Leute auf den Bänken und sprachen von den Gerüchten, welche die Zeitungen der letzten Tage gebracht und die Menschen von Haus zu Haus weiter getragen hatten, und sahen auf die große Wandkarte von Deutschland, die links vom Pult hing, und warfen, während sie redeten, ihre Augen oft auf einen Punkt der Karte.

Da stand das Wort „Metz“.

Wunderbare Gerüchte waren von Dorf zu Dorf geflogen. Sie wollten reden, aber es schien, als schlösse ihnen etwas Schreckliches den Mund. Sie hatten feurige und doch bange Augen, sie hatten die Arme erhoben, aber man wußte nicht, ob aus Jubel oder Angst. Aus dem zusammengepreßten Mund drang ein Stöhnen, und das Haar sträubte sich über den tiefgefurchten Stirnen.

Sie trugen aber Reiser von Lorbeeren über den Schultern.

Wo sie vorbeiflogen, sprangen die großen und kleinen Kinder jubelnd auf; die Gottesfürchtigen falteten ernst die Hände; die Vater, Mann oder Sohn da draußen hatten, duckten sich. Nur die Schlechten im Land zuckten gleichgültig die Schultern. Aber das waren wenige.

Zu zweien und dreien kamen die Leute vom Dorf und vom Eſchenwinkel her und beredeten die Gerüchte. Es kamen Alte und Junge, Frauen und Mädchen. Sie kamen alle in Werkelkleidern, verbrannt von der Sonne, warm von der Arbeit. Die Roggenernte auf der Geeſt war kaum beſchafft, und die Weizenernte in der Marſch hielt vor der Thür.

Einer zeigte eine Feldpoſtkarte. Eine wirkliche Feldpoſtkarte! Jan Peters, der Großknecht, hatte, auf dem Bauch liegend, auf dem Tourniſter geſchrieben: „Der Major hat all die Kerls gefragt: ‚Was thut ihr, wenn die Turkos kommen? Die Kerlen ſchreien wie tauſend Teufel und haben toll gewordene Katzen auf dem Buckel!‘ Haben ſie gerufen: ‚Wir hauen ſie ans Maul.‘ Das hat aber dem Major gepaßt; er iſt hölliſch für Ans-Maul-hauen. Ich für meine Perſon bin auch für Speck und Wurſt! Aber hier iſt nichts, bloß verſchimmeltes Brot und Turkos.“

„Haſt du verſtanden! Du ſollſt ihm Speck ſchicken.“

„Meinſt du, daß ich ſo ſchwerhörig bin? Haller hat das Paket heute mitgenommen.“

Rohde vom Eſchenwinkel hatte Schlachtvieh nach Hamburg gebracht und erzählte mit aufgeregter Stimme, obgleich er ſonſt ein ſehr ruhiger Mann iſt: „Was für ein Leben auf den Bahnhöfen! Als wenn ein ganzes Volk auswandert.“

„Na ... da muß auch Druck dahinter!“

„Damals, achtundvierzig, da war kein Oberkommando ... kein Schwung! Das war der Fehler!“

„Aber der alte König Wilhelm!“

„Na, ich ſage!“

„Wißt ihr, wie die Leute die Eiſenbahn nennen?“

„Na?"

„Das ist Bismarcks schwarzer Hengst!" sagen sie.

„Ja, die Soldaten und die Pferde und die Kanonen: Alles reitet darauf an den Rhein."

„Ja, der Bismarck!"

Es war eine Weile still.

„Als ich zurückfuhr, war ein Mann im Zug, der kannte Bismarck. Der sagte: ‚Als sechsundsechzig der Friede gemacht werden sollte, hat er so lange auf den Tisch geschlagen, bis sie klein beigelegt haben.' Er sagte: ‚Bismarck ist der größte Mann im ganzen Heer.'"

„Na, ja ... an Klugheit!"

„Nein ... er meinte an Länge!"

„Na ... das kann auch sein."

„Er kann alle Sprachen. Mit den Franzosen spricht er französisch, mit den Turkos türkisch. Platt kann er auch. Er hat aber auch einen Schädel!" ...

„Ja, Geist hat er."

„Fiduz hat er!"

„Das ist es: Fiduz hat er!"

„Ja, was heißt das, Fiduz?" ...

„Na, das heißt: Er weiß, was er will. Und er kann, was er will."

„Und er weiß, daß er kann, was er will."

„Na ja ... das ist es!"

Die drei „Getreuen" kamen von der Heide herab über den Weg und traten in die Schulstube. Die beiden Strandiger lehnten sich trotzig gegen die Bänke; Heim stellte sich bescheiden an die Wand. Gleich danach ging Lehrer Haller, müde und verstaubt, unter den Fenstern entlang. Seine Frau folgte ihm. Sie waren noch junge Leute.

Haller ſtand am Pult, und ſeine Hände riſſen die Zeitungen auseinander. Und er verlas die kurzen, ſich überſtürzenden, verworrenen Nachrichten. Aber ſo viel ſtand feſt: Eine große Armee des Feindes war unter des Königs Führung in Metz eingeſchloſſen, und die Schleswig-Holſteiner waren dabei geweſen.

Es gab ein lautes und frohes Hin- und Herreden.

„Wo liegen die Dörfer? Zeigen Sie mal!“

„Da: Mars la Tour ... Gravelotte muß da liegen.“

„Dann haben unſere Leute ja verkehrtum geſtanden, mit dem Geſicht nach Deutſchland?“

„Donnerwetter!“

„Das iſt wieder ſo ein Genieſtreich von Moltke.“

„Illuminieren wollen wir! Natürlich!“

„Können ſie's in der Stadt, können wir's auch!“

„Alſo wie heißt es, ſag' noch mal!“

„Mars la Tour.“

„Nein! Wo die Neunten geweſen ſind!“

„Gravelotte!“

„Verneville!“

Die Namen ſtehen jetzt in vielen Kirchen, auf vielen Denkſteinen in Schleswig-Holſtein.

„Was ſtand da von den Verluſten?“

„Die Verluſte ſind groß; aber ſie konnten noch nicht feſtgeſtellt werden. Es werden noch immer Verwundete gefunden!“

Von der Thür her kam eine hohe Stimme: „Die haben vierundzwanzig Stunden in ihrem Blute gelegen.“

Paſtor Friſius ſagte es. Schmächtig und ein wenig gebückt, mit bartloſem eckigen Geſicht ſtand er da.

Am Pult wurde leiſe verhandelt. Die Witwe Thiel, deren Sohn Heinrich mit hinausgezogen war, war nahe

herangetreten. Dicht neben ihr ſtand Antje Witt, das Großmädchen vom Strandigerhof, die als Heinrich Thiels Braut galt. Auch ihr Bruder, Reimer Witt, ſtand vor dem Feind. Antje hatte edle freie Züge und dunkles Haar, war friſch und groß und wegen ihrer Zuthunlichkeit ſehr beliebt. Man ſagte aber von ihr, daß ſie ziemlich beſchränkt, faſt dumm wäre. Jedenfalls zeigte ſie immer ein ſtilles, unſicheres Weſen, und der Glanz ihrer großen Augen war ohne Ausdruck.

„Steht da etwas von den Fünfundachtzigern?“ fragte die Thielſche.

„Die ſind mächtig mit vorgeweſen!“ ...

Da nahm ſich Antje Witt ein Herz: „Er hat geſagt, er wollte gleich ſchreiben.“

Einige Männer, die mitten im Leben ſtanden, erzählten von Kolding und Idſtedt. Frauen ſaßen verſtreut hin und her auf den Bänken, beluſtigten ſich über das ängſtliche Geſicht, mit dem Antje Witt am Pult ſtand, und verhandelten lachend über eine Illumination, die ſie machen wollten.

„Ein Brief?“

„Nein! ... Aber ich muß ja eine Feldpoſtkarte in der Taſche haben,“ ſagte Haller; „ich habe ſie vergeſſen und nicht geleſen ... es war da eine Aufregung!“ ... Er ſuchte ... „da ... an dich, Antje! ... Wahrhaftig!“

Sie ſtand mit weit aufgeriſſenen Augen neben ihm, ſprechen konnte ſie nicht. Sie bat ihn, vorzuleſen, indem ſie auf die Karte zeigte. Er ſah hinein und ſtöhnte laut auf und hielt ſich mit beiden Händen an der Pultplatte.

„Was iſt? ... Was iſt?“

„Von Reimer Witt!“

„Iſt er verwundet?“

„So lesen Sie doch!"

„Bei Metz, achtzehnten oder neunzehnten August, das weiß ich nicht. Ich muß dir melden, daß dein Heinrich gefallen ist. Ich will hingehen und sehen, ob ich ihn finden kann; sie sagen, er liegt nicht weit von unserm Stand, beim nächsten Bauernhof. Nun habe ich ihn gesucht eine ganze Stunde lang und kann ihn nicht finden. Dein Bruder Reimer, der gesund geblieben ist; es war ein fürchterlicher Tag."

Die Thielsche kniff die Lippen zusammen und sah vor sich hin. Pastor Frisius stand vor ihr und streichelte ihre beiden Hände.

„Ist er tot?" fragte Antje.

Haller zuckte die Achseln, wagte es, auf sie zu sehen, und wurde bleich. Er hat nachher zuweilen gesagt, obgleich er nicht gern davon sprach, daß er nie wieder so leere Augen gesehen hätte, wie die von Antje Witt in diesem Augenblick.

„Ist er tot?" fragte sie noch einmal.

„Dein Bruder schreibt es."

Sie wandte sich langsam zum Gehen. Aber wie sie schon in der Thür war, kehrte sie sich um und sagte ganz laut, und es war verwunderlich, daß sie gar nicht verlegen war: „Ich glaube es nicht! Er war so vergnügt, als er wegging."

„Was sagen Sie, Frau Thiel?"

„Ich wollte," sagte die Frau ... „die anderen ... all die anderen ... fielen auch."

„O Thielsche! Das ist nicht recht!"

„Nicht?" sagte sie scharf. „Warum muß er denn gerade fallen, und die anderen bleiben leben? Wenn ich keinen Sohn mehr habe, warum sollen die anderen Söhne

haben! Glaubt ihr, daß ich meinen Sohn weniger lieb habe, weil ich 'ne arme Wittfrau bin?"

„Thielſche!" ſagte eine Bauernfrau, die auch einen Sohn draußen hatte, „ſei um des Himmels willen ſtill! Komm' mit mir! Du ſollſt einen Topf voll Butter haben!"

Da fing die Frau an zu weinen. „Ich hab' ihm vorgeſtern ein Stück Speck geſchickt, das hat er nicht mehr bekommen. Wer das wohl nun aufißt!"

„Ja ... wer?"

Sie weinte bitterlich. Kleiner erſchien ſie als ſonſt und es war, als wenn ihr Haar grauer geworden. Von dem herzlichen lauten Mitleid der Frauen umgeben, verließ ſie die Schulſtube, ärmer geworden, viel ärmer.

Sie hat noch eine Stunde lang in der Lehrerſtube geſeſſen neben der Wiege des kleinen Otto. Die junge Frau kniete neben ihr und weinte, die Witfrau grübelte. Die junge Frau dachte an die Zukunft, die alte an vergangene Tage.

* * *

Spät abends, als es ſchon dunkel war, befahl Franz noch eine Schleichwache nach dem Deich. Er ſagte, es wäre wegen der Schiffe. Im übrigen wäre es ihm gleichgültig, was der Adjutant Strandiger oder gar der Gemeine Heiderieter zu ſeinen Befehlen ſagten. Alſo verließen ſie die gemütliche Stube des Verwalters und ſchlichen den Weg nach dem Deich entlang. Aber unterwegs, eben hinter den Erlen, verweigerte Andreas den Gehorſam: Er ſagte, es wäre einfach Unſinn, ſo durch die Nacht zu ſchleichen; das wäre ja kein Spiel mehr. Und er drehte ſich um und ging nach Haus.

Alſo gingen Franz und Heim allein.

Auf der Höhe des Deiches wurde Heim als Feldwache zurückgelaſſen. Es wurde ihm befohlen neben dem Staket im Graſe zu kauern, ſich nicht zu rühren und vor allem nicht zu ſchlafen. Der andere ging allein ins dunkle Vorland hinunter.

Und Heim ſaß und ſah über den Wehl, deſſen Waſſerfläche ganz ſchwarz war, nach dem Lichtſchein, der überm Dorfe ſtand. Sie hatten Lichter an die Fenſter geſtellt; die Freude über die Siege war doch wieder hoch gekommen. Der Strandigerhof lag freilich ſtill und dunkel da; denn als Franz ſtürmiſch verlangte, daß Lichter angezündet würden, hatte Frau Strandiger angefangen zu weinen. Sie weinte viel, ſeit ihr Mann im Watt geblieben war. Auch das Lehrerhaus war dunkel; Mann und Frau ſaßen ſtill bei einander und horchten auf den Atem des Kindes. Aber mitten im Dorf, wo es zur Kirche hinaufgeht und wo es links um den Kirchhof biegt, waren die Fenſter zu beiden Seiten erleuchtet. Das Haus des Kaufmanns, neben der Kirche, war das hellſte. Dicht nebeneinander ſtanden die Lichter. Aber Mann und Frau gingen draußen vor dem Hauſe, an der Kirchhofſeite, hin und her, ſahen nach den Lichtern und weinten ſtill vor ſich hin. Sie hatten ein Kind auf dem Kirchhof und eins vor Metz.

Heim ſaß und wunderte ſich über den Mut des anderen, der in der ſchwarzen Tiefe wie verſchwunden war. Und Heim fing an zu träumen. Und bald ging er neben ſeinem Freund Reimer Witt im Gewühl des Kampfes auf Metz zu. Glühende Kugeln ſauſten gegen die Stadt an; es war ein Lärm, größer als auf dem Spielplatz, und über Metz ſtand ein Lichtſchein. Und er und Reimer waren die erſten, die allererſten. Sie ſchlugen das Thor ein, — das ſah aus wie das Thor des Pferdeſtalls des Strandiger-

hofs; und Bazaine lag vor Heim auf den Knieen, aber Reimer wollte keinen Pardon geben. Da kam König Wilhelm auf seinem schwarzen Pferd, mit seiner goldenen Krone auf dem weißen Haar, und lobte die beiden, und es war nur noch zweifelhaft, wer von ihnen immer neben dem König reiten sollte.

Heim erwachte.

Antje Witt saß neben ihm auf dem Staket, und es war sehr dunkel. Und Antje Witt sagte: „Du, Heim, gieb mir mal deine Hand."

Sie sprach so eigentümlich, so wie ein schwer Betrunkener spricht. Er gab ihr zitternd seine Hand.

Sie preßte die warme Knabenhand und sagte mit schwerer Zunge: „So warm war seine Hand, als er vor drei Wochen weg ging. Und du bist nicht tot ... also ist er auch nicht tot! ... Oder bist du tot?" fragte sie und sah ihm dicht in die Augen. Da erkannte er, daß ihr Gesicht ganz verzerrt war; er schrie laut auf, riß sich los und lief, so rasch er konnte, und kam weinend nach dem Heidehof. Die Haushälterin konnte ihn nicht beruhigen, konnte auch nicht erfahren, was ihm begegnet war; denn er schämte sich, weil er nicht wußte, was Wahrheit oder Traum war.

Am anderen Tage erzählte Franz Strandiger, daß fremde schwarze Schiffe im Priel gelegen hätten, daß sie aber wieder davongefahren wären, als sie durch sein Schreien bemerkt hätten, daß sie nicht unbeachtet landen könnten.

Der Glaube an diese schwarzen Schiffe war damals, und noch nach Jahren, an der Küste sehr verbreitet.

Dies waren nun die Kriegserlebnisse der „drei Getreuen". Also spielten die Kinder an der Schwelle des furchtbaren Krieges.

Zweites Kapitel

Es dehnte ſich eine gerade Heideſläche vom Dorf bis an den Wald. Wenn man lang hingeſtreckt in der Heide lag wie Heim Heiderieter, dann ſah man an dieſem Maitag, der etwas nebelig war, nichts weiter als auf der einen Seite den Wald, einen beſcheidenen, von den Weſtſtürmen niedergehaltenen Wald, auf der anderen Seite den Kirchturm, einige Strohgiebel und Baumkronen. So viel ſah man, mehr nicht. Das übrige, der Reſt der Welt, lag für Heim Heiderieter im Nebel, obgleich er nun ſchon ſechzehn Jahre alt war und den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hatte und bei Paſtor Friſius den alten Griechen Homer ins Deutſche überſetzte.

Am Rand der Heide, nach Weſten zu, nicht weit vom Dorfe, verſuchte ein breites niedriges Strohdach, das an den Seiten faſt bis zur Erde reichte, über die Heide zu ſehen. Es ſtand ſo recht träge im Nebel. Dort wohnte Heim Heiderieters Vater; eine Mutter hatte er längſt nicht mehr; Geſchwiſter hatte er nie gehabt. So bekam er reichlich Gelegenheit, ein echter Heiderieter zu werden.

Die Heiderieter wohnten ſeit faſt dreihundert Jahren in jenem Haus am Rand der Heide. Sie waren immer am beſten zu wege, wenn auf der Heide der Nebel lag.

Den Heiderieters hatte die Welt, wie sie sich zeigt, die Erscheinungen um sie her, immer in Nebel und Dunst gelegen. Darum war ihr Erbe auch nicht größer geworden, auch nicht wertvoller. Zwar gehörte ihnen neben einigem Ackerland in der Marsch die Heide; aber diese lag noch in alter Wüstheit da wie zur Zeit des ersten Heiderieters; und diese Leute behielten immer Platz genug, ihre langen Leiber in das Heidekraut zu legen und in den Nebel zu sehen, welcher die Welt vor ihren träumenden Augen verbarg.

Pastor Frisius sagt: „Die Heiderieter sind träge und arbeitsscheu;" aber Pastor Frisius ist kein Menschenkenner und hat noch dazu schweres Blut. Lehrer Haller sagt: „Es ist ein feiner interessanter Menschenschlag;" aber Lehrer Haller wird körperlich immer schwerer, nimmt das Leben immer leichter und macht seine Betrachtungen im hellen Sonnenschein.

Die Wahrheit ist in keinem; sie steht aber zwischen ihnen: Die Heiderieter sind fein und faul.

Wenn der Arbeiter die Kartoffeln zeigt, die er gebaut hat, so greift er in den Sack und sagt: „So sind die Kleinsten!" und noch einmal und sagt: „So sind die Größten! Die übrigen sind zwischen ihnen." Wenn man es so mit den Heiderieters macht, so war der Größte von ihnen jener, der vor zweihundertfünfzig Jahren lebte, dessen Name in der Kunstgeschichte des Landes mit Anerkennung genannt wird. Er war, wie jeder Kunstverständige weiß, ein Bildhauer. Weil aber die Zeit und die Menschen ihm keine Gelegenheit boten, in edlem Stein oder Erz Großes zu schaffen, so ist er bei kleinen Dingen geblieben. Es stehen aber in etlichen Häusern im Land, z. B. im Schloß vor Husum, einige Kamine, an andern Stellen einige steinerne Thoreinfassungen, welche

einen edlen und dabei lebhaften Stil zeigen. Von seinem Leben weiß man wenig. Er soll eine ritterliche Erscheinung gewesen sein und durch eine Liebesgeschichte von jenen Schlössern vertrieben sein, in denen er sein reichlich Brot fand. Danach hat er in einer Hansastadt als ein Meister, der Kunst und Handwerk zu verbinden verstand, in Ansehen gelebt. Sein Alter aber und sein Ende war auf dem Heidehof. Dies ist merkwürdig. War die Heidierietersche Natur noch einmal wieder zum Vorschein gekommen? Und war es die feine Seite oder die faule?

Der Kleinste aller Heidierieter war der Lebende, der Vater von Heim.

Was ist von ihm zu sagen?

Wenn man vom Wald her nach dem Hofe geht, kommt man über ein weites Stück Heideland, dessen Boden unter der Heide kleine kurze Wellen zeigt. Dies Land hatte sein Vater einst mit Mühe urbar gemacht und einen guten Roggen auf ihm gebaut und war gestorben. Sein Sohn besäte die Fläche nicht; die Heide lief wieder darüber hin. Darunter lagen, wie erstarrte Wellen, die Ackerfurchen. Es ist ferner zu sagen, daß einmal von irgend einem boshaften Menschen der Vorschlag gemacht wurde, ihn zum Kirchenbaumeister zu machen. Aber Pastor Frisius lehnte entschieden ab, da er sich zu wenig von einem Kirchenbaumeister verspräche, der nicht sein eigenes Haus, nicht einmal seinen eigenen Kopf sauber hielte.

Nein! Dieser Heidierieter war nicht fein, der war nur faul!

Er hat sich in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens damit beschäftigt, die Hünengräber aufzuschließen, die auf seiner Heide lagen. Er hat sich so lange damit befaßt, sich so einseitig damit beschäftigt, daß sein Sohn Heim zu dem

Glauben kam, man fülle das Leben am würdigſten aus, indem man nach Luſt und Liebe intereſſante Dinge ausgrabe oder, da man doch nicht alle Gräber der Welt öffnen könnte, im Sommer auf der Heide liegend, im Winter hinterm Ofen ſitzend, darüber nachgrüble, was wohl darin ſein könne. So war er im Begriff, ein echter Heiderieter zu werden.

Über den Namen Heiderieter iſt viel Streit. Er bedeutet nach Lehrer Haller einen Heidereiter, alſo einen Mann, der als ein Jäger oder Wächter über die Heide reitet; nach Paſtor Friſius einen Heidereißer, alſo einen Mann, der die Heide aufreißt, urbar macht. Wenn man die Heiderieter vom letzten bis zum erſten nach dieſer letzten Erklärung mißt, ſo iſt nur jener eine, Heims Großvater, dieſes Namens würdig geweſen. Alle anderen hatten ſich nicht die Mühe gegeben, die immer vordringende Heide von dem Strohdach fern zu halten, unter dem ſie träumend ſaßen.

Heim lag in der Heide und ſah ſeinem Vater zu, der ſeit einigen Tagen langſam und bedächtig ein Grab aufgrub. Man hörte das weiche Arbeiten des Spatens, das leiſe Hinabrutſchen der Erde. Weiter nichts. Die beiden Menſchen ſchwiegen: ſie ſprachen überhaupt nicht miteinander. Jeder ſpann ſeinen eigenen Traum, an Stoff zum Grübeln fehlte es einem Heiderieter nie.

Da klirrte der Spaten gegen den Stein.

Der Graukopf legte das Gerät hin und ging nach dem Heidehof hinüber. Er hatte wie gewöhnlich den Kaſten vergeſſen, in den er die gefundenen Gegenſtände hineinzulegen pflegte. Sein alter greiſer Rock hing vorn bis auf die Kniee herunter: Haar und Bart, grau, faſt weiß, ſtanden wirr um den großen Kopf, ſein Gang war ſchwerfällig und die Haltung ſeines kurzen Körpers durch Alter und Trägheit gebeugt.

Heim lag und sah dem Alten nach. Dann erinnerte er sich, daß der Spaten geklirrt hatte. Er schob seinen letzten Traum in die Sonntagsstube seiner Seele, die sehr groß war, und richtete seine klugen Augen auf die Stelle, wo der Stein aus der Erde hervorsah. Langsam kroch er näher, mit langen Armen und Beinen im Drillichanzug und schweren Schnürschuhen: eine große, graue Eidechse. Auf dem Leibe liegend, versuchte er, die beiden Steine, welche die Umrandung des Grabes bildeten, ein wenig auseinander zu rücken; aber das gelang ihm nicht. Es war nichts Hastiges in seinen Bewegungen, als er nun die lange, braune Hand mühsam zwischen die Steine hindurchzwängte und den schutterfüllten inneren Raum vorsichtig befühlte. Da ging ein Ruck durch den langen Körper, ein kleines Häuflein brauner Erde flog aus der Steinritze, gleich darauf ein fingerbreiter, gelber Reifen, ein Armband.

„Nun hab' ich drei!" sagte er leise und nahm den Reifen und wendete ihn hin und her und wog ihn in der Hand. „Drei! ... Aber dieser ist der schwerste ..." Er sah nachdenklich auf den Reifen in seiner Hand. „Wenn ich ihn nur endlich brauchen könnte! Endlich 'mal! Drei hab' ich nun. Und noch keinen gebraucht!"

Über die Heide kam der Alte. Schwankend, undeutlich erschien seine zusammenhangloſe Gestalt in dem Nebel. Er hatte den Kasten unter dem Arm und eine Eisenstange in der Hand.

„Faß an!" sagte er.

Also mußte Heim aufstehen und die Stange anfassen. Als es dem Alten nicht gelang, den großen Deckstein zu schieben, legte Heim sich davor; da wich er.

Beide beugten sich nieder und sahen in die Kammer.

„Eine Maus!" sagte der Alte.

„Ein Maulwurf!“ ſagte Heim und wiſchte vorſichtig die Spur weg, welche dem Eindruck eines Fingers glich.

Es fiel kein Wort, während ſie ſorgfältig die Erde unterſuchten und die kleinſten Scherben und Stücke in den Kaſten legten. Nun war die Urne beſeitigt. Der Alte ließ ſeine Finger leicht taſtend über die Erde gleiten und hob den Kopf.

„Du kannſt nach Hauſe gehn,“ ſagte er.

Da ging Heim mit gemächlich langen Schritten, die Hände tief in den Hoſentaſchen, über die Heide, aber nicht nach dem Heidehof zu, ſondern nach dem Wodanshügel, der am Rand des Waldes lag. Und während er ſo dahin ging, lächelte er hochmütig: „Jetzt findet er den Dolch ... na, laß ihn!“

Nach zehn Minuten hatte er den Hügel erreicht und ſetzte ſich zwiſchen die beiden Weißbirken auf die bankartige Erhöhung von Heideſoden und fing an, das Armband an dem harten Stoff ſeiner Jacke blank zu reiben. So arbeitete er mit ſtiller und verſchloſſener Miene wohl zwei Stunden lang; nur in den halbgeöffneten Augen war Leben, buntes Leben, wie in den Heidegräbern. Er malte ſich aus, wie er die drei Reifen brauchen würde, und in welcher Weiſe das große herrliche Ereignis wohl eintreten könnte.

Die Sonne hatte die Nebel beſiegt, ſie lag klar und warm im Weſten, mit den goldenen, ausgeſtreckten Flügeln faſt ſchon auf dem Meer. Man mußte aber wiſſen, daß es das Meer war; von ſelbſt kam kein Menſch darauf. Aber die mächtige ſilberne Planke am Rand der Erde, die da im Weſten ſteht, als trennte ſie das Reich Gottes von dem Reich der Menſchen, das iſt die Nordſee, die in der Ebbe zurückgetreten iſt.

Der Weg, der aus der Welt in die Einſamkeit dieſer Heide führte, kam ſchräg hinter dem Wodanshügel aus dem

Wald. Auf dieſem ſtillen, ſelten betretenen Waldweg wurde es in dieſer Abendſtunde lebendig. Menſchenſchritte nahten, Männer- und Frauenſtimmen kamen zwiſchen den Bäumen den Wodanshügel herauf.

Heim Heiderieter ließ den Reifen in die Taſche gleiten und ſah ſich erſtaunt um. Müde Männer zogen den ſandigen Weg entlang, in dunkler Tuchkleidung und mit Schritten, die von langem Weg und von ſchwerer Arbeit redeten. Hinter ihnen her gingen vier oder fünf Frauen, auch wegemüde, aber doch noch redeluſtig. Und die eine, eine breite Frau mit ſtarken Zügen, entdeckte den Jungen auf dem Hügel und fragte ihn in fremdartiger hochdeutſcher Sprache nach der Entfernung der nächſten Stadt. Er ſtand auf und ſtieg den Hügel hinunter.

„Eine Stunde!“ ſagte er. „Ihr müßt aber raſcher gehn.“

Sie zogen weiter, indem ſie ſich zuweilen umſahen; und Heim ſah ihnen nach, die braunen Finger um den weißen Birkenſtamm geſpannt. Taktweiſe hoben und ſenkten ſich die farbigen Tücher der Frauen.

Und jetzt wandten ſie alle noch einmal die Köpfe, und ihr helles Lachen flog den Weg zurück nach dem Wald.

Heim war mitten in Träumen. Was er heute morgen in der ſtillen Arbeitsſtube des Paſtor Friſius geleſen hatte, das erlebte er jetzt. Sein Geſicht hatte einen vergrämten Ausdruck angenommen; tiefe Furchen ſtanden grad aufrecht über den Augen, und die Winkel des zuſammengepreßten Mundes waren nach unten gezogen. So kauerte er neben der Birke, vom Unterholz faſt ganz verdeckt.

Odyſſeus war er, von dem er in dieſen Wochen geleſen hatte, deſſen Abenteuer ſeine Seele erfüllen! Unerkannt

in die Heimat zurückgekehrt, belauschte er vom schützenden Dickicht aus den Zug der übermütigen Freier. Drohend rief er den Dahinziehenden nach:

Ah! Ihr Hunde! Ihr glaubtet, ich käm' nicht wieder zur Heimat
Aus dem Lande der Troer! Da zehrtet ihr Schlemmer mein Gut auf,
Und ihr thatet Gewalt den Weibern in meinem Palaste,
Ja ... um mein Weib ihr buhltet sogar, da ich lebte!
Habt ihr die Götter gescheut, des weiten Himmels Bewohner?
Oder ob ewige Schande auf eurem Gedächtnisse ruhte?
Doch nun ist euch allen die Stunde des Todes gekommen!

Da klang aus dem Wald ein lustiges Lachen, und eine Kinderstimme sagte: „Bist du denn Odysseus?" Ein zierliches Mädchen, das mochte vierzehn Jahre alt sein, saß mit rotbuntem Kopftuch auf einer Baumwurzel, wegemüde.

Heim Heiderieter richtete sich jäh auf und sah frei in das heiße junge Antlitz hinunter. Sein Gesicht war in Rot getaucht, sein blondes, krauses Haar von der Abendsonne vergoldet, und seine Augen waren voll von Funkeln und Fragen:

„Komm herauf!" sagte er rasch. Und er wandte sich halb um und zeigte auf die Bank.

„Aber die andern gehn weiter!"

„Ach! ... die bleiben in der Stadt! Da kommst du noch leicht hin. Setz dich hier her ... Hörst du? Hierher! Du kannst es dreist thun."

Er lockte und nickte. Seine ganze Gestalt war beweglich, seine Augen lachten und blitzten, und die Worte fielen, obgleich er hochdeutsch sprach, glatt und rund und leicht wie Perlen von seinen Lippen.

Denn dies war Leben! Dies war Wirklichkeit! Das andere: der Vater, das Dorf, die Marsch: das war ein langweilig Träumen! Aber dies war bunte, wonnige Wirklichkeit! All die Worte, die er so oft, auf der Heide liegend, ersonnen hatte, jetzt konnte er sie laut sagen. Das Ereignis, das so oft vor seiner Seele gestanden, das er sich so oft bis ins einzelne deutlich und farbenreich ausgemalt hatte, jetzt war es da!

Sie saß da wirklich auf der Bank. Das bunte Tuch war zurückgesunken, und ihr fast schwarzes, ein wenig krauses Haar hatte in der Abendsonne metallenen Glanz. Sie sah neugierig zu ihm auf und lächelte ein wenig, während sie mit ihrer kräftigen, kernigen Gestalt behaglich gegen den Birkenstamm lehnte.

„Du mußt nun gemütlich sein," sagte er. „Und gar nicht bange!" Und mit Großartigkeit hob er die Hand und zeigte über die Heide: „Das alles gehört uns; auch in der Marsch haben wir Land und Pferde und Kühe! Das ist unser Königreich! Und wir wissen, wie man einen Gast behandeln muß! Ich lese den Dichter Homer."

„Von dem habe ich auch schon gehört," sagte sie.

„Natürlich! Du bist ja eine Königstochter!" Und er lachte frei und laut, wie er noch nicht gelacht hatte.

„Du sprichst so fein, ganz anders als sie hier sprechen. Woher bist du?"

„Weit weg aus dem Süden bin ich."

„Gehörst du denn zu denen da?"

„Jetzt gehör' ich zu ihnen, früher nicht! Sie sind Ziegler, weißt du, aus Lippe-Detmold. Es ist eine neue Ziegelei bei eurer Stadt gebaut, da wollen sie arbeiten."

„Wo sind denn deine Eltern?"

„Meine Eltern haben in Hessen gewohnt und sind

nun schon lange tot." Sie sah in Gedanken über die Heide und schien sehr müde.

Er wandte sich lebhaft zu ihr: „Du mußt nun bei mir bleiben. Siehst du nicht, daß wir beide ganz allein auf der Welt sind? Da nach Westen und Süden ist das Meer, da nach Norden ist die Heide, und nach Osten liegen Wälder, tausend Meilen tief."

Nun lachte sie wieder, und in ihren Augen lag die Freude am Märchen. „Was denn nun?" fragte sie.

„Die bei Homer," sagte er großartig, „sagen gleich ‚du' zu einander."

Er faßte nach ihrer Hand und sagte lachend, ein wenig verlegen und ein wenig großartig: „Ich habe dich mächtig gern."

„Das ist schön," sagte sie und sah sich nach den Wandernden um; „mich hat sonst niemand lieb und niemand fragt mich, was ich gern möchte."

„Was möchtest du gern?"

„Jetzt? Bei dir bleiben!"

„Siehst du? Nun bist du so, wie die Menschen damals waren! Wir thun nun, was wir wollen. Komm! Wir gehn in den Wald."

„Ich bin aber müde!"

„Ich weiß eine feine Stelle am Bach; da setzt du dich hin, und ich erzähle dir alles, was ich gelesen habe, und noch mehr."

Sie ging zögernd mit ihm. Die Zweige der niedrigen Buchen schlugen wie Thüren leise hinter ihnen zu. Der Wind hielt seinen Atem an, und die Sonne sah ihnen nach. Die Ameisen blieben auf ihren Geschäftswegen stehen, und die Vögel unterbrachen den Chor, den sie einübten. Da war unter dünnen Birken, nicht weit vom Waldrand,

ein klares Bächlein, das lief eilig, leise vor sich hinredend, über weißen Sand. Es war so schmal, daß man leicht hinüberstapfen konnte.

Er ging zuerst hinüber; dann sie an seiner Hand. Es war das erste Mal, daß er einem Mädchen nahe kam. Er hatte ein Gefühl, wie neulich, als er allein mit Pastor Frisius in der Kirche war und die rote Osterdecke über den Altar legte. Er ließ sie gleich wieder los und zeigte auf das Moos zu seinen Füßen, das schräg bis zu den Birkenwurzeln hinauflief. Es war ein weicher, tiefer Teppich, durch helle Tupfchen belebt.

Sie sank müde hin und stützte den Kopf in die Hand, und er saß vor ihr. Bald stützte er sich in lebhafter Rede auf beide Ellbogen, bald hob er sich und lag auf den Knieen, so daß sie über seine drollige Stellung lachte und sagte, er säße wie der Hase im Kohl, nur die Ohren stimmten nicht! Und sie sah nach seinen Ohren, die, zierlich sich anschmiegend, unter den krausen Haaren saßen.

Sie redeten miteinander, als wenn sie zusammen aufgewachsen wären; wie ein guter Bruder mit seinem Schwesterchen redet. Er hatte alle Verlegenheit abgelegt. Das Hochdeutsche, das er sonst nur beim Pastor sprach, flog ihm von den Lippen. Er wunderte sich aber über nichts: Er war ja alles Wirklichkeit!

Er erzählte von der Heide und von der Nordsee, und was in alter Zeit auf der Heide und auf der Heerstraße geschehen war, und kramte seine bunte Weisheit mit großer Wichtigkeit aus, und breitete sie mit vielen eckigen Handbewegungen auseinander, daß sie sagte: „Du bist wie ein junger Jagdhund!“ Sie lachte, hatte die Hände unter dem Kopf gefaltet und lag auf den gefalteten Händen. Man

ſah an ihren Augen, und wie ſie da ſo wohlig lag, wie glücklich ſie war.

„Nun will ich dir noch eins erzählen; das habe ich ſelbſt erlebt. Du ſollſt ſagen, ob es wahr iſt.“ Indem er, wie zum Takt, den Kopf wiegte, trug er vor. Der Wind zog leiſe von der Heide her durch den Wald und verwirrte die jungen Blätter; und die vielen roten Flecke, welche die Sonne auf den Waldboden malte, liefen haſtig durcheinander und verſuchten ſich zu greifen.

Am Bach.

Der Knabe liegt am Bache,
In Maien und Waldesruh';
Des Bächleins eilig Rauſchen
Schließt ihm die Augen zu.

Und wie er liegt im Mooſe,
Kommt leis ein ſchöner Traum,
Er hört des Bächleins Stimme
Klingen im ſtillen Raum.

„Was ſagſt du zu meinem Kleide?
Von Silber die Bruſt umkoſt,
Der Rock aus weißer Seide,
Borte von grünem Moos?

„Was ſagſt du zu meinem Singen?
Es klingt wohl traut und rein,
Es wird dir nicht gelingen,
Treulos und hart zu ſein!

„Was ſagſt du zu meinen Augen?
Muß wandern noch weit, noch weit!
Ob ſie zu lieben taugen?
Habe nicht Zeit, nicht Zeit.“

„Du fliehſt? Iſt's nun zu Ende?“
Er ſchreit wohl auf im Traum,
Es greifen ſeine Hände
In Waſſer und in Schaum.

Und als das Waſſer ſtille
Und leiſe das Bächlein zieht,
Aus ſilberklarer Welle
Ein banges Antlitz ſieht.

Und ringsum klagen leiſe
Das Gras und das Moos im Grund,
Das Bächlein auf der Reiſe
Schluchzt noch dieſe Stund'.

Sie hob die Schultern und ſagte: „Haſt du dir das ausgedacht?"

„Erlebt hab' ich's! Wahrhaftig erlebt!"

„Du?" ſagte ſie. „Ein Schelm biſt du? Durchſchaut hab' ich dich!" Sie legte ſich wieder zurück, ſo lang ſie war, und blinzelte mit den Sonnenſtrahlen, die ſchräg durch das Birkengezweig kamen. Er aber ſaß vor ihr und ſah ſie an.

„Eh' du fortgehſt," ſagte er, „müſſen wir Gaſtgeſchenke tauſchen! Weißt du? Das thaten die Alten immer."

„Ich habe ja nichts."

„Du mußt dir etwas ausdenken."

Sie ſah ihn ſinnend an, dann wandte ſie den Kopf traurig zur Seite: „Ich muß aufſtehn, fortgehn muß ich."

„Bleibe noch!"

„Ich habe noch eine Stunde bis zu den anderen. Ach, wenn ich doch wieder nach der Heimat dürfte!"

„Willſt du mir dann ſchreiben, wenn du in der Heimat biſt? Heim Heiderieter heiß' ich."

Sie hörte nicht auf ihn. Der Traum war davon geflogen: „Nun zeig' mir raſch den Weg!"

Er ging vor ihr her durch das Gebüſch, indem er die Zweige ſorgſam beiſeite bog. So traten ſie auf den Weg. Sie ſahen ſich an und atmeten tief auf und rührten ſich nicht.

„Geh' da hinauf! Dann können wir uns noch lange sehn."

„Es wird rasch dunkel werden, glaub' ich."

„Ich geh' schon."

„Ja," sagte er hastig, „du mußt nun gehen; aber hier ... das sollst du von mir haben, siehst du? Als Gastgeschenk!" Und er gab ihr den Reifen, den er plötzlich in der Hand hatte. „Es ist Gold," sagte er, „bewahr' es auf, daß ich dich kenne, wenn wir beide groß geworden sind."

„Darf ich es denn? Es ist für große Leute."

„Es ist in der Erde gefunden," sagte er stolz, „die uns gehört."

Die Augen auf den Reifen gerichtet, den sie in der Hand hielt, wandte sie sich von ihm ab und ging zögernd fort.

Seine Augen hingen an ihr. Es flog etwas Geistiges zwischen ihnen hin und her. Sie kamen wieder aufeinander zu und gaben sich die Hände. Dann ging jedes still seines Weges.

Der Wodanshügel lag einsam am Rand des Waldes.

Der Bach plauderte weiter.

Der Knabe schlich durch die Heide nach Haus ...

* * *

Unterdes war der alte Heiderieter nach Haus gegangen. In der Küche stand Telsche Spieker am offenen Herdfeuer. Er ging vorüber und trat durch die breite Doppelthür mit den schrägen Glasscheiben und dem geschweiften Holzwerk in den Saal.

Das Heidehaus war vor zweihundertfünfzig Jahren die Wohnung des zweiten Predigers gewesen und vereinigte in gemütlicher Weise Gelehrten- und Bauernhaus. Es ist für das Geschlecht der Heiderieter bezeichnend, daß

sie damals gerade dies Haus an sich brachten. Es mußte einem Geschlecht behagen, das halb künstlerisch, halb bäuerisch war.

Der Alte schlarrte mit langen Schritten durch das altertümliche, stattliche Gemach, in dem nur geringer Hausrat stand, und schloß zur Linken eine Stubenthür auf, zu der er den Schlüssel in der Tiefe der Tasche gefunden hatte.

Nachdem er einen der ganz verstaubten Vorhänge, welche die beiden Fenster dicht verschlossen, beiseite geschoben und sich überzeugt hatte, daß der Schulhof drüben leer war, übersah er seine Herrlichkeiten. Und hier, unter diesen toten Grabfunden, die auf Holztischen ausgebreitet lagen, veränderte sich das Wesen des Mannes, wie das seines Kindes sich beim Anblick des fremden Mädchens verwandelt hatte. Nachdem er den Kasten auf den Tischrand gesetzt hatte, legte er mit zitternden und flinken Händen, und lebhaft und nicht leise mit sich redend, die gefundenen Gegenstände dorthin, wohin sie nach Alter und Art gehörten. Zuletzt legte er ein Schwert, von fast Armeslänge, grade und wohl drei Finger breit, zu zwei gleichartigen und sagte: „Nun sind's drei!" Und man sah die Freude in seinem alten, runzligen Gesicht. Dann verzeichnete er die Funde mit nicht ungewandter Feder, bezeichnete auch den Ort und die Bauart des Grabes in einer umfangreichen Karte, welche ein Bild der ganzen Heidefläche darstellte. Er that dies alles mit lebhaften Bewegungen und mit einem Eifer, der deutlich zeigte, daß seine Seele hier, auf diesem Gebiet, mit einer nicht gewöhnlichen Begabung, mit lebendiger Phantasie und mit einer ehrlichen Liebe thätig war.

Als es Abend war, saßen Vater und Sohn an dem Tisch, der mitten im Saal stand, bis spät in die Nacht hinein unter der Lampe. Der Knabe versuchte einige

Seiten Homers zu überſetzen; der Vater las in einem alten Hauskalender. Beide ſaßen ſtumm und dumm da; alles Licht ſchien in ihnen erloſchen. Telſche Spieker war zu Lehrer Haller hinübergegangen, mit deſſen Frau ſie gute Freundſchaft hielt, und war dann, der langweiligen Menſchen, die im Saal ſaßen, überdrüſſig, zu Bett gegangen.

* * *

Der andere Tag brachte helle klare Luft. Die Heide lag da wie ein braunes Kind, auf dem Rücken, ſonnverbrannt, und doch der Sonne nicht böſe, die ihr in das ſchöne Geſicht ſchien, in das Geſicht mit den ſtillen Augen.

Das war ein Tag, auf der Heide zu liegen, von Phantaſieen überfallen, überwältigt zu werden und ſich nicht zu wehren, am Ende ſich nicht zu rühren, immer nur zu träumen. Es war ein Tag, eigens für einen Heiderieter vom Himmel gekommen.

Heim kam gegen ſechs Uhr abends aus dem Paſtorat, unzufrieden mit Paſtor Friſius, der ihn den ganzen Tag feſtgehalten hatte. Nicht, daß die Mathematik oder die Überſetzung des Virgil ihn ſehr geplagt hätte; aber daß ſolch Wetter unbenutzt, d. h. unverträumt, vorüberging, das quälte Heim. Zuletzt, als die Schatten der Tannen immer länger wurden, hatte er ſich ein Herz genommen und gebeten, entlaſſen zu werden, und Paſtor Friſius, an ſeinem Schreibtiſch in tiefen Gedanken, hatte aus der Tiefe heraufgenickt.

Im Heidehof legte Heim die Bücher auf den Tiſch und ging dann aus dem Hauſe. Als er die ſtille weite Heide vor ſich ſah, in der Ferne den Wald, davor den Wodansberg, da ſchlug aus ſeinen Augen das Feuer, das geſtern am Bach darin gebrannt hatte.

Da wurde er geſtört.

Es sprang einer mit lautem Ruf über die Höhe des Walls. Gleich hinter ihm erschien Andrees Strandiger.

Heim Heiderieter stand in böser Verlegenheit da. Ein fremder Mensch! Ein junger Mann stand vor ihm, groß und schlank, mit sicherer selbstbewußter Haltung, in feiner Kleidung. Heim machte den Versuch einer Verbeugung, der aber mißlang, der, um es gleich zu sagen, auch in Zukunft nie gelungen ist, also, daß Heim Heiderieter, als er später einiges Selbstbewußtsein bekam, es aufgab, Verbeugungen zu machen, und so wie er geschaffen war, grade durchs Leben ging. Andrees Strandiger gab ihm die Hand und sagte: „Du hast natürlich nicht daran gedacht, daß gestern die Pfingstferien angefangen sind! ... Kennst du Franz Strandiger wieder?"

Heim ward rot und nickte; Franz aber kam ihm entgegen und streckte gutmütig die Hand hin: „Wir sagen gleich ‚du' zu einander!"

„Kommt!" sagte Andrees.

Franz reckte beide Arme: „Ja, wir gehn über die Heide! Wir haben Ferien! Ferien!"

Andrees wandte sich an Heim: „Nun, wann kommst du auf die Schule?"

„Zum Herbst. Pastor Frisius hofft, daß ich die Sekunda erreiche."

„Was willst du werden?"

„Ich weiß nicht," sagte Heim verlegen. „Ich muß ja erst alles kennen lernen."

Andrees zog sein ernstes Gesicht in Falten: „Man muß doch wissen, wohin man gehen will."

Nein, das wußte Heim nicht. Heute hatte er dies gewollt und morgen jenes, und meistens etwas Seltsames, etwas Außergewöhnliches. Eine Zeit lang wollte er in

Friedrich Schillers Fußstapfen treten, bis er zu seinem Leidwesen merkte, daß Schiller gerade alle Gedanken, die Heim auf der Heide hatte, vorweg gehabt hatte. Ein andermal berechnete er die Zeit, da er seine erste Nordpolfahrt würde unternehmen können, und es war ein quälender Gedanke, daß ihm auch hier einer zuvorkäme.

Er hatte auch schon an Staatsmann oder Feldherr gedacht; aber da war wegen Bismarck und Moltke für lange nichts zu machen. Etwas anderes war es mit Afrika! Ja Afrika! Er senkte beide Hände in die weiten Taschen und fing an zu träumen. Und was er träumte, ward lebendig wie Wirklichkeit. Er war im Indischen Ocean, links Sansibar und ließ sich bei Daressalaam ans Land setzen, den weißen Korkhelm im Nacken.

Franz Strandigers Stimme rief ihn wieder nach der Wodansheide: „Ich werde entschieden Börsenmann!“ sagte er. „Da ist viel Geld zu verdienen. Und wenn man Geld hat, dann ist man freier Mann. Meine Schwester Lena sagte Ostern zu mir, als ich in Berlin war: ‚Sieh zu, Franz, daß du bald reich wirst, dann fällt der Glanz auf mich, und ich bekomme einen Hauptmann von der Garde!‘“ Er wandte sich an Heim: „Denke dir, das Mädchen hat eben erst lange Kleider an und hat solche Gedanken! Kannst du dir so was vorstellen?“

Nein, das konnte Heim nicht, bei all seiner reichen Phantasie! Er sah in seiner Ratlosigkeit zu Andrees auf: „Was willst du werden, Andrees?“ Er fragte nur, um von dem andern frei zu kommen, dessen sichere Art ihn verlegen machte.

„Ich?“ sagte Andrees, „ich will dem Vaterland dienen.“

Da machte Franz Strandiger mit seinem Stock einen sausenden Hieb durch die Luft: „Wie denkst du dir das?“

„Ich werde Verwaltungsbeamter, Staatsmann! Dann will ich das durchsetzen, was unserm Volke not thut."

Heim beugte den krausen Kopf, hörte still zu und staunte: „Wie er das so ruhig sagt! Und er wird es erreichen! Er wird es leicht erreichen!" Und Heim fing wieder an zu grübeln, seine Hände versanken in den Taschen, und er sah mit verlorenem Blick über die Heide: „Dann wenn er das Große erreicht hat, dann schickt er mich als seinen Botschafter ... nach Afrika, mit vielen Truppen und vielem Geld."

Er hob mit träumender Bewegung die rechte Hand, schob den Korkhelm in den Nacken und atmete tief und laut.

„Nun?" fragte Franz, und seine Augen lauerten und funkelten.

Da phantasierte Heim laut weiter: „Ich würde glauben," sagte er leise und langsam, „daß ich mein Leben verfehlt hätte, wenn ich nicht als Dreißigjähriger wenigstens zwei Orden hätte."

Franz lachte hell auf. Sein ganzes schönes Strandigergesicht sprühte von Spott, und er schüttelte dem aus seinen Träumen stürzenden, vor Schreck fast schwankenden Heim die Hand: „Ich will dich an das Wort erinnern, Heim Heiderieter, wenn du dreißig bist. Na! Du hast noch vierzehn Jahre bis zum Lorbeer."

„Und du," sagte Andrees scharf, „bis zum Geldsack."

„Und du," rief Franz, „bis zum Königreich!" Er knipste mit den Fingern und lachte: „Ich will doch diesen denkwürdigen Tag nicht vergessen, an dem drei dumme Jungen die Welt unter sich teilten."

* * *

„Komm," ſagte Andrees, „wir wollen umkehren. Du mußt mit nach Strandigerhof. Dort geſchieht heute etwas ganz Beſonderes. Du erinnerſt, daß vor einigen Jahren ein Kapitän aus Hamburg mit Frau und Kindern den Strandigerhof beſuchte und drei oder vier Wochen blieb. Erinnerſt du die beiden kleinen Mädchen? Nun: Beide Eltern ſind geſtorben. Zuerſt die Frau, welche eine entfernte Verwandte meiner Mutter war; danach iſt der Mann, der auf Südamerika fuhr, dort am gelben Fieber geblieben. Nun hat er eine Beſtimmung hinterlaſſen, daß im Fall ſeines Todes meine Mutter gebeten werden ſoll, die Kinder zu erziehen. Er ſchreibt, daß meine Mutter damals bei jenem Beſuch, ſowohl ihm als ſeiner Frau, ſo beſonders lieb geworden, ſo nahe getreten ſei, daß er nun in ſeiner Herzensangſt um ſeine Kinder dieſe übergroße Bitte wage. Nun kannſt du dir denken, was Mutter zu dem Brief geſagt hat."

„Ich weiß," ſagte Heim raſch: „Sie hat geſagt: ‚In Gottes Namen!' Sie iſt die beſte Frau auf der Welt. Sie iſt auch meine Mutter."

Andrees nickte und legte ſeine Hand auf die Schulter des Freundes. So gingen ſie eine Weile nebeneinander, dem Rand der Heide zu, nach Weſten. Vor ihnen, zwanzig oder dreißig Fuß tiefer, dehnte ſich die ebene Fläche der Marſch.

Dieſe Felder zu ihren Füßen, von Gräben durchzogen, bis an den Deich und der Körper des Deichs und das Vorland bis zum Watt, alles gehörte den Strandigern. Und was da draußen im Vorland und weithin im Watt an neuem grünen Land ſich bildete, auch das konnte den Strandigern nicht ſtreitig gemacht werden; denn ſie ſelbſt hatten dieſe Marſch dem Meer abgewonnen, und ſie waren es geweſen, die, ſolange man zurückdenken und leſen konnte,

immer aus eigener Tasche und mit eigenem Spaten den Deich in stand gehalten und im Vorland die Gräben ausgeworfen hatten, in denen sich der Schlick zu neuem, fruchtbarem Lande sammeln sollte.

Aber die alten Deichprotokolle, die im Landratsamt am Markt in der Stadt lagen, erzählten wenig von Landanwachs, häufiger von Deichbruch: „Der pp. Strandiger soll wegen Landes Sicherheit gehalten und verpflichtet sein, in diesem Jahr bis Martini Tag das corpus des Deichs, so ihm gehört, neu in stand zu setzen," oder: „Der pp. Strandiger soll noch in diesem Jahr von der Ecke des Stülper Deiches bis gegenüber dem Weg nach dem Hofe, allwo die Strömung und die Flut vom dritten November die Grasnarbe aufgerissen haben, in einer Länge von siebenzig Fuß einen Steindamm legen, wie landesüblich."

Erst in den letzten dreißig Jahren war es anders geworden.

Das Meer hat Launen, bald heult es, bald lacht es; bald ist es habgierig, bald freigebig. Es ward sehr freigebig! Und die Strandiger, immer thatkräftige zähe Leute, Friesen, sagte man, von Haus aus, stiegen zu frischer Arbeit über den Deich. Sie zogen lange schräge Gräben ins Watt hinein, und bald dehnte sich zwischen diesen Gräben, auf gewölbtem Rücken, weiter und weiter das kurze grüne Gras, und schon jetzt brachte dies grüne Vorland der Frau Strandiger über 3000 Mark jährliche Pacht.

Draußen aber, weit draußen im Watt, vier Stunden weit, hatte sich am Rand der Brandung eine lange weiße Dünenkette erhoben, immer höher; und im Schutz dieser Dünen, nach dem festen Land zu, hatte sich ein weites grünes Maifeld gebildet.

Flackelholm nennt man diese Insel. Sie ist wenig

bekannt, weil sie neu ist, ganz vereinzelt liegt und wegen der Watten und der Brandung sehr schwer zu erreichen ist. Es giebt Karten, die sie nicht verzeichnen, und es giebt Aufsätze über die Halligen, welche sie nicht kennen. Und doch ist sie auch eine Hallig, und zwar versunken gewesener, aber wieder aufgestiegener Rest der cimbrischen Marsch. Und wie es jetzt scheint, ist sie von allen Halligen die, welche die größte Zukunft hat; denn die anderen müssen geschützt werden, damit sie nicht vom Meer gefressen werden. Sie bekommen einen Steindamm, an dem das Meer sich die Zähne zerbeißt. Flackelholm aber wächst von selbst und dehnt sich von Jahr zu Jahr. Vor ihm hat sich das Meer selbst einen Wall, eine Grenze aufgebaut, eine lange hohe Mauer von weißem Sand.

Wenn man von Hamburg nach Helgoland fährt, und Steuerbord das feste Land verschwunden ist, und man hat ein gutes Glas, dann sieht man nordwärts im Meer die Düne leuchten, ja, man kann wohl gar den Flaggenmast erkennen, der aus gestrandetem Bambusrohr zusammengestückt ist, und vielleicht sieht man neben der Flagge den stehen, der jetzt dort wohnt, nachdem er das erlebt hat, was erzählt werden wird.

Als die Freunde die Auffahrt, die von den hohen Ulmen fast dunkel war, hinaufgingen, hielt vor der Hausthür die stattliche Kutsche, und Frau Strandiger streichelte zwei schwarzgekleideten Kindern die Wangen, immer umschichtig, damit keine zu kurz käme. Die Ältere, die vierzehnjährige Maria, dunkel, mit weichen braunen Augen, weinte; die achtjährige Ingeborg, mit blauen lebhaften Augen, sah voll Vertrauen auf die freundliche Frau mit der langsamen leisen Stimme und den kurzsichtigen verweinten Augen, und auf das große graue Haus. Dann entdeckte sie mit

raſcher Kopfbewegung — ihr rotblondes loſes Haar ſprang von einer Schulter zur andern — die drei Knaben, die zögernd aus den Bäumen traten.

„Seht!“ ſagte Frau Strandiger, „da kommen eure Freunde.“ Und ſie nannte ihre Namen.

Gleich nachher ſtand Heim hinter Frau Strandiger, in verlegener Haltung und wartete, bis die Begrüßung an ihn kam. Er ſah nach den Krähenneſtern hinauf, die oben in den Ulmen waren, alte vorjährige, und zählte ſie. Nur zweimal, zwiſchen je zwei Neſtern, flogen ſeine Augen raſch und ſcheu von den ehrwürdigen Bäumen zu den jungen Kindern, die ſo weiche Stimmen und ſo wunderſchönes Haar hatten. Wenn aber die Augen der Kinder wieder die ſeinen ſuchten, ſah Heim ſchon wieder nach der alten Krähe, die von oben herab in mißtönigen Schreien ihre Weltanſchauung kund that.

„Sie ſind mir viel zu fein!“ dachte Heim.

„Quark! Quark!“

„Das wird nie gemütlich!“ klagte Heim.

„Quark! Quark!“

So krächzte die Alte griesgrämige Antwort, und es war nicht abzuſehen, wie lange dieſe Unterhaltung dauern würde: Da traten die Kinder an Heim heran und begrüßten ihn.

Nach dem Abendbrot ging man noch um den großen Raſen, um den wie Poſten die ſtarken Baumſtämme ſtanden, zwiſchen denen es mählich dunkelte. Doch kam vom Weſten, vom Meer her, noch ein ſchwaches Abendleuchten; das ſtand in beiden Fenſtern des Giebels und ſah mit guten halberblindeten Augen auf die Menſchen, die durch den Garten gingen. Sie gingen aber ſo: Voran Franz Strandiger und neben ihm die dunkle Maria, und er erzählte ihr leb-

haft und frisch von dem Leben der großen Stadt, von den Paraden, Straßen und Schlössern, und sie hörte zutraulich zu und sah zuweilen zu ihm auf. Als er aber im Eifer der Darstellung — obgleich er sich sehr zusammen nahm; denn er war ein Menschenkenner — über etwas Betrübendes, Mitleid- oder Abscheuerregendes lachend berichtete, da war sie gleich verschüchtert und sah von ihm weg zu Andrees und Heim hinüber, mit Augen, die bange fragten: „Seid ihr auch so?" Und Andrees, der sie im Auge hielt, antwortete jedesmal, indem er sie wohlwollend freundlich ansah. Heims Augen aber flogen, husch — in das Dunkel der Ulmen.

Andrees hatte die Hand der kleinen Ingeborg angefaßt: „Wie alt bist du, Ingeborg Landt?"

„Acht Jahr bin ich!" und sie machte einen lebhaften Sprung.

„Ich bin sechzehn. Wieviel bin ich älter als du? ein, zwei? . . ."

„Acht Jahr um und dumm!" sagte sie und sprang wieder.

„Warum machst du immer einen Knix?"

„Das ist ja kein Knix!" Nun hatte sie mit einem Male eine viel tiefere Stimme. „Das ist ja bloß Spaß . . . weil wir so langsam gehn."

„Aha! Du möchtest mit mir laufen?"

„Ja, wollen wir mal?"

Er schüttelte verständig den Kopf: „Das ist nichts für große Leute!" sagte er.

Da ging sie stiller neben ihm an seiner Haud. Die Kameradschaft war aus. Er war ihr fern gerückt und fremd geworden. Ihr Herz, das zu ihm flog, war zurückgescheucht und flog einen andern Weg, zu Franz Stran-

biger, der luſtig plaudernd vorüber ging. „Andrees ſoll mir morgen das Haus zeigen," dachte ſie, „und die Pferde und die Lämmer. Mit Franz will ich zwiſchen den Bäumen Verſteck ſpielen. Da, hinter den großen Baum will ich mich ſtellen; das Kleid nehme ich zuſammen; dann ſieht er mich nicht. Aber den andern, den mag ich nicht leiden. Zu dem will ich gar nichts ſagen; der hat graue Schuhe mit Lederriemen."

Heim ging neben Frau Strandiger und hörte ſtill zu, was ſie ihm von dem Leben und den Schulzeugniſſen der Kinder erzählte und von dem künftigen Unterricht, den Friſius und Haller leiten ſollten. Er unterwarf unterdes mehrere Stämme am Tanganjika-See, die ſich zum drittenmal gegen ihn empört hatten, nachdem ſie ſo feierlich und wortreich Treue gelobt hatten; und er ſpähte ſeitwärts in die dunklen Schatten, ob nicht dort wilde ſchwarze Männer, mit Augen wie Feuerkohlen, lauerten, bereit, über das ſchöne Kind herzufallen, das neben Franz Strandiger ging und zu ihm, zu Heim Heiderieter, herüberſah, als ob es Hilfe brauchte. Maria Landt aber dachte, wenn ſein Blick ſcheu zu ihr herüberflog: „Was muß das für ein guter lieber Menſch ſein!"

* * *

Am andern Abend trat Andrees neben Maria ins Haus und hob die Mütze, während ſie an ihm vorüberging: „Wenn du Luſt haſt," ſagte er, „will ich dir die Ausſicht zeigen, die wir von oben haben."

Sie gingen nebeneinander die dunkle ausgetretene Treppe hinauf, die ſich zur Linken der Hausthür in ſtattlicher Breite und dunkler Fülle des Geländers erhob. Der ſchmale Gang, in den ſie nun traten, war ohne Fenſter

und hatte in der Mitte zwei Stufen, da mußte er ihre Hand faſſen. Weil es aber eine ſo warme, weiche Hand war, die zutraulich in der ſeinen lag, mochte er ſie nicht gleich wieder loslaſſen und führte ſie ſo am Ende des Ganges eine ſteile, enge Treppe hinauf, die nur eine glatte Holzſtange als Geländer hatte.

„Ingeborg iſt ſehr gern hier," ſagte ſie. „Als wir von Hamburg wegfuhren, weinte ſie."

„Und du?"

„Ich? Erſt hab' ich mich gefürchtet, vor euch Jungs nämlich. Ich dachte, ihr wär't ſtolz. Die großen Jungs ſind manchmal ſo ſtolz."

„Ich bin kein Junge mehr!"

Sie ſchwieg und ſenkte den Kopf: „Du mußt das nicht übelnehmen!" ſagte ſie dann. Sie war dem Weinen nah. Ihre Schweſter Jugeborg hätte gelacht, ſie aber kämpfte mit Thränen.

Er ſtieß mit dem Fuß die Thür auf; da ſtanden ſie in einer Kammer, welche am Ende des Hauſes, unterm Dach, angebracht war. In der ſteilen Giebelwand war ein breites Fenſter. Zwei kleinere, mit eiſernen Rahmen, lagen im ſchrägen Ziegeldach einander gegenüber; das eine zeigte nach Oſten, nach der Heide, das andere nach Weſten, nach dem Meer. Viele Bauernhäuſer am Strand haben ſolche Fenſter oder Luken; man kann bei unruhigem Wetter über den Deich ſehn und ſich überzeugen, wie es im Vorland und im Watt ausſieht, ob das Vieh ruhig weidet oder ob die Springflut gefährlich wird.

„Komm!" ſagte er. „Hierher!" Und er legte in der großartigen Weiſe, wie Brüder ihre kleinen Schweſtern behandeln, ſeinen Arm um ihre Schultern und zog ſie an das Giebelfenſter. Er war viel größer als ſie, lang und

unfertig; die Naſe grade und hochmütig — das Erbteil der Strandiger, ihr Wappen —, der Mund ſehr ſchön, aber ſtrenge; die Augen voll Stolz, noch nicht voll Feuer; über der breiten, nicht hohen Stirn lag das dunkle ſchlichte Haar, eng anliegend, glänzend, das nach dem Hinterkopf aufſteigt, wie Ingeborgs Blondhaar. Wenn man vor Andrees und Ingeborg ſteht, und man iſt nicht gar zu klein, dann ſieht man immer den nach dem Hinterkopf zu ſtark aufſteigenden Scheitel. Man hat Andrees Strandiger nie mit läſſigem Haar geſehen; immer hat es dieſe ſchlichte glänzende Form, die er zuweilen nach ſeiner Gewohnheit durch eine ſorgfältige Handbewegung glättet, eine Handbewegung, die er noch heute an ſich hat, in dieſem Winter, da er anfängt, in der Landſchaft ein bekannter, viel genannter Mann zu werden. Es ſpricht aus dieſer Bewegung eine gewiſſe Eitelkeit, aber vor allem eine pedantiſche Sorgfalt und grübleriſche Umſtändlichkeit im Denken und Empfinden.

Sie trat, von ſeinem Arm umſpannt, dicht an das Fenſter; aber ihre Seele nahm noch nicht auf, was ihre Augen ſahen; ſie dachte nur: „Wie hält er mich ſo feſt!“ Und ihr weiches, jedem Eindruck nachgebendes Herz ſchlug laut vor Freude.

„Siehſt du den Wehl? Er hat tiefes Waſſer.“

Sie ſah über das Waſſer weg: „Wem gehören die kleinen Häuſer dort?“ fragte ſie lebhaft.

Die Abendſonne ſtand in den kleinen niedrigen Fenſtern des Eſchenwinkels, daß ſie in gelbem Feuer lichterloh brannten.

„Es ſind Arbeiterwohnungen,“ ſagte er und wollte ſie fortziehn. Aber ſie achtete nicht mehr auf ſeinen Arm: „Kinder ſpielen dort!“ ſagte ſie, „barfuß!“

„Laß ſie!“

Er zog ſie nach dem andern Fenſter, das nach Oſten lag. Da breitete ſich die weite Heide im Abendſonnenſchein. Vorn ſtieg ſie wohl zwanzig Fuß auf, dann dehnte ſie ſich grabeaus bis an den Wald, nach Süden bis ans Ende der Erde.

„Siehſt du am Rand der Heide, dicht vorm Dorf, das breite Strohdach? Da wohnt Heim Heiderieter!“

„Ach ... wie ſchön! ... Der iſt gut! ... Nicht?“

Er drehte ſie in ſeinem Arm um. Sie hob ihr feines Geſicht zu ihm auf, glücklich und ein wenig verlegen: „Du ſagſt: Heim iſt gut! Warum ſagſt du nicht, daß er hübſch iſt? Ich meine, er hat krauſes Haar und kluge, freundliche Augen?“

Sie nickte: „Ja, das hat er!“

„Nun? Sei ehrlich!“

„Ja, was nützt ihm das, wenn er nicht gut iſt?“

Sie blickte ſeitwärts und ſah wieder die Kinder: „Sieh,“ ſagte ſie und lachte leiſe, „die Kinder tanzen im Reigen und ſingen dazu.“

Da zog er ſie unwillig zu dem andern Fenſter, in das von Weſten her die Sonne ſchien.

Es war Hochflut, und die Wellen trugen weißen Schaum.

„Was ſagſt du nun, Maria Landt? Die Wellen tanzen im Reigen und ſingen dazu!“

Die Augen des Kindes flogen über das weite Waſſer, wie der Strandvogel darüber hinfliegt, der zu früh vom Deich aufflog und keine trockene Stelle für ſeinen Fuß findet. Sie hatte ihre Jugend zwiſchen den Mauern der großen Stadt verlebt. Nun war der Anblick ſtärker als

sie. Was sie sagte, wurde Gebet: „Wie ist die Erde so groß ... o, das hab' ich nicht gewußt. Ich fürchte mich."

Er lachte kurz auf — die Strandiger können nicht ordentlich lachen; es klingt kurz und nüchtern —: „Ich dachte, du solltest dich über das Große freuen und das Kleine nicht sehn. Du aber freust dich über die barfüßigen Kinder vom Eschenwinkel und ihre armseligen Häuser, und du siehst das Meer und fürchtest dich."

Sie sammelte mühsam ihre Gedanken: „Von allem, was ich seh', sind mir am liebsten die Kinder, die unter den Eschen spielen."

„So! Und dann Heim Heiderieter und sein Haus, und dann? Und wann komm' ich?"

„Ich kann doch nicht so denken wie du, Andrees?!"

„Komm!" sagte er und ging voraus und stieg die Treppe hinab. Er gab ihr nicht wieder die Hand. Im Gang blieb er stehn und sagte: „Hier sind zwei Stufen."

Sie ging hinter ihm her, einen stillen Ausdruck im Gesicht.

Als sie durch die Hausthür in den Garten traten, jagte Franz Strandiger hinter Ingeborg her über den Rasen. Er hatte sie doch hinter dem Ulmenstamm gefunden. Die Augen der beiden blitzten, und jede ihrer raschen Bewegungen war schön. Heim Heiderieter aber stand, die Hände in den Taschen, seitwärts an der Mauer und sah mit vorgebeugtem Kopf auf das Kind, als hätte er den Auftrag, es im Lauf zu malen.

Drittes Kapitel

Heim und Andrees waren Mitte September nach Haus gekommen. Das Abgangsexamen war bestanden.

Andrees hatte seine Primanermütze der Mutter gegeben, die ihn darum gebeten hatte. Man fand diese Mütze, um es gleich zu sagen, nach ihrem Tode, der achtzehn Jahre später eintrat, in der untersten Schieblade der Nußbaumkommode, die am Kopfende ihres Bettes stand. Da lag ihr Brautschleier, der an drei Seiten selbstgeklöppelte Spitzen hatte, und die ersten Schuhe ihres Andrees von schwarzem Ziegenleder und jene flache Tuchmütze ihres Mannes, welche am zweiten Tag von den Wellen ans Land gespült wurde. Da lag auch das neue Hemd aus feinem Bielefelder Leinen, die weißen Zwirnhandschuhe und die weiße Haube, welche sie im Tode tragen wollte. Denn sie trug im Alter gern weiße Morgenmützen, am liebsten den ganzen Tag. Alte saubere Frauen haben bei uns besondere Vorliebe für weiße Hauben.

Andrees hatte sich eine Art Jagdmütze gekauft, die ihm gut stand und ihm etwas Männliches gab. Er war sehr ruhig und benahm sich verständig und war in seinen Urteilen so gefestigt, daß er die mehr theoretischen Aus-

führungen von Pastor Frisius und die mehr praktischen Anschauungen, die Lehrer Haller entwickelte, bei allem guten Willen, den er als höflicher Mann hatte, nicht verwenden konnte. Seine Weltanschauung zeigte nicht die geringste Lücke mehr, und sein Herz würde, das wußte er, nie einen Weg gehn, den nicht Erfahrung und Nachdenken fest und sicher gepflastert hätten. Er war ein junger Mann, der wußte, was er wollte, der ein junges starkes Pferd gesattelt hat und nun von der Schulthür aus in die Welt reitet, einen bekannten schönen schattigen Weg, zur großen Stadt, in der alles ihm gewogen sein wird: Die Mädchen werden ihn lieben, die Jungen seine Erfahrung suchen, die Alten sein Nachdenken schätzen.

Er ging nach Berlin. Bei der Mutter von Franz Strandiger wollte er wohnen.

Heim Heiderieter trug noch die feuerrote Primanermütze, weil bis heute kein Geld flüssig gemacht war, einen Hut zu kaufen. Er dachte über das Geld, das nötig war, wenig nach. Mochte sein Vater in seine alten grauen Stiefel steigen und sehn, woher er es nahm. Er ging in seligen bunten Gedanken über die herbstliche dunkelfarbige Heide und träumte von alten Burgruinen im Mondschein, von gemütlichen Wirtschaften am Bergabhang und von stillen Waldwegen, in denen schöne Kinder lustwandelten und das Singen der Vögel aus dem Dickicht klang.

Er ging nach Tübingen.

Er saß neben Andrees auf der Sodenbank des Wodanshügels und starrte über die Heide, von welcher der Morgendunst aufstieg, gleich wie eine Decke von den Strahlen der Sonne wie von weichen, warmen Mutterhänden aufgehoben, und seine Traumgesichte füllten die weite, dunkle Fläche mit bunten Gestalten.

In diesen Tagen trug er sich mit dem Gedanken — er hat ihn nicht ausgeführt —, einen Sang oder eine Mär zu schreiben, wie damals Sitte war: Ein ritterlicher Sohn dieser Heide, kein Heiderieter, sondern ein Andrees Strandiger, sollte in jener bunten Zeit, da man zwei Beine, die zusammengehörten, das eine in blaues, das andere in rotes Tuch kleidete, von Tübingen zurück nach Holstein reiten und an einer Brücke des geschwollenen Neckar einem Mägdlein das Leben retten. Und in tollem Junkerübermut sollte er von dem überdankbaren, kindergesegneten, weintrunkenen Vater das Versprechen erlangen, daß selbiges Kind, Jungfrau geworden, ihm nach Holstein gebracht werden sollte in seine Burg am Strand der Nordsee. Und wie sie dann, nachdem drei Jahr ins Land gegangen, ankam, hoch und schlank, mit goldbraunem welligen Haar und dunklen Augen, von einer alten Dienerin geleitet, scheu fragend, bange, und wie das Heimweh sie packte, und sie trostlos übers Meer sah, und wie ihr Stolz sich aufbäumte, nicht ungleich dem dunkelbraunen Hengst, auf dem der Junker über die Düne ritt. Und wie er so kalt that und so gleichgültig und warten wollte, bis sie zu ihm kam, obwohl sein Herz vor Liebe brannte, wie die Morgensonne in den Bleifenstern der Kemenate, die nach dem Wald hinsahen. Und wie sie nebeneinander über die Heide ritten, und er von Pferd zu Pferd, in heißem Jagen, da ihr Haar gegen seine Wangen flog, doch ihr zuerst entgegenkam und um Liebe bat, wie die Frauen es so gern haben, stolz und doch demütig ... „Wird das nicht sein, Andrees?" Er war auf die Sodenbank gesprungen und zeigte über die Heide: „Da ... da reiten sie! Siehst du?"

„Das sind Träume!“ sagte Andrees. „Du mußt in der Wirklichkeit leben.“

An einem andern Abend, als die Abreise schon nahe war, saßen die beiden Freunde im Garten unter der Ulme, die südlich vom Rasen steht. Dort hatte Heim Bank und Tisch gezimmert; Ingeborg hatte ihm geholfen.

Sie stritten sich über die beiden Mädchen. Heim behauptete, daß Maria zu gut für die Welt wäre. „Hast du je gesehn, daß sie zornig war? Sahst du sie je unruhig, launig oder heftig? Ist sie gegen jemand stolz? Wenn das Christentum, das Frisius predigt“ — sie sagten jetzt immer Frisius, nicht Pastor Frisius — „in irgend einer Seele wirklich vorhanden ist, dann ist es in Maria Landts Seele!“ Und er schlug mit der Hand auf den Rand des Tisches, den er gezimmert hatte.

Andrees lehnte sich zurück und sagte: „Wir stimmen ganz überein. Du sagst mit vielen Worten: ‚sie ist eine Heilige.‘ So fahre ich fort: also ist sie im Leben nicht zu brauchen. Sie ist viel zu weich, zu vertrauensvoll, hat Nebel vor den Augen. Ihr einziger Umgang sind meine Mutter und etwa die Kinder vom Eschenwinkel. Diese weiche Natur, Heim! Und dieser weiche, kindliche, thränenreiche Umgang! Was soll daraus werden?“

„Deine Mutter ist fast ganz erblindet. Sie braucht Marias Hilfe.“

„Ingeborg dagegen geht oft zu Haller und Frisius.“

„Ingeborg!“ sagte Heim mit Nachdruck. „Ingeborg ist das Gegenteil!“

„So? Maria eine Heilige, Ingeborg eine Hexe!“

„Na, das nicht! ... Aber eine Deutsche; eine stolze und starke!“

„Ich weiß nicht, wie du dich für ein Kind interessieren kannst.“

„Warte nur, wenn sie erst vier Jahre weiter ist! Sie ist eine von den alten germanischen Gestalten, die aus dieser Gegend nach England zogen! Stark, blondes Haar, das ein wenig rötlich ist, blitzende blaugraue Augen! Ihre Mutter war eine Verwandte deiner Mutter. Deine Mutter aber stammt aus dieser Gegend von dem alten Horstengeschlecht. Es ist aber geschichtlich erwiesen, daß Hengis und Horsa, die Häuptlinge der ausziehenden Sachsen, in dieser Landschaft auf Höfen gesessen haben.“

„Nun wirst du wild!“

„Ah ... du hast keine Phantasie, Andrees!“

„Die hast du! Aber du kannst nicht mit ihr fahren! Sie geht mit dir durch!“

„Du, Andrees, wie stehst du mit Maria?“

„Du hörst ja: sie ist eine Heilige! Was soll also die Frage? Und du mit Ingeborg?“

Heim fuhr mit der großen, magern Hand über den Mund und schwieg; dann sagte er plötzlich: „Wenn ich zu ihr sage: ‚Liebe Ingeborg!‘ dann macht sie solche Augen und sagt: ‚Heim ...??‘“

Sie saßen eine Weile mit nachdenklichen Gesichtern, bis die beiden Mädchen zwischen den Ulmen hervorkamen und durch den Garten gingen: Maria nun schon kein Kind mehr, aber noch sehr leicht aufgebaut, mit weichen, etwas langsamen Bewegungen und sanften Augen, Ingeborg noch ein Kind, aber größer als Maria, etwas eckig in Worten und Bewegungen: „der dürrste Rethalm im Wehl,“ sagt Andrees; „ein fliegender Pfeil,“ sagt Heim.

Die beiden Freunde standen höflich auf, und Heim sagte zu Ingeborg: „Unsere Freunde aus der Stadt haben

uns geschrieben, daß sie morgen reisen wollen. Wir reisen mit ihnen."

„Na ... denn man los!"

Maria sah Andrees an: „Morgen schon, Andrees?"

„Kinder!" sagte Ingeborg, „dann gehn wir nochmal über die Heide! Komm', Heim!"

Das war selbstverständlich, daß Ingeborg mit Heim ging und Maria mit Andrees.

Maria ging eilend den Wodanshügel hinauf und, wohl in ihrer Verlegenheit, weil Andrees heute so fremd und steif war, stellte sie sich auf die Sodenbank und legte die Hand gegen die Birke. Er war gleich bei ihr, und im Zorn, weil sie so gleichmütig blieb, und weil er nichts erreicht hatte, legte er den Arm mit rascher Bewegung fest um sie. Die Sonne lag als eine goldene Kugel auf silberner Platte auf dem Meer. Die Luft war klar und blank wie farbloses Glas, und es war ganz still in der Welt, und es war, als wenn die ganze Welt ohne Flecken und Leid wäre. Da legte sie zum erstenmal den Arm zutraulich um seine Schultern.

„Siehst du, Maria, dort ganz fern am Horizont die langen weißen Linien, sie kommen und gehn, sie wälzen sich wie lange glänzende Schlangen nach der Sonne zu: Das ist die kommende Flut."

„Aber was ist dort rechts von der Sonne, Andrees? ... O, sieh doch: ein weißes Gebirge mitten im Meer!"

„Es wird eine Brandung sein ... wo denn?"

Sie hatte ihren Kopf leicht an den seinen gelegt. Ihr Haar und ihr zeigender Arm hinderte die Aussicht.

Da nahm er ihren Arm gefangen, und nun sah er es deutlich im Meer liegen, weit weg: „O!" sagte er ... „Das ist ein seltener Anblick. Das ist Flackelholm!"

Sie atmete hoch auf: „Das ist Flackelholm?! Schön und still liegt es da. So rein und weiß.“

Er lachte kurz auf: „Entsetzlich öde und langweilig muß es da sein. Aber es thut mir doch leid, daß ich auch diesmal nicht dazu gekommen bin, es zu besuchen. Ich bin noch nie dagewesen; Mutter will es nicht.“

„Deine arme Mutter!“

Sie schwiegen beide.

„Vater hat dort über zehntausend Mark in Gräben und Buhnen angelegt; noch stehn da die beiden Hütten, in denen die Arbeiter gewohnt haben. Nach Vaters Tod ist nichts mehr geschehn. Man mochte von Flackelholm nichts mehr hören.“

„Wie es so still und weiß daliegt! Es ist, als wenn die Sonne es lieb hätte. Sie hat sich dicht daneben gelegt.“

„Wenige Menschen wissen den Weg dahin. Die Störfischer aus der Elbe liegen zuweilen in der Nähe; es ist schwer, da zu landen und nichts zu finden, höchstens Mövenеier, oder einmal ein Wrackstück, oder ein toter Seehund.“

„Oder ein ... toter Mensch.“

„Man kann auch zur Ebbzeit zu Fuß hinkommen. Es ist ein gefährlicher, stundenweiter Weg. Mein Vater kam dabei um.“

„Ist es nur unfruchtbare Düne?“

„Nein! Im Schutz der Düne liegt flaches, niedriges Vorland, viele Hektare, sagt man, und der Schlick soll wachsen, immerfort. Wenn ich wiederkomme, will ich doch dahin gehen und nachsehn. Man sagt freilich, was da wächst, ist salzig und sumpfig, kein Tier frißt es, und die ganze Insel ist ohne Wert. Und langweilig ist es da über die Maßen.“

„Aber wenn einer krank wäre, Andrees, ich meine, so

am Herzen, traurig oder verbittert oder unglücklich; wenn die Menſchen ihm Unrecht gethan hätten, oder er hätte ſelbſt ein Unrecht auf ſich geladen: dann müßte er dahin gehn."

Er zuckte die Achſeln und ließ ihren Arm fahren: „Ich kann mir ſo was nicht denken!" ſagte er.

„O," ſagte ſie, „es giebt doch ſo viel Elend und Unglück in der Welt! Im Eſchenwinkel iſt beinahe immer Krankheit. Der kleine Schütt hat ſtarkes Fieber, und die Stube iſt ſo niedrig und dumpfig. Die Frau von Reimer Witt iſt auch wieder krank. Sechs Kinder ſind da."

Er löſte den Arm von ihrer Schulter. Ein unwilliger Zug war in ſein Geſicht getreten.

Da merkte ſie, daß ſie ihn verletzt hatte und wollte ihn wieder gut machen: „Wer weiß den Weg nach Flackelholm?"

Er lachte kurz auf: „Deine Freundin, Antje Witt, und Reimer, ihr Bruder! Weißt du das nicht? Die kennen ihn. Man ſagt, wenn die Ebbe eintritt, geht Antje Witt fort und wandert ſtundenlang durchs Watt, in weitem Bogen den Prielen ausweichend, und kommt ſo nach Flackelholm. Es iſt jedenfalls Thatſache, daß ſie zuweilen mit dem Waſſer fortging und nicht mit dem Waſſer wiederkam. Wo kann ſie ſonſt geblieben ſein? Sie muß doch irgendwo Land finden? Es iſt aber ein furchtbares Wagnis. Ich habe es auf der Landkarte gemeſſen, es iſt der vierte Teil des Weges nach Helgoland."

„Es iſt wunderbar: Ein ganzes Land, das man nicht kennt?"

„Komm!" ſagte er. „Wir wollen von etwas anderm ſprechen! Was geht mich die öde Inſel an? Hier iſt es ſchön, und vor mir liegt die ganze Welt." Und als wollte

er noch einmal das Bild der Heimat umfassen, sah er über die Heide und sagte wieder: „Morgen geh' ich in die Welt!"

Er sah nicht auf sie und achtete nicht auf sie. Es war, als hätte er sie vergessen.

Da dachte sie: Er freut sich, daß er fortgeht. Und sie grübelte darüber nach, was doch das wäre, das verschieden in ihnen war und sie trennte. Und sie konnte es nicht finden.

Es ging eine Wagenspur quer über die Heide, die nach dem Strandigerhof führte. Diese verfolgten sie. Jeder ging in einer der Spuren; zwischen ihnen lief der niedrige Erdwall, mit hoher Heide bewachsen. So gingen ihre Gedanken auch nebeneinander her, wie die Wagenspuren, die nie zu einander kamen. —

Die Sonne wollte ins Meer steigen; das Abendrot begann hinter verstreuten Wolken seine Feuerlein anzuzünden; da kam Heim Heiderieter von Norden her durch die Heide. Ingeborg ging neben ihm, den braunen Strohhut in der Hand schwenkend und mit den Fußspitzen lässig gegen die Heide stoßend. So schlenderte sie gemütlich, träge dahin. Kümmerte sich Ingeborg Landt in jenen Jahren überhaupt um irgend etwas? Lebte sie nicht ohne Sorgen und Gedanken? Wie eine Schwalbe, wie eine Möve? War sie nicht damals eine sehr schöne, sehr stattliche, sehr langhalsige Distel? War sie damals eine wilde Hummel in der Heide? Heim weiß es! Ja, so war sie.

Wenn Maria über die Heide ging, blieb sie zuweilen erschreckt stehen und fürchtete, eine Schlange zu sehen, die durchs Kraut schlich, und ging nur zagend weiter. Ingeborg aber stieß gegen das Heidekraut und sagte: „Macht Platz oder bückt euch!" und kümmerte sich nicht um

Schlangen. Als eine junge Königin ging sie durch ihr Reich. Die Augen waren voll klarem, blankem Feuer, das hellblaue Kleid mit kleinen weißen Tupfen legte sich bescheiden und demütig schmeichelnd an und machte weiter keinen Anspruch, als Heims Augen abzuhalten, die zuweilen thöricht waren.

Sie ging ein wenig vorauf in Gedanken; nun kehrte sie sich um und sah auf Heim.

Still und feierlich, wie auf Besuch wartend, stand der Wald vor ihnen; hier und da waren Weißbirken zum Empfang vor die Thür getreten.

Ein buntes, fein gewirktes Kleid trägt der Wald, sittsam, hochgeschlossen. Nur dort in der Tiefe, wo der Bach mit seinen blanken Augen zwischen Blättern lugt, ist das Kleid ein wenig gehoben, ist der Fuß ein wenig frei. Denn der Wald geht langsam gen Westen über die Heide.

Vornan ein wirres Dickicht von niedrigem Eichengestrüpp, Farn und Heidekraut, wie liegende Kinder vor seinen Füßen; dann die ersten Buchen, die mit tief herabgelassenen grünen Schleiern des Waldes Geheimnisse decken. Vor dem allem stehen hier und da, mitten in der Heide, Weißbirken, schlanke Gesellen. Der Westwind hat sie immer wieder fest angefaßt, und sie haben sich zurückgelehnt, aber sie halten ihre Schlapphüte fest und halten Wache vor dem Wald, einzeln, zu zweien und dreien.

Da ist der Wodanshügel. Er wächst vor dem Wald auf, nicht hoch, zwanzig Fuß, und kreisrund. Die kleinen, kurzbeinigen Geister des Waldes haben ihn aufgebaut, von der Höhe Umschau zu halten über die Heide, und weiter übers Meer und weiter, so weit ein Waldgeist sehen kann. Sie haben auch die Birken darauf gepflanzt, klettern hinauf, sitzen und lugen, ob Wolken überm Meer

aufſteigen und hartes Wetter anzeigen. Dann laufen ſie weinend und ſtöhnend den Wald entlang, die lange Linie, und melden, was kommt: „Feſt die Wurzel! Biegſam den Stamm! Stolz die Krone!“ Brauſend, heulend kommt der erſte Stoß; unter die knorrige Wurzel fliegt jammernd der Waldgeiſt.

Wenn aber die Sonne ſcheint wie heute, und ein weicher Wind weht, dann ſitzen ſie acht und neun nebeneinander — denn es ſind kleine Wichte — auf der Bank, die ſie ſich aus Soden gemacht haben, und erzählen von alten Zeiten und von dem Liebespaar, das am letzten Sonntag durch den Wald ſchlich, und von Heim Heiderieters beiden goldenen Reifen, die noch immer unter der Sodenbank liegen ... „Huſch! weg! Da kommt Heim Heiderieter, der Störenfried, und Ingeborg, die Schöne.“

„Sprich nicht ſo laut, Ingeborg! Die Luft iſt ſo klar und ſtill. Es klingt weiter, als du denkſt. Schlag' nicht mit der Hand durch die Luft; es wird klingen, als wenn du auf Glas ſchlägſt. Wenn du ſingen willſt, mußt du Ernſtes und Feines ſingen; denn es klingt bis an die Pforte, wo die Engel ſtehen.“

Ingeborg kehrte ſich um und ſah ihn bedenklich an: „Na ... nun biſt du wieder im Zug! Nun kann man wieder kein vernünftig Wort mit dir reden.“

Sie gingen nebeneinander den Hügel hinauf. Er ſah, wie ihre Kniee gegen das Kleid ſtießen.

„Hier liegt ein König begraben!“

„Weißt du's gewiß?“

Er legte ſich ins Gras und ſah zu ihr auf: „Natürlich weiß ich's; ich bin ja ein Sonntagskind.“

„Haſt du in dieſen Tagen was fertig gebracht? Du prahlteſt!“

„Vielleicht! Wenn du freundlich biſt!“
„Iſt es auch vernünftig?“
„Ich weiß nicht. Es hat noch niemand gehört.“
„Das iſt nicht mehr als recht! Sag' her!“

Am Wodanshügel.

Es war ein Fürſt am Nordſeeſtrand,
Der hatt' ein Schloß am Heiderand,
Der ſprach: Wir wollen jagen
Heiho — in Herbſtestagen.

Sie jagten da drei Tage lang
Und hatten manchen guten Fang;
Dann zogen ſie zum Schloſſe,
Heiho — in lautem Troſſe.

Der Fürſt am Wald zurücke blieb:
Wodan das rechte Wild mir gieb!
Ich muß am Walde ſäumen,
Ich muß im Leide träumen.

Er träumte, bis er feſt einſchlief,
Bis in dem Wald die Unke rief,
Bis Nebelfrauen kamen
Und ihm das Herze nahmen.

Auf ſeinem Grab am Waldesrand
Ich nimmer meine Ruhe fand,
Ich ſuch' nach einem Wilde,
Ich träum' von einem Bilde.

„Das iſt mir nun wieder zu hoch,“ ſagte ſie. Aber er merkte wohl, daß ſie ein wenig davon begriffen hatte, ſo viel als man von einer Wolke begreift, die fern heraufzieht. Sie hatte den Mund ein wenig geöffnet, und ihre Bruſt bewegte ſich langſam und ſtark. Wenn man nur wüßte, was ſie jetzt denkt! Aber ſie iſt immer wie ein

Vogel: man meint, er ist im Garn, da singt er auf dem nächsten Baum, als gäb' es weder Fuchs noch Vogelsteller.

„Was siehst du da, Ingeborg?"

„Kannst du nicht sehen? Hast du keine Augen? Andrees und Maria gehen da. Er hat mich noch nicht ein einzig Mal aufgefordert, mit ihm zu gehen. Na, es ist mir auch sehr gleichgültig."

Waren das ihre Gedanken?

„Andrees hat Maria lieb; darum geht er mit ihr. Ich habe dich lieb, also!"

„Ach was ... lieb? lieb? Was ist das?"

„Es ist wirklich so, Ingeborg! Und du könntest gern ...?"

„Könntest? Kannst? ... Ich will aber nicht! Es ist dummes Zeug!"

„Ich wollt' aber gern," sagte Heim, und seine Augen waren sehr zornig, „daß du endlich einmal freundlich mit mir wärst. Nun gar am letzten Tag!"

„Und ich ... ich wollte, daß du das Betteln ließest. Andrees würde es nie einfallen, zu betteln und hinter einem Mädchen herzulaufen ... aber du bist lappig!" Sie sprang auf und ging mit steifer Kopfhaltung und den Hut hin und her schlagend, den Hügel hinunter nach dem Strandigerhof zu.

Heim stand und sah ihr nach.

Ingeborg ging über die Heide und dachte an Andrees. Denn Andrees war das Stolzeste und Herrlichste, was es auf der Erde gab. Er war so herrlich, wie alle die Leute, von denen sie in diesen Wochen im Unterricht bei Frisius gehört hatte, wie Theodor Körner, Friedrich Friesen und die andern jungen Helden des Freiheitskrieges. So schön war er, so sicher, und so stolze Augen hatte er! Und es

war ein Jammer, daß er nicht nach Ingeborg Landt fragte! Heim aber? Nein, Heim war zu weich, zu unruhig, zu freundlich. Heim ist kein Held!

Heim stand noch eine Weile und sah ihr nach. Dann steckte er die Hände in die Tasche und sah ins Abendrot, das wunderbar leuchtend am Himmel stand. Das nahm ihn gefangen. Sein Gesicht verlor die ärgerliche Spannung, und seine Augen fingen Feuer. Er vergaß die Ingeborg, die da seitwärts auf der Heide ging, und er fing an, mit der andern zu reden, die in seiner Phantasie lebte, die mit ihm über die Heide ritt, die seine Liebste war. Er ging rascher vorwärts, und wie er so weiterging, die Augen nach dem Abendrot gerichtet, hob er die Hand, und alles andere in der Welt versank: „Die ganze Burg steht in Flammen, Ingeborg! Galopp! Und fürcht' dich nicht! Siehst du, wie stark und stolz die wolkengrauen Mauern stehen? Die fallen nimmer um. Aber inwendig sind lauter Flammen. Sie schaun mit ihren wahnsinnigen roten Augen aus allen Fenstern, sie laufen die Gänge entlang, treten auf den Söller und klettern den Turm hinauf. Siehst du? Nun fliegt der rote Hahn über den First! Acht auf den Weg, Ingeborg, und halt die Zügel fest. Siehst du die Lohe in der schönen Halle? Über Tisch und Bett springen und sprühen die roten Feuergeister ... Wein' nicht, Ingeborg. Wir bauen ein neues Haus, viel schöner noch, mit einem Altan nach dem Wald zu sehen und mit hohen Fenstern nach dem Meer ... Nun sinkt die Glut ... die Feuer gehen aus ... hohle Augen sehen mich an ... ach ... nun ist es eine Ruine!"

Er ließ beide Arme sinken und stand still, weltverloren. Unweit lag der Heidehof, und hinterm Wall lag Ingeborg, so lang sie war, und lachte.

Da wurde er sehr verlegen und wollte sich zornig abwenden. Aber wie sie da lag und ihn so übermütig anlachte und ihr helles Haar sich mit dunklem Heidekraut mischte, konnte er sich nicht von ihr reißen. Er stand vor ihr und dachte: Wenn sie dich doch lieb hätte! Und sie ließ sich gern betrachten, weil er sie mit seinen Worten in Ruhe ließ, und dehnte und streckte sich wie ein Kätzchen, das spielen will.

Da wandte er sich still ab, fast ein wenig blaß geworden, und sie stand gleich auf und ging mit ihm den Abhang hinunter. Über Marsch und Meer lag schon Abenddunkel.

„Ich mag dich doch leiden!“ sagte sie plötzlich. „Sonst ginge ich wohl nicht immer mit dir über die Heide.“

„Aber dann bist du mit einem Male unfreundlich und fängst Streit an.“

„Hab' ich nicht am Wall auf dich gewartet?“

„Ja, das hast du, und darum ... und weil“ ... und er griff in die Tasche und suchte und sah sie an ... aber da hatte sie schon wieder die großen, verwunderten Augen; als sähe sie plötzlich „einen Elefanten vor sich“, solche Augen!

Da ließ er es.

Als er allein auf dem Rückweg am Wehl vorüber kam, nahm er den Armreifen aus der Tasche, und mit plötzlicher zorniger Bewegung warf er ihn ins Wasser. Silbernes Licht erschien, und die Hände der Wasserfrauen griffen gierig aus dem Wasser heraus nach dem Kleinod. Die Unvorsichtigen!

„Es wird doch nie was!“ sagte Heim. „Sie ist zu eigensinnig. Sie ist anders als ich!“

Viertes Kapitel

Heim Heiderieter, stud. phil. im neunten Semester, war am Morgen in Bebenhausen angekommen, hatte den Tag in der schönen, stillen Burg, in dieser königlichen Einsiedelei, verträumt und wanderte den ganzen Nachmittag, dieselben Träume weiterspinnend, durch den Schönbuch. Bald ging er auf stillen Waldwegen, bald auf der Straße, über welche die Buchen ihre starken Zweige hängten, hinauf, hinunter. Nun kam er müde, mit weißbestaubten Schuhen und heißem Gesicht, den letzten Hügel herunter. Die Buchen traten beiseite, und die Märchen und Träume liefen eilig in den Wald zurück, die Welt that sich auf: Da stand das Schloß von Tübingen. Die Abendsonne leuchtete in den langen Fensterreihen. Die alte Stadt lag friedlich da, im breiten, warmen Nest des Thals.

Heim Heiderieter stieg gemächlich hinab. Er träumte immer noch. Es hatte ihn noch niemand geweckt, noch niemand gedungen. Die Heimat dang ihn nachher.

Er war sehr einfach gekleidet, in braunem Lodenstoff, trug auf dem hellen, krausen Haar den weichen Filzhut und hatte einen kräftigen Eichenstock in der Hand.

Sein Gesicht war im Lauf der Jahre männlich geworden und war von Lebensmut und Sonne braun und kräftig, aber seine Augen waren dieselben geblieben, treue, reine Augen, glänzend von allerlei bunten Gedanken, wie die Fenster eines Hauses, hinter denen der brennende Tannenbaum steht.

Aber grade da liegt Heim Heiderieters Mangel. Es ist nicht immer Weihnachtsabend. Wann willst du Werktagsarbeit thun, Heim Heiderieter?

Am Markt, unweit der Kirche, steht ein Wirtshaus, wohl über zweihundert Jahre alt. Da kehrt er ein.

Die niedrige, große Stube mit den schlichten Tischen, Bänken und Stühlen ist voll von Studenten, die ihr einfaches Abendessen, Brot mit Käse, zu sich nehmen, oder hinter Bierkrügen und Weingläsern sitzen und sich laut und fröhlich unterhalten. Es verkehren in dieser Wirtschaft vorwiegend Norddeutsche. Man sieht manchen starken, frischen Jungen. Einige sind noch sehr jung, eben von den Schulen gekommen, haben die Bläße des Examens noch auf dem Gesicht und sind noch mehr oder weniger unbeholfen und gegenüber dem freien studentischen Leben ratlos. Andere sind schon älter, mit starken Schnurrbärten, und hier und da ist ein kurzer, heller Kinnbart der willkommene Gegenstand harmloser Neckereien. Einige aber sind ältere, abgestandene, sauer gewordene, der alma mater verlorene, unter ihren Augen zu ihrem Leid verkommene Kinder; Gesichter, die entweder von Schlaf oder Trunk reden; Gestalten, die entweder zu dünn oder zu dick sind; Gebaren, das entweder Trägheit zeigt oder Roheit. Sie sind ein Ziel des Spottes für die frische Jugend, eine Last für die Verbindungen, für die Bekannten. Sie sind der Eltern und Geschwister Angst und Gottes Jammer.

Heim Heiderieter hängt den Hut auf den Stock mit der gebogenen Krücke und ſtellt beides in die Ecke, ſtreicht den kleinen Vollbart zur Seite und richtet ſich auf, daß er faſt bis an die Decke reicht, und geht hier grüßend, dort ſich verbeugend — ſeine Grüße ſind herzlich, es ſchießt jedesmal ein warmer Strom aus ſeinen Augen, ſeine Verbeugungen ſind eckig — zwiſchen all den Tiſchen durch und ſteuert auf den Holſteiner Tiſch zu.

„Siehe, da kommt der Träumer! Setz dich, Heidereiter!"

„Heidereißer, Waldläufer! Hierher!"

„Nein hierher! Zwiſchen uns beiden iſt nur eine Heide."

Das ſagt ein Mediziner im letzten Semeſter, ein gemütlicher, hübſcher Mann, hinter blanken Brillengläſern blanke Augen. Sein Vater kommt als Arzt auf ſeinen Landfahrten bis nach dem Eſchenwinkel, und der Sohn hat den Heidehof ſchon gekannt, als Heim noch barfuß über den Sandweg in die Schule lief.

„Weißt du, Heim, daß dein Palaſt im Weinberg abgebrannt iſt?"

„Vollſtändig! ... Nichts als Aſche!"

Heim lachte behaglich: „Wenn nur Uhlands Gedichte gerettet ſind!"

„Alles verbrannt!"

„Aber ich habe ſie in der Taſche. Da!" Er zeigt lachend den zerleſenen Band.

„Sagen Sie mal, Heiderieter," fragt ein älterer Student, der erſt kürzlich nach Tübingen gekommen iſt, ein Juriſt mit ſcharfem Geſicht, „welcher Fakultät gehören Sie an?"

Es liegt ein wenig Spott in der Frage und ein wenig

Intereſſe. Die Tafelrunde aber lacht, und es entſteht ein Wetteifer, einem übermütigen oder geiſtreichen Gedanken möglichſt ſchnell Ausdruck zu geben. Einige ſagen: „Der fünften!“ Andere meinen, daß Heiderieter zur „Fakultät Uhland“ gehöre und daß „ganz Württemberg ſein Hörſaal ſei“. Ein letzter erklärt, daß Heiderieter zu ſelten in Tübingen ſei, als daß eine ſolche Frage berechtigt wäre.

Der Mediziner mit den freundlichen Augen hat in dem Aufruhr, der entſtanden war, eine Gelegenheit, dem Frager mit leiſer Stimme zu erklären, daß Heiderieter ein gemütlicher, aber ſeltſamer Junge ſei, der leider nicht wiſſe, was er wolle.

Heim iſt es peinlich, Mittelpunkt der Unterhaltung zu ſein, und iſt verlegen. Er iſt, mit ſeinen Gedanken allein, ein Menſch von großem Mut; er ſpricht ganze Volksmengen an und iſt im Reichstage nicht tot zu reden. Er iſt in Geſellſchaft zweier guter Bekannter ein trauter Geſell, öffnet ſein Herz weit und bietet einem einen Stuhl darin an mit einer ſo ehrlichen Freundlichkeit, daß man ſich ſo recht gemütlich hinſetzt. Er iſt, wenn er von ſechs Leuten umgeben iſt und zugleich von ihnen angeſehen wird, verlegen und geht immer als erſter in den Hörſaal — wenn er überhaupt hingeht —, um nicht, in der Thür erſcheinend, die Augen auf ſich zu lenken. Alſo iſt es gekommen, daß Heim Heiderieter, der dem Einzelnen als ſinniger, treuer, begabter Menſch erſcheint, ſeiner Bekanntſchaft im ganzen ein Gegenſtand gutmütigen Spottes, einigen wenigen Harten und Hochmütigen ein Gegenſtand des Kopfſchüttelns iſt.

Diesmal rettete ihn eine ſtarke Hand aus ſeiner Not. Es war ein fremder junger Mann ins Zimmer getreten, eine ſtolze Geſtalt, der dunkles ſchlichtes Haar, dunkle

Augen, edle Züge und vornehme Kleidung ein ausgezeichnetes Aussehen gaben. Dieser Mann stand eine Weile sicher und selbstbewußt mitten im Zimmer, den Hut in der Hand, und sah sich suchend um. Dann hörte er die Unterhaltung am Holsteiner Tisch, und dann legte er seine Hand auf Heims Schulter.

„Guten Abend, Heim Heiderieter!"

Heim sprang auf und legte beide Arme um des andern Schulter: „Andrees, Andrees!"

„Komm!" sagte Andrees. „Ich habe gestern in Berlin den Ulanenrock ausgezogen und bin stracks hierher gefahren, dich zu sehen und zu sprechen. Schwer war es, Tübingen zu finden, in Stuttgart wollte ich es fast aufgeben. Schwerer war es, dich zu finden." Er wandte sich an die Tafelrunde: „Sie haben diesen Mann fünf Jahre lang besessen. Ich habe ein altes Recht auf ihn; lassen Sie mir ihn diesen Abend."

Draußen war es Dämmerung geworden, fast schon Abend. Aber der Himmel war hell. Es war ein stiller, schöner Sommerabend.

„Wo wohnst du?" fragte Andrees.

„Draußen," sagte Heim ein wenig kleinlaut. „Ich habe da in den Weinbergen ein kleines Gartenhaus gemietet. Aber wir könnten ja in deinen Gasthof gehen. Wo bist du eingekehrt?"

„Ich danke, ich geh' mit dir."

Sie gingen auf schmalen, holprigen Steigen den Hügel hinauf. Der Mond lugte über fernen Bäumen; seine Strahlen streuten die krausen Schatten von Weinblättern über den Weg. Zuweilen lag eine Traube, fein und deutlich gezeichnet, auf den Steinen, grüne Trauben.

Heim sah nachdenklich auf den Weg; Andrees, nach

seiner Weise, hielt den Kopf hoch und sah um sich; doch waren seine Bewegungen nicht mehr so ruhig wie früher, sie hatten etwas Rasches, Ruckweises bekommen.

Sie schwiegen beide. Seltene, schüchterne Vogelstimmen riefen sich Nachtgrüße zu.

Da traten links vom Steig die Weinstöcke zurück, und vor ihnen stand, auf einer beschränkten Plattform, ein altes viereckiges Gartenhaus, dessen Thür geöffnet war.

Es war ein einziger Raum, von der Größe eines kleinen Zimmers. Die Seite gegenüber der Thür nahm eine hölzerne Bank ein, die mit grüner Ölfarbe gestrichen war; sie war gepolstert und schien als Schlafstelle zu dienen. An der rechten Wand stand eine Kiste, welche Andrees sofort wiedererkannte; sie hatte einst im Saal des Heidehofs gestanden. Der Rest des Raumes wurde von einem runden Tisch eingenommen.

Wenn der Bewohner dieses Landhauses mehr als drei Gäste bei sich sah, mußte er die drei Bücher, die auf der Kiste lagen, auf den Tisch legen. Von diesen drei Büchern versprach das eine, seine fleißigen Leser in die gesamte alte Philologie einzuführen, das zweite war ein Tagebuch, das dritte waren Uhlands Gedichte. In das erste hatte er nicht hineingesehen, das zweite hatte nur leere weiße Blätter und wurde als Unterlage für den Spritkocher gebraucht, und den Inhalt des dritten kannte Heim auswendig.

Strandiger sah sich kopfschüttelnd um: „Kann man hier eine Tasse Kaffee oder dergleichen bekommen?"

„Sofort!" sagte Heim und stellte den kleinen Spritkocher auf die rotbunte Decke des Tisches. Andrees beobachtete jede seiner ungeschickten Bewegungen.

Die Flamme schlug unten durch.

„Iſt die Decke feuerfeſt?“

„Die Maſchine ſteht ſonſt auf der Kiſte,“ ſagte Heim und ſuchte in dieſer Kiſte die Kaffeetüte.

„Jetzt brennt die Decke.“

Heim drehte ſich um und gab der Maſchine einen Hieb mit der flachen Hand, daß ſie, anſtatt ein wenig beiſeite zu rücken, ſofort ſamt Topf und Waſſer auf den Fußboden flog. Dort fuhr der laufende Sprit fort zu brennen. Nun brannte es an zwei Stellen, und Heim ſtand dazwiſchen.

„Wenn du es brennen laſſen willſt,“ ſagte Andrees, „müſſen wir allmählich hinausgehen.“

Da beſann ſich Heim und ſchlug mit ſeinen großen Händen auf die brennende Decke; ward auch bald Herr über das andere Feuer.

„Komm,“ ſagte Andrees, „wir wollen uns draußen auf die Bank ſetzen, der Mond geht auf über dem Thal. Ihr habt hier eine hübſche Gegend ... haſt du etwas Trinkbares?“

„Eine Karaffe mit Wein.“

„So komm!“

Sie ſetzten ſich draußen auf die Bank, den Wein zwiſchen ſich. Dann und wann nahmen ſie einen Schluck. Ein Glas war nicht vorhanden.

„Wir haben uns fünf Jahre nicht geſehen,“ ſagte Andrees ... „Wie weit biſt du?“

Heim ſtützte die Ellbogen auf die Kniee und blickte über das weite Thal. Mit ſeinem hellen, krauſen Haar und Bart und ſeinen ſtarken, großen Zügen, wie er ſo ſcharf und doch träumend in das von Mondlicht durchglänzte Dunkel nach Süden ſchaute, da glich er einem jener reiſigen Germanen, die einſt von dieſen Höhen aus

nach Süden sahen, wanderlustig, sehnsüchtig nach der Fremde, die sie nicht kannten, die ihr Unheil wurde.

„Wie weit ich bin?“ fragte er verlegen. „Ich weiß überhaupt nicht, ob ich irgend wohin zielen muß.“

„Dann erlaube eine Frage, mein Sohn! Wieviel hat dir dein Vater hinterlassen?“

„Ich lebe sehr einfach, der Heidehof trägt es noch.“

„Meinst du ... Na, trotzdem! Du wirst doch irgend etwas erreichen wollen. Was treibst du?“

„Ich lese ... ich wandere.“

Da lachte Andrees ärgerlich auf: „Ich habe zwei Briefe bekommen,“ sagte er; „einen von Maria Landt, einen von Telsche Spieker. Bist du nicht neugierig?“

„Ich kann mir denken, was in Telsches Brief steht.“

„So? Dann brauche ich es dir kaum zu sagen. Sie schreibt: Die Sparkasse sendet dir noch für ein Halbjahr Geld. Der Heidehof ist bis an den Schornstein voll Schulden, und dieser Schornstein wackelt schon.“

Da biß sich Heim auf die Lippen, wandte aber die Augen nicht vom Thal ab: „Dann muß ich etwas anfangen.“

„Examen machen?“

„Das ... das kann, kann ich nicht! ... Was für eins?“

„Das müßtest du selber am ehesten wissen! Aber ich glaube allerdings, daß du das nicht kannst! Kein Heideriether machte je ein Examen, machte je etwas fertig ... Mein Rat ist: Du gehst nach Haus und übernimmst den Heidehof.“

„Niemals! Ich danke! Ich werde etwas finden. Irgendwo in der Welt! Ich gehe ins Ausland.“

„Maria Landt schreibt auch an dich.“

„Die singt wohl dasselbe Lied?“

„Aber in anderm Ton. Ich habe dir den Brief auf den Tisch gelegt. Du kannst ihn nachher lesen.“

Sie schwiegen eine Weile. Ihre Gedanken waren in der Heimat.

„Sag mir, Andrees, wie stehst du zu Maria Landt?"

„Zu Maria? Sie schreibt sehr verständige Briefe. In der ersten Zeile steht: Deine Mutter wird alt und ist fast blind. In der zweiten: Die Häuser im Eschenwinkel fallen morgen um. Dann kommt wieder die Mutter, dann wieder der Eschenwinkel."

„Du warst auch in den fünf Jahren nicht zu Hause?"

Andrees hob die Schultern: „Was soll ich daheim? Einmal war ich da, vor drei Jahren. Maria war verreist. Ich bin für diese beschränkten Verhältnisse nicht geschaffen. Ich gehöre in die Großstadt. Aber dir will ich was sagen, mein Junge: Du mußt den kleinen Besitz verwalten, wie alle deine Väter. Du gehörst in die Heimat."

Heim wurde unruhig und wollte aufstehen.

„Sei still! Ich denke nicht gering von dir. Das weißt du! Ich habe aber immer gewußt, daß es so kommen würde. Die Heiderieter taugen nicht in der Fremde. Wenn je etwas Tüchtiges aus dir wird, so wird es in der Heimat sein, zwischen Wald und Strand. Da gehörst du hin, nach deinem Herzen und nach deiner Kraft. Da kannst du vielleicht einmal verwerten, was du in der Fremde gesehen und gelernt hast."

Da stand Heim auf und trat einige Schritte vor und sah über das Thal. Von allen Abhängen stieg in dunstigen Wolken der Tau in die Tiefe.

„Ich kann dies schöne weiche Land nicht verlassen," sagte er leise, „es ist mir dort oben zu öde, zu kalt. Menschen und Land, alles ist so eben, so weitläufig, so fern." Er wandte sich um: „Warum gehst du nicht in die Heimat?"

„Ich? Ich gehöre in die Stadt." Er lachte auf:

„Wenn ich an diese Maria Landt denke, diese stille langsame Heilige! Daß ich sie damals gern hatte! Aber so ist es. Wenn man nichts anderes sieht und haben kann, greift man nach dem einzigen, was da ist ... Erinnerst du dich meiner Cousine, der Schwester von Franz Strandiger?"

Heim schüttelte den Kopf: „Wo ist Franz?"

„Er wird Landmann. Der Comptoirstuhl war ihm zu hart und das Zimmer zu eng; er ist irgendwo in Ostpreußen auf einem Gut ... Aber diese Lena Strandiger, seine Schwester, möchte ich einmal mit Maria Landt zusammen führen. Das wär' ein guter Scherz! Größere Gegensätze giebt es nicht."

Heim sah auf den Freund, und im Mondlicht erkannte er deutlich, was er im Ton der Stimme gefühlt hatte, daß Andrees Strandiger andere Augen bekommen hatte. Es waren wohl noch stolze, schöne Augen, aber sie waren nicht ruhig, nicht mehr rein. Und das gab seiner Seele einen Stoß; er dachte daran, daß er nun ganz allein auf der Welt stände: Ich hab' jetzt keinen Freund mehr!

Er wurde ganz still.

„Ich geh' mit dem Gedanken um," fuhr Andrees fort, „den Strandigerhof zu verpachten. Die Frauen können den oberen Stock bewohnen und haben sich nicht mit der Verwaltung zu plagen. Ich bleibe dann in Berlin und sehe mir die große Welt an. Wozu hat man das Geld?"

Heim sagte nichts. Er hatte über diese Dinge noch nicht nachgedacht. „Wozu hat man das Geld? Um sich des Lebens zu freuen! Natürlich! Dazu hat man Geld, Land, Leute! Hätt' ich nur Geld!" Er raffte sich aus seinem Sinnen auf. „Wie lange bleibst du hier?"

„Lena ist mit ihrer Mutter in Stuttgart geblieben. Wir reisen morgen nach der Schweiz weiter."

Andrees stand auf. Auch Heim erhob sich.

„Ich machte diesen Abstecher zu dir, um dir Marias Brief zu bringen, und um dir ans Herz zu legen: Geh' nach dem Heidehof zurück. Dort bist du an deinem Platz."

„Nie!" sagte Heim und schüttelte trotzig den krausen Kopf. „So verlassen und verloren soll ich wieder in die Heimat kommen? In die weite Welt will ich gehn!"

Andrees reichte ihm die Hand: „Du bist dein eigener Herr. Thu', was du willst. Ich muß gehen. Ich finde den Weg zur Stadt allein. Sagt man nicht hier zu Land: Grüß di Gott? Grüß di Gott, Heim!"

Heim hielt die Hand noch fest und wollte sagen: „Bleib' noch bei mir! Wir sind ja von Kind an die besten Freunde." Aber Andrees wandte sich ab, und wieder, beim letzten Blick, erkannte Heim das Fremde in des andern Augen. Da ließ er die Hand los.

Eine Weile stand er vor der Thür und hörte auf die Schritte; sie kamen immer mehr aus der Tiefe. Immer ferner klang es: tipp, tapp ... Nun nichts mehr ... Alles still.

„So ... das ist aus ... ganz aus."

Er schüttelte verwirrt den Kopf, sah über das Thal, kehrte sich um und trat, von seinen Empfindungen hin- und hergerissen, in die Hütte.

Also in die Welt hinein! Ein fahrender Mann, ein Heimatloser!

Da sah er auf dem Tisch den Brief liegen und griff danach als nach etwas, das ihm noch traut und bekannt war. Und trat wieder hinaus und versuchte in dem blassen Mondschein, der die ganze Luft erfüllte, zu lesen. Es waren einige wenige Worte, auf die Rückseite einer handgroßen Photographie geschrieben: „Mutter Strandiger

sagt: Die Heiderieter haben immer das Fremde geliebt und die Heimat versäumt; aber von Heim hätte ich es nicht gedacht. Wenn wir alle Heiderieter wären, wär' das ganze Land voller Dornen und Disteln, und kein Dach wäre gebaut. Die Heide ist bis ans Fenster gelaufen und aufs Dach gesprungen. Der Heidehof wird vergeblich nach seinem Sohn rufen und die Heide nach ihrem Herrn, bis ein unbrauchbarer Mann heimkehrt, der der Heimat nichts nütze ist."

Heim kehrte das Bild um.

„Der Heidehof!! Der Heidehof!!"

Er sah ihn deutlich im Mondschein. Er trat beiseite, so recht mitten in den Schein, daß die Weinstöcke ihm auch nicht einen Faden des silbernen Lichtes nähmen: „Der Heidehof! Wahrhaftig ... Nein! Der Heidehof! ... Nein ... Seht doch!" Er erzählte es den Weinstöcken; er sprach laut wie einer, der am Wirtstisch leichten Herzens etwas erzählt: „Seht! Wahrhaftig, die Scheiben am Kröpel sind sämtlich eingeschlagen, das haben die vertrackten Jungs, die Banditen, gethan. Das hat sich fortgeerbt von der Zeit her, da ich es anfing ... es ist ein feiner Wurf für einen Jung! Wer die richtige traf, bekam einen Piepenstummel. Ich glaube wahrhaftig, ich seh' hinter der Scheibe im Saal Telsche Spiekers Gesicht. Die schalt. Wir aber saßen hinterm Wall und lachten."

Er schüttelte staunend den Kopf. Um jedes Haar legte sich das Mondlicht und spielte mit jeder Locke.

„Ich kann lange nicht mehr durch die Thür ... bei weitem nicht! Ich muß mich tief bücken, ordentlich verbeugen muß ich mich, wenn ich wiederkomme! Ich ... möchte das alte Haus wohl mal wiedersehen, bloß um zu sehen, wie es aussieht ... der Saal und die Grabkammer

und die Küche mit dem offenen Herd, auf dem die schwarzen Pferdebohnen in der Pfanne sprödeln ... Ein feines Essen! Es müssen aber Kartoffelstücke dazwischen sein, und sie müssen in Bauchspeck gebraten sein und ja, eigentlich muß der Westwind über die Heide fahren, so ein rechter nasser, kalter Westwind. Denn es ist ein Essen für Strandleute."

„Da geht der Steig durch den Garten, und da ist die Lücke im Wall. Wahrhaftig, die Lücke ist dunkel, da wächst jetzt Heide, da geht kein Mensch mehr hindurch, um den Wald zu besuchen und den Wodansberg. Und unter der Sodenbank liegt noch immer das dritte Armband. Wer das bekommt, das möcht' ich wissen! Zweimal für Hutzliputz! Das dritte Mal für recht."

„Wo mag der Reifen sein, den ich am Bach verschenkte? Ob der Arm noch immer so braun ist und die Augen noch immer so klar? Den Bach ... möcht' ich wohl wiedersehen, da ich vor ihr lag, und die Stelle, wo sie von mir Abschied nahm. Wo mag sie sein? Wo?"

Er schüttelte den Kopf und starrte mit krauser Stirn und finstern Augen auf das Bild in seiner Hand. Das Mondlicht lag darauf. Es war ihm, als wenn ihn mit ihren treuen Augen seine Heimat ansah.

„Und bald kommt die Zeit: Dann fliegen die Wildgänse über die Heide, morgens hin und abends zurück, im dreieckigen Zug und mit mißtönigem Schrei. Hab' vergeblich mit der Büchse am Waldrand gelauert."

„Ob's wohl möglich wär', daß in der Heimat das Gute und Starke in mir — es ist etwas in mir — zu Tage käme, was hier nicht lebendig werden will? Groß ist ihre Natur, frisch wehen die Winde, weit schauen die

Augen. Dort muß wohl einer fromm und ſtark und fröhlich werden."

Und plötzlich brach es mit lautem Jubel aus ſeiner Seele: „Ich . . . will nach Haus!" rief er laut. „Morgen will ich . . . morgen geh' ich fort!" Die Augen waren feucht, und die Stimme ſtieß an und ſtolperte über die Erregung, die in der Thür ſeiner Seele lag.

Er fand in dieſer Nacht wenig Schlaf. Alle Gedanken, die ſeine lebendig gewordene Seele ſpannte, zielten auf das eine: Ich will nach Haus!

* * *

Am zweiten Morgen machte er ſich auf, zu Fuß, den Reſt ſeines Geldes in der Taſche, einen ſchwarzen Lederranzel, den er einſt, vor fünf Jahren, auf St. Pauli in Hamburg gekauft hatte, über der Schulter, den Eichenſtock in der Hand. So wanderte er zum letztenmal durch den Schönbuch. Im ganzen hielt er ſich an den Lauf des Neckar, doch mied er größere Städte. Je weiter er kam, deſto mehr wurde ihm gewiß, daß er auf dem rechten Wege war, deſto fröhlicher, ſicherer, mutiger wurde er. Das Gefühl einer guten, ſtarken That hob ſeine Seele, machte ſeine Augen blank und ſeine Schritte ſtark. In dieſen Tagen ſtiller Wanderung, ſtiller Einkehr, ſiegreicher Kämpfe, in denen die Krücke des Eichenſtocks um das braune Handgelenk gewirbelt wurde, in dieſen Tagen, in denen die Heimat vor ihm aufſtieg, immer heller, immer deutlicher, immer ſchöner, immer weiter, in denen der Ernſt des Lebens ihn ergriff, nachdem die Träume wie Schleier zerriſſen waren, entſtanden einige Strophen, die abends mit Blei in das kleine, ſchwarzgebundene Taſchenbuch eingetragen wurden. Sie ſtehen hier verzeichnet, um zu zeigen, wie ihm zu Mut war.

Heimwärts.

Schön bricht der Morgen an!
Es steigt die liebe Sonne auf,
Zu scheinen mir im Tageslauf.
Wohlauf: bergan!

Manch' Stunde schon verrann.
Und auf dem Weg die Sonne blickt
Und heiße Strahlen niederschickt
Und noch bergan!

Da ist die Höh' in Sicht;
Hier oben, wo die Buchen stehn,
Will ich nach meiner Heimat sehn.
Ich seh' sie nicht.

Hab' doch so fest gemeint,
Daß ich der Kirche Türmlein seh'.
Die Augen thun vom Schauen weh.
Hab' ich geweint?

Klar sinkt die Sonn' herab.
Am Himmelsthor die Engel stehn
Und auf den Wandrer niedersehn.
Es geht bergab.

Andere Strophen zeigen eine andere Art. Ihm wuchs der Mut.

Unter der Linde.

Sitz ich unter der Linde und träume,
Raschelt es aus den Zweigen hernieder
Zu meinen Füßen:
Ein Blatt, das welk ist.

Ward ich traurig: Der Sommer im Glanze,
Unreif und grün das Korn auf dem Felde,
Und dieses Tote
Zu meinen Füßen?

Kommt's noch einmal von oben hernieder
Leis durch die Luft. Und steht auf der Erde
Wie hingeworfen:
Ein bunter Vogel.

Steht und wippt mit dem Schwanze und dreht sich
Zierlich und weich und neiget das Köpfchen,
Hat blanke Augen,
Hat roten Kragen.

Lehn' ich still mich zurück und behaglich:
Grün ist das Korn und lang ist der Sommer,
Und bunte Vögel:
Ja — werd' ich fangen.

Am dritten Tag seiner Wanderung wollte er den Neckar verlassen und nach Würzburg hinüber gehen. Da hörte er, daß Heidelberg sich rüste, am zweiten Tag das fünfhundertjährige Stiftungsfest seiner Universität zu feiern. Da beschloß er, dem freundlichen Fluß bis Heidelberg treu zu bleiben und dann sich stracks nach Norden zu wenden. Unterwegs, auf der schönen Thalstraße, ließ er manchen Zug fröhlicher Studenten, manchen laubbekränzten Wagen, von dem bunte Tücher wehten, vorüberfahren. Er hielt sich allein, doch gab es fröhlichen Gruß und Gegengruß. Am frühen Morgen des zweiten Tags machte er in einem Wirtshaus Rast, das eine Stunde vor Heidelberg lag. Die große sonnige Stube war gedrängt voll von Gästen. Er ließ sich müde nieder, und mit seinen Gedanken in der Heimat, vergaß er sich und bestellte mit plattdeutschen Worten: „Brot unn Käs unn uck Wien!"

Da saßen seitwärts von ihm zwei frische Mädchen, deren Schuhe weiß bestäubt waren, wie die seinen. Sie waren von ihrem Vater begleitet, einem großen, ernsten Mann in Kniehosen, mit klugem Gesicht und dunklem

kurzem Kinnbart. Als sie die Sprache des Fremden hörten, die sie nicht verstanden, legten sie die dunklen Köpfe und die heißen braunen Wangen aneinander und berieten über das Wer und Woher und meinten wegen des hellen Haars und der breiten Sprache, daß er wohl von Norden käme, ein Holländer oder ein Däne wäre, und zielten im Wenden der Köpfe auf ihn mit ihren Augen und schienen Neigung zu haben, noch vor Heidelberg ein artig Abenteuer zu bestehn. Der Alte sah ernst drein, trank behäbig seinen Heurigen und saß da wie einer, dem schmeckt, was er genießt, und dem es eine Kleinigkeit ist, die Zeche zu bezahlen.

Unterdes wurde Heim unter dem Feuer der lustigen Augen ein wenig warm. Und als der Alte zufällig hinausging — es wurde eine Koppel Fohlen vorüber getrieben —, da hielt er den Mädchen sein volles Glas hin und sagte lächelnd und nickend: „drink!“ ... und sie nippten beide gar zierlich und kicherten und verdeckten nach Mädchenweise die Augen und sahen sich an und lachten und vergaßen nicht, nach ihm hinüber zu sehen. Und sie fanden alle drei Spaß daran, da sie verschiedene Sprache hatten, sich mit den Augen zu unterhalten. Nachher, als er aufbrach, traf er die kleinere im halbdunklen Gang, und vielleicht wäre es noch zu einer näheren Unterhaltung gekommen, wenn er sie nicht plötzlich, sich vergessend, in schwäbischer Mundart angeredet hätte, und wenn nicht die andere am andern Ende des Ganges erschienen wäre. Da lachten sie beide verlegen und gingen in die Wirtsstube zurück.

So zog er weiter, froh des kleinen Abenteuers und es in Gedanken nach allen Seiten ausbauend, in die Vergangenheit und in die Zukunft, als ein rechtes Luftschloß,

mit hohen, waghalsigen Bögen, verschnörkeltem Zierat, und im goldgeschmückten Saal er und die beiden Schönen.

Je näher Heidelberg, desto mehr hörte das Grübeln und Sinnen auf. Seine Seele stand auf und stellte sich an die hellen Fenster. Der unterwegs auf den einsamen Steigen im stillen Wald ein Träumer gewesen war, wurde nun ein scharfsichtiger Zuschauer. Heidelberg war Bühne, und seine Einwohner waren die Spielenden.

Und welch eine große sonnige Bühne und welche echte und ehrwürdige Ausstattung und was für fröhliche Schauspieler! Diese alten gewundenen Straßen, diese alten Giebelhäuser, diese festfrohen Menschen in ihrer Landestracht, diese jungen, frischen Studenten, denen Festfreude und Festwein aus den Augen und auf den Wangen glänzte! Und auf dies alles herniederschauend, mit seinem erschütternden Ernst, seinen leeren Fenstern, seinen edlen Formen, stand das Schloß, gleich einem vornehmen grauhaarigen Greise, dem die rohen Feinde die glänzenden Augen ausstachen.

Und höher noch, über dem Schloß, über dem ganzen echt deutschen Bild, stand die deutsche Sonne.

Heim Heiderieter ging, wohin die Schauluft ihn trieb. Den Rundhut weit zurückgeschoben, beide Hände auf den vor sich aufgepflanzten Stock gestemmt, ließ er die bunten Festzüge an sich vorüberziehen, sein Gesicht dem Schloß zugewendet, das über den Häusern am Berge stand. Von allen, die an jenem glänzenden Tage diesen Festzug sahen, war wohl keiner tiefer erregt, fester umzaubert, als dieser einfache Student, dem zum erstenmal die Gestalten leibhaftig begegneten, die seiner Phantasie von Kindheit an erschienen waren. Als sie alle vorübergezogen waren, die bunten Gestalten deutscher Geschichte, und lauter Freude

und frisches, volles, überschäumendes Leben sich durch alle Straßen ergoß, da grüßte er mit den Augen zur Ruine hinauf: „Wenn du doch noch Augen hättest, das Glück deiner Kinder zu sehen.“

Als die Dämmerung niedersank, überkam ihn der Hunger. Er hatte seit dem Morgen, da er draußen vor der Stadt etwas Brot und Wein zu sich nahm, weder an Essen noch Trinken gedacht. Heitere Musik und fröhlicher Klang von Stimmen und Gläsern führte ihn in eine Gartenwirtschaft. Er setzte sich an einen einsamen Tisch und ließ sich Abendkost vorsetzen. Als er satt war, lehnte er sich gemütlich zurück und schickte seine nimmermüden Augen wieder auf die Suche. Da saßen am nächsten Tisch Fremde, die nach der Mundart, welche sie brauchten, aus Mitteldeutschland waren, behäbige, gut gekleidete Leute mittleren Alters, Männer und Frauen, die einander ihre Festeindrücke mitteilten. Weiter zurück, mehr im Hintergrund des Garten, in dem eine Dunkelheit herrschte, welche nur durch Mond und Sterne ein wenig durchleuchtet wurde, während vorn im Garten Lichter brannten, saß um einen längeren Tisch eine Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts. Sie waren alle Teilnehmer des Festzugs gewesen und trugen noch jetzt ihre Verkleidungen. Ihre schweren, breitkrempigen Hüte, die bunten, golddurchwirkten, schweren Gewänder, die Schwerter der Männer und die breiten, goldenen Borten an der Frauenkleidung, dazu die fröhliche, frische Unterhaltung, darüber das Mondlicht zwischen den Bäumen, das alles gab ein Bild, das Heim Heiderieter still und lange mit offenkundigem Behagen betrachtete.

Es währte nicht lange, da fiel sein Beschauen der Gesellschaft auf. Fröhliche Menschen, wie sie waren, und

aus Mitleid mit seiner Einsamkeit und weil er so zufrieden und vergnügt drein schaute, auch mochte seine stattliche, junge Kraft und sein frisches Gesicht mit dem krausen Haar und Bart den Frauen gefallen, schickten sie nach kurzer Beratung den jüngsten Landsknecht, einen schmucken Jungen, zu dem Fremden hinüber, unterließen auch nicht, mit Händen und Krügen und Gläsern zu winken. Da ging Heim hinüber und setzte sich unter sie und war, dank des Festrausches, der auch ihn erfaßt hatte, fröhlich mit den Fröhlichen. Und alle sahen gern in sein strahlendes Gesicht, das vom Licht des Mondes hell beschienen ward.

Ihm gegenüber saß eine vornehme Bürgerin aus der Zeit der Gründung der Universität, im Unterkleid von blauer Seide, in weitem, hellem Obergewand, mit goldener Borte besetzt. Die hohe Haube, welche sie im Festzug getragen, war ihr am Abend lästig geworden; sie trug ein leichtes Tuch um den Kopf, das in lebhaften türkischen Farben leuchtete. Man konnte mutmaßen, daß dies Tuch sich von den Kreuzzügen her auf dem Boden der Eichentruhe gefunden hatte und zu Ehren des Tages hervorgeholt war. Sie schien, ihre Rolle fortsetzend, ein Vergnügen darin zu finden, sich in steifen, altmodischen Redewendungen zu ergehen und ihre Züge durch das vorgeschobene Tuch zu verbergen, dessen Schatten über Stirn und Augen fiel. Sie war eine hohe, volle, sehr stattliche Erscheinung und trug die prächtige Gewandung mit all der Sicherheit und mit der großartigen und doch bequemen Haltung, welche dazu gehört. Neben ihr saß ihr Partner in seiner, silber- und goldgezierter Schaube und dunklem Barett; aber es gelang ihm nicht, ihr gleich zu scheinen. Seine Gestalt blieb trotz all seines Strebens, sich aufzurichten und eine gewisse stattliche Haltung zu gewinnen,

dick, kurz und gewöhnlich, und er spielte neben der hoheitsvollen Erscheinung seiner Genossin eine untergeordnete, fast komische Rolle. Heim Heiderieter, von den andern nicht viel in Anspruch genommen, sah zu ihr hinüber, so oft er meinte, daß sie, in die Unterhaltung hineingezogen, seine Blicke nicht bemerkte. Aber er erkannte, daß auch sie auf ihn achtete. Doch lag es ihm sehr fern, diese vornehme Dame, die ihn mit zusammengezogenen Brauen aus dunklen Augen ansah, anzureden.

Da traf es sich, daß die eine Hälfte der Gesellschaft sich in besonders lebhafter Unterhaltung nach der einen Seite wandte, die andere nach der andern. Da legte die stolze Dame beide Arme auf den Tisch und fragte leise und doch mit einer Stimme, aus der Interesse, vielleicht Schelmerei klang: „Darf man den Fremdling nach seiner Heimat fragen?"

Er sah sie mit seinen blitzenden, tiefen Augen an und sagte im selben Ton: „Von meinem Hause aus seh' ich über das Meer."

Sie beugte sich noch weiter vor und sagte rasch: „Die Nordsee?"

„Ja!" sagte er. „Nach Osten ist die Heide, nach Westen die Nordsee."

„Heide und Meer! Wie schön!... Aber kein Wald? Gar kein Wald?"

Er meinte zu hören, daß ihre Stimme zitterte, aber er konnte von ihrem Gesicht nur leichte Linien sehen und von ihren Augen nur zuweilen einen dunklen Glanz, wenn sie den Kopf im Sprechen seitwärts wandte.

„Auch Wald!" sagte er. „Am Rand der Heide!"

„Aber keine Berge, keine Bäche?... Ich will sagen..."

Er lächelte und sagte: „Einen Bach haben wir auch, ganz klein ist er."

„Moos an den Seiten und silberweißer Sandgrund? Das ist köstlich."

„So ist es!" sagte er fröhlich.

Sie schwieg eine Weile. Er wartete auf eine neue Anfrage. Gar zu gern hörte er diese weiche, tiefe Stimme, die zierliche Sprache dieser Gegend aus diesem Mund. Aber sie saß nachdenklich und bewegungslos. Ihre Hand lag fest um den Krug, der vor ihr stand.

Er blickte sie fragend an.

Da sah sie wieder auf und sah ihn an, und es war ihm, als wollte sie ihm in die Seele sehen, so lange verharrte sie still und unbeweglich. Deutlich erkannte er den feuchten Glanz ihrer Augen.

„Gehen Sie in die Heimat?" fragte sie leise, „oder kommen Sie daher?"

„Ich reise dahin." Und nach der Weise zutraulicher Menschen und geneigt, nach langem, einsamem Wandern sich mitzuteilen, sagte er: „Ich wohnte in Tübingen und bekam plötzlich Heimweh und habe mich gleich aufgemacht, immer zu Fuß" — er sah auf seinen Stock und schüttelte ihn — „und wenn ich nun daheim angekommen bin, will ich auf einem kleinen Heidehof ein Landmann werden wie meine Väter."

Sie schwieg eine Weile; dann nahm sie die Hand vom Krug und sagte mit leisem, klingendem Lachen: „Nicht die Heide allein zieht den Fremdling in die Heimat und der Bach und das Meer, sondern auch das Mädchen, die Braut!"

Er schüttelte lächelnd den Kopf: „Es wird dem Heide-

hof Mühe machen, mich allein zu nähren. Ich bin in der Fremde nicht reich geworden und in der Heimat arm."

„Man ist reich, wenn man ein freundliches Herz hat. Was Sie draußen gesehen und erfahren haben, das müssen Sie nicht verschließen, wie viele thun, sondern es ausgeben. Freundlich muß man sein, Interesse muß man haben, dann ist man reich. Wissen Sie, daß ich Sie heute nachmittag schon gesehen, als wir durch die Stadt zogen? Sie trugen den Hut noch weiter im Nacken als jetzt, und es hat mich gekränkt, daß Sie mich nicht ansahen, sondern nach dem Schloß hinaufblickten. Sehen Sie, darum hab' ich Sie rufen lassen, als ich Sie dort am Tisch sitzen sah; ich hatte Interesse an Ihnen, mein Herr."

„Sie hatten Mitleid mit mir."

„Ja! Ich dachte: es ist schade. Der sieht aus, als wenn er sehr fröhlich sein könnte, und noch etwas anderes hab' ich gedacht . . ."

„Es war ein schöner Tag!" sagte Heim begeistert. „Aber der Abend war durch Ihre Güte noch schöner. Ich danke Ihnen."

Die Gesellschaft erhob sich und machte sich auf. Der dicke Patrizier achtete in lebhafter Unterhaltung nicht auf seine Dame. Sie waren allein zurückgeblieben.

„Sie dürfen mich bis an das Ende des Gartens begleiten," sagte sie, „mein Vetter hat mich vergessen und verlassen." Und zu ihm aufsehend, meinte sie: „Sie hätten heut' am Zug teilnehmen sollen. Solche Gestalten, wie Sie sind, hatten wir nicht viele."

„Wo hätten Sie mich hingestellt?" Ihm wuchs der Mut.

„Wo Sie jetzt gehen! Wir wären wohl ein stattlich Paar gewesen. Meinen Sie nicht auch? Seien wir es bis ans Ende des Gartens."

Sie legte ihren Arm in den ſeinen, und er ging neben ihr. Es war das erſte Mal in Heims Leben, daß er eine Dame am Arm führte, und er ſchritt ſtolz und ſicher; denn dies war ja wieder einmal Leben, Wirklichkeit. Solange die andern dageweſen, war er aus der Verlegenheit nicht ganz herausgekommen, jetzt war ihm froh und leicht, jetzt fuhr ihm die Feſtfreude leicht und feurig durch die Glieder. Jetzt ging er mit dem Feſt Arm in Arm.

Der Garten ſtand durch einen dichten Baumgang mit einer zweiten Straße in Verbindung. Durch dieſen Baumgang gingen ſie jetzt, beide ſchweigend, beide erregt. Keiner wagte etwas zu ſagen, weil er fürchtete, er möchte durch ein unpaſſend Wort, durch einen Gedanken, welcher der Seele des andern in dieſem Augenblick fremd war, das zarte Gewebe zerreißen, das Traumland und Wirklichkeit trennte.

Da, wo der Baumgang ein Ende nahm, und die Lichter der Nacht ein wenig durch die Blätter ſchienen, blieb ſie ſtehen.

Und da fanden ſich ihre Hände.

„Grüß' die Heimat!“ ſagte ſie, „und die Heide und den Bach und den Wodansberg und deine ganze Jugend.“

„Was weißt du vom Wodansberg?“

„Du ſagteſt es . . .“

„Geh' nicht fort von mir. Schenk' mir noch eine einzige Stunde . . . Noch niemals war mir eine ſo vertraut und lieb wie du.“

„Noch niemals?“

„Nein, niemals . . . Ja, ein Kind einmal . . . das iſt lange her. Die gehörte auch zu mir. Die hatte ein Herz wie deines. Es iſt lange her. — Bleib' bei mir! Alle meine Gedanken ſollen bei dir ſein . . . Der Mond iſt dein Wächter.“

„Ich trau' dir schon. Alles Gute trau' ich dir zu. Aber ich kann nicht, muß nach Haus. Grüß di Gott."

„Ich halte dich fest."

„Komm her!" Und bevor ihm klar ward, was sie wollte, hatte sie sich an ihn gedrängt und ihn herzlich geküßt. Dann hielt sie ihn zurück und stand gleich hinter der Pforte und sagte: „Ich bitte, denk' nicht schlecht von mir."

Heim Heiderieter lehnte noch eine Stunde an der Pforte und sah die dunkle Straße auf und nieder.

* * *

In derselben Nacht zog er weiter nach dem Norden, mit glücklichen Augen.

Je weiter er wanderte, desto deutlicher zeigten sich wieder die alten Bilder, die einst dem Knaben erschienen waren, der im Heidekraut träumte. Aber sie hatten sich verändert. Es waren nicht mehr fremde Gestalten; sie kamen nicht mehr aus der Fremde, sie zogen auch nicht in die Fremde, große Thaten zu verrichten; sondern es waren Kinder der Heimat, die der Heimat zu dienen suchten, ihrer Not sich erbarmten und an ihrem Glück sich freuten. Sie ritten über die Heide und stellten die erste Hütte an ihrem Rande auf, im Angesicht des Meeres, und sie stiegen den Abhang hinunter, neues Land zu erobern. Deiche wurden gebaut und vom heulenden Sturm zerrissen. Aber sie verzagten nicht; sie gingen wieder an die mühselige Arbeit, bis weit ins Watt das grüne Land sich dehnte.

So war der Wanderer schon in der Heimat, träumte im Heidekraut, wanderte durchs Watt und wähnte, über alles Fremde und Unwahre in seiner Seele Herr geworden zu sein.

Als er, den Harz zur Rechten, nach Hildesheim hin-

unterstieg und die weite Ebene vor sich sah, faßte ihn die Ungeduld. Er gab das Wandern auf und fuhr mit der Bahn nach Norden.

Abends mit dem letzten Zug kam er in seine Stadt und ging durch die dunklen Straßen nach dem Markt hinauf. Aber ohne den Entschluß zu fassen, bog er bald rechts ab und stand an dem eisernen Gitter und starrte über den Turnplatz auf das hohe, stille Gebäude des Gymnasiums und ging in Gedanken nach dem Markt. Da an der Südseite? Was läuft da mit langen Schritten und verschwindet in der nachtschwarzen Papengasse? Heim steht und horcht.

„Still! Das war ein Sekundaner! Zu meiner Zeit hatten sie Hosen an, die ihnen zu kurz waren. Das ist anders geworden. Aber dies ist geblieben: er verschwand in dieselbe Thür, in die vor acht Jahren Heim Heiderieter verschwand."

„So will ich heute zum letztenmal ein leichtsinniger Mensch sein." Und Heim ging hinter dem Sekundaner her in die Papengasse.

In der Freude des Heimatsgefühls blieb er bis nach Mitternacht. Gegen Morgen — es war eine stille, schöne Augustnacht — kam er durch sein Heimatdorf. Er ging, den Kopf gesenkt, die Stirn kraus; der Stock stieß hart auf die Steine.

Das ist das alte Haus.

Der eiserne Klopfer schlug hart gegen die Thür.

„Telsche Spieker, wach auf! Ich bin wieder da!"

„Wer denn?"

„Heim Heiderieter."

Eine Weile ward es still.

Im Osten überm Wald erschien langsam das erste Morgenrot; der alte Pellwormer, der Nachtwächter, der

ſo ſehr ſtottert, machte vom Strandigerhof her, am Wehl entlang, ſeinen letzten Gang und ſang mit ſeiner ſchönen, hellen, etwas zittrigen Stimme:

Dee Klock hett veer ſlahn,
Veer hett dee Klock:
Der Tag vertreibt die finſtere Nacht.
Ihr lieben-Chriſten! Seid munter und wacht
Und lobet Gott den Herrn!

Zweites Buch

Erſtes Kapitel

Telſche Spieker trat mit der Lampe, die ſie in der Küche in Ordnung gebracht hatte, an den Schreibtiſch: „Soll ich ſie anzünden?“

Heim hob den Kopf und ſah mit verſtändnisloſen, großen Augen vom Buch auf: „Anzünden?“

„Sieh' mich nicht ſo dumm an, Heim! Ich will dich nicht anzünden, auch nicht dein ſtolzes Haus, nur dieſe Lampe.“

„Ja, Telſche, wenn du meinſt?“

„Du kommſt wohl weit her? Woher ſtammt das alte Schweinsleder, über dem du Sehen und Hören vergißt? Vier Wochen biſt du jetzt zu Haus und ſitzt und ſtarrſt in das dumme Buch.“

„Es iſt ein altes Kirchenbuch, Telſche, Reſpekt davor! Glaubſt du wohl, daß das Watt da draußen ſchon bebaut geweſen iſt? Da haben Häuſer und Kirchen geſtanden, Telſche, da draußen im Watt unter den hohen Wellen. Ungefähr da, wo jetzt Flackelholm liegt, da muß die Kirche geſtanden haben: St. Andreas-Kapelle.“

„Nun, und?“ ſagte Telſche. „Was geht dich die alte

Kirche an, die unter den Wellen liegt? Kümmere du dich um die Kirche, die mitten im Dorf steht. Da gehst du nicht hin!"

„Ich geh' doch zuweilen in die Kirche, Telsche!"

„Ja, du gehst. Ich glaube aber, du gehst mehr, um zu sehen, als um zu hören. Um Ingeborg Landt zu sehen, darum gehst du in die Kirche."

„Das ist eine schwere Anschuldigung!" sagte Heim und stand langsam auf und ging auf sie zu. Er sah sie finster und starr an; in den Winkeln der Augen zuckte Schelmerei.

Da verließ sie eilend die Stube.

Bald darauf trat Ingeborg Landt in den Saal. Hinter ihrer schlanken Erscheinung zeigte sich Telsche Spiekers kleinere, breitere Gestalt.

„Siehst du?" sagte Telsche. „Dabei versitzt er nun die Zeit. Tags stapft er durchs Watt, abends durch die alten dummen Bücher. Vier oder fünf Stunden hat er gepflügt. Heute nachmittag kam er aber schon um vier wieder. Da sagte er, er könnte es nicht mehr aushalten, seine Gedanken ständen vor langer Weile auf dem Kopf. Seine Gedanken! Was das wohl für Gedanken sind! Faulheit ist es! Und wir haben noch zwei Morgen Kartoffeln in der Erde."

„Wo ist der Knecht?" sagte Ingeborg. „Das jährige Kalb hat sich losgerissen, und der naßkalte Wind weht in den Stall. Kannst du gar nicht ein wenig nach deinem Haushalt sehen, während Telsche mit dem Knecht auf dem Felde ist? ... Du solltest wenigstens zuhören, wenn man mit dir redet."

„Siehst du? Siehst du?" sagte Telsche. „Er liest schon wieder."

„Ich lese nicht, Ingeborg; ich schlage nur die Augen nieder.“

Da nahm Telsche Spieker sich des Schelmen an, wie sie immer that, wenn er angegriffen wurde: „Laß ihn man, Ingeborg! Wir machen ihn doch nicht anders, als er ist. Er ist wie sein Vater. Der hatte auch mehr Interesse für Bücher als für den Kuhstall.“

Heim hob den Kopf: „Das war ein verständig Wort, Telsche.“

„Ja,“ sagte Ingeborg, „wenn du nur was Ordentliches fertig bringst. Was treibst du da?“

„Liebes Kind!“

„Ich bin nicht dein ‚liebes Kind‘! Mit welchem Gesicht er das sagt, Telsche!“

„Ich wollte sagen: Ich muß mich erst an die neue Lebensart gewöhnen. Wenn einer gestern auf der Universität war, kann er doch nicht heut' den ganzen Tag in den Kartoffeln liegen!“

„Wenn einer fünf Jahre lang faul gewesen, darf man annehmen, daß er vor Eifer brennt, zu arbeiten.“

„Liebe Ingeborg!“

„Still! Was arbeitest du?“

„Ich will die Geschichte dieser Gegend, unserer Heimat, kennen lernen und besonders die Geschichte ihrer ersten Besiedelung.“

„Ich möchte wissen,“ sagte Ingeborg rasch, „was das für einen praktischen Zweck hat. Es ist doch gleichgültig, ob zuerst dieser Koog eingedeicht wurde oder jener. Und Liebhabereien, weißt du, die treibt man nach Abendbrot oder am Sonntagnachmittag.“

Heim wiegte den Kopf hin und her: „Ach, Inge-

borg! Praktischer Zweck! Die Wissenschaft ist um ihrer selbst willen da."

„Unsinn! Wenn sie mir oder meinem Nachbar nichts nützt, kann sie mir im Mondschein begegnen!" Sie trat an den Schreibtisch und blätterte achtlos in dem alten Protokoll. „Du mußt eine Geschichte der Landschaft schreiben, oder" ... sagte sie und sah ihn mit den großen, grauen Augen an, als säh' sie ihn zum erstenmal und wunderte sich über diese Erscheinung: „Mensch, du bist so kraus wie dein Haar. Ich glaube, du könntest so was wie einen Roman schreiben, einen historischen. Er würde freilich Auswüchse haben, aber die schneiden wir ab, Frisius, Telsche und ich."

Er schlug mit der Hand schwer auf den Tisch: „Wer weiß, Ingeborg, was noch werden mag! Das Kartoffelaufkriegen, weißt du ..."

Da ging die Thür, und Maria Landt trat herein und sagte: „Andrees kommt morgen!"

„Andrees?! Andrees?!" Die beiden am Schreibtisch waren aufgestanden und sahen auf die Erscheinung in der Thür.

Maria trat in ihrer ruhigen, weichen Weise näher, eine dunkle Schönheit mit kräftigen Formen, während Ingeborg größer und schlanker war. Hinter ihr her war der kleine, vierjährige Fritz Witt in den Saal getreten.

Ingeborg trat ihr rasch entgegen: „Hat er geschrieben? An dich?"

„Ja, er kommt morgen!" sagte sie in ihrer unsicheren Art. „Er bringt Franz Strandiger und dessen Schwester und Mutter mit."

Heim wunderte sich und grübelte; Ingeborg aber sagte plötzlich aus tiefster Seele: „Nun bin ich neugierig!"

„Du, Heim!“ sagte Maria, „ich habe den kleinen Fritz mitgebracht. Er ist sonst immer so gesund; nun hat er mit einem Male Ausschlag. Sieh' mal!“ Sie kniete neben dem Kleinen nieder und zog ihm die vielgeflickte Jacke aus. Dann schob sie das Hemd von den Schultern. Das alles that sie mit einem stillen Ausdruck in dem blassen Gesicht und mit geschäftigen Händen.

„Da! Siehst du? Das geht fast den ganzen Rücken hinunter. Die Wirtschafterin meint, es ist eine Art Schorf oder Flechte.“

„Es ist entschieden Flechte, Maria.“

„Dann müssen wir Salbe haben, oder vielmehr, wir müssen eine machen.“ Sie sah in Gedanken vor sich hin: „Das ist so traurig,“ sagte sie. „Wir haben Ärzte und Apotheken genug, aber die große Zahl der kleinen Leute leben so hin in ihren Krankheiten und Gebrechen, weil Arzt und Arzeneien zu teuer sind. Wie viele könnten geheilt, fröhlich und stark werden. Nun müssen wir Quacksalber spielen, so ungern wir es thun. Was meinst du, Heim?“

„Wir müssen Holzkohlenteer nehmen.“

„Ja, das meine ich auch. Als Ingeborg klein war, hatte sie Flechten, da wurde ein Arzt gefragt, und es gab eine feine, bunte Schachtel, eine rechte Apothekerschachtel.“ Sie schüttelte traurig den dunklen Kopf. „Es ist eine verkehrte Welt. Die Ärzte lernen mit Unterstützung des Staats, das Volk aufzuklären, Krankheiten zu heilen. Wenn sie es aber gelernt haben, dann liegen die Verhältnisse so, daß ihre Kenntnisse für einen großen Teil des Volks schwer zugänglich sind um des elenden Geldes willen.“

„Telsche, den Teereimer!“

Telsche schrie aus der Küche: „Den Teereimer?“

„Nun werd' ich ſchwarz," ſagte Fritz.

Die andern lachten. Maria aber behielt ihr ſtilles Geſicht. Keiner erinnerte ſich, Maria Landt fröhlich geſehen zu haben. Sie war immer ſchön, ſtill, freundlich, aber nie fröhlich.

Als ſie den Kleinen ausgezogen hatten, teerten ſie ihn. Heim wollte es beſorgen: „Du kriegſt ſchwarze Finger, Maria." Aber Fritz hatte kein Zutrauen: „Du kannſt es nicht." Und Maria ſagte: „Ich will es ſelbſt." Dann brachten ſie ihn nach der Küche, damit er neben dem Herde trocknete. Ingeborg war fortgegangen. Nun machte ſich auch Maria auf.

„Gehſt du mit, Heim? Frau Witt iſt wieder recht ſchwach."

„Die Witts haben immer Unglück," ſagte Telſche kurz. Telſche mochte die Witts nicht leiden, beſonders die Frau nicht.

Maria hörte nicht auf ſie: „Sie huſtet ſtark, und mit Antje iſt nichts anzufangen. Sie wird immer wunderlicher."

„Es liegt an den Jahren," ſagte Telſche, „ſie hat die Vierzig erreicht."

„Sie redet immerfort von Andrees, der ſoll ihr helfen. Es iſt ein Elend!"

„Ich geh' mit dir, Maria."

Sie traten zuſammen in Reimer Witts Haus. Es war das erſte im Eſchenwinkel; gleich am Fuß der Düne ſtand es, unterhalb des Heidehofs. Als ſie wieder heraustraten, wollte Maria ihrem Begleiter die Hand zum Abſchied geben.

„Ich geh' mit dir bis zum Strandigerhof."

Mit geſenktem Haupt ging ſie neben ihm her. Es war ein naſſer, nebliger Septemberabend. Er ſah in der

Dämmerung auf ihrem unbedeckten dunklen Haar die hellen Waſſertropfen. Sie war, ſo lange er ſie kannte, der Gegenſtand ſeiner brüderlichen, ehrerbietigen Liebe geweſen, und ſein weiches Herz hätte ihr gern geholfen; er wußte aber nicht — niemand wußte es —, was auf ihr laſtete. Es war wohl kein beſtimmtes Ereignis, was ſie ſo ſtill machte; es war von Kind an in ihr. Der beſtändige Umgang mit Frau Strandiger mochte das ſeine dazu gethan haben. Ingeborg war zu Paſtor Friſius und Lehrer Haller geſprungen und über die Heide gelaufen, daß ihr langes Haar hinter ihr drein flog; Maria aber hatte bei der ſtillen Frau geſeſſen, deren Augen erblindet und deren Lebensmut in jenen Stunden gebrochen war, da ſie den Tod ihres Mannes ertragen mußte. Maria war ſo ſtill und ſo tief wie das Waſſer des Wehls und ſo ſchwach und weich wie die Weiden am Wehl. Sie hatte ſich nach der Richtung hin weiter entwickelt, die Andrees nicht leiden mochte, damals, als ſie Kinder waren.

Der Weſtwind, der müde Wattläufer, ſtieg mit ſchweren Waſſerſtiefeln ans Land und ging, leiſe vor ſich hinſingend, an ihnen vorüber. Es war ein traurig Lied, das er ſang. Andrees wird Maria Landt erſt recht nicht leiden mögen, wenn er nun wiederkommt.

Da war eine Lücke in den Weiden und ein Steg zum Waſſerholen.

Damals, beim Deichbruch, ſind auch weiße Meerfrauen ins Land getrieben, vom Sturm erſchreckt, kraftlos gemacht und wider Willen nach vorn geworfen. Sie haben ſich hoch aufgebäumt — man hat ſie deutlich geſehen —, aber ſie haben doch mit über den Deich gemußt. Als dann über Nacht der Wind umſprang und das Waſſer aus dem Lande jagte, da konnten ſie nicht wieder zurückkommen.

Zu eng war die Öffnung, und nur auf hoher, schäumender Welle gleitet die Meerfrau. Also blieben sie in dem Wehl. Manches Mädchen haben sie erschreckt, die, Wasser holend, in der Dämmerung aus den Weiden trat. Laut schreiend warf sie die Eimer hin und kam erst wieder in Begleitung dessen, dem sie vertraute, daß er sie genügend schützen würde. Eine aber, da sie sich bückte, um das Wasser zu schöpfen, sah das todtraurige Gesicht der Frau. Ein Schwindel erfaßte sie, eine Begier, sagt man, sie zu umarmen, mit ihr zu weinen. Sie stürzte vornüber und ertrank.

Maria schaute zwischen den Weiden durch in das Wasser. Ihr Schritt ging wie tastend hin und her, und es war, als wollte sie stehen bleiben. Da berührte Heim ihren Arm: „Du mußt dich aus den Träumen reißen, Maria."

Sie hob den Kopf nicht und ging weiter und that, als hätte sie sich aufgerafft, aber sie hielt den Kopf seitwärts und hörte auf das Flüstern und Reden im Schilf. „Andrees kommt heut' abend," sagte Heim leise.

Sie neigte wieder den Kopf: „Ich denke daran. Aber ich wollte dich fragen: Was meinst du, muß Reimer Witts Frau sterben?"

„Ja, Maria! Das weißt du. Du hast schon manchen Kranken und Sterbenden gesehen, so jung du bist. Du weißt, daß sie sterben muß."

Sie holte schwer Atem, und ihr Gang wurde langsam: „Sie hat nichts vom Leben gehabt, gar nichts."

„Doch, Maria! Ihre Jugend, ihre Liebe, ihre Kinder. Wir müssen mit wenigem zufrieden sein."

„Aber die einen haben nichts als Lachen, Glück und Fülle, und die andern . . ."

„Der Schein trügt oft, Maria ... Im übrigen ist es wohl Gottes Wille."

Sie schrak zusammen: „Das kann nicht sein, Heim. Es ist sicher gegen Gottes Willen. Als Gott die Welt schuf, sagte er: ‚Es ist sehr gut.' Jetzt ist es nicht sehr gut. Man kann es nicht verstehen, und es ist schwer zu tragen."

Er faßte nach ihrer Hand; „Du mußt dir solche Gedanken nicht machen, Maria, du bist zu jung, nicht viel über zwanzig, und gesund, und wir haben dich alle lieb. Sieh' mal, Ingeborg hat sich viel unter Menschen bewegt, hat manche Stunde bei Haller und Frisius verkehrt, ist auch dann und wann in die Stadt gefahren — wir haben ja nun den Bahnhof in der Nähe —, nun hat sie helle Augen und ist fröhlich und kann lachen, wie es für ihre achtzehn oder neunzehn Jahre paßt. Du aber sitzt immer bei Tante Strandiger, die schwach und mutlos und voll trauriger Erinnerungen ist. Komm recht häufig zu uns, Maria, zu Haller und Frisius und mir!"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich kann nicht fröhlich sein. Ich muß immer an alle und an alles denken, an die Kranken und die Traurigen und die Toten. Ich sehe alles im Leid, und mir ist, als wenn ich nicht in mir wäre, sondern draußen auf der Wanderung, die Traurigen zu besuchen. Bei Reimers Frau bin ich; die ganze Nacht höre ich ihre Stimme. Ich denke, was sie denkt. Jedes der Kinder liegt mir am Herzen. Ich wundere mich, daß ich nicht auch huste wie sie, so mühselig, so krampfhaft. Auch an Andrees denk' ich."

„Was denn, Maria?"

„Das geht nicht gut, Heim. Ich weiß es. Seine Briefe an seine Mutter sind so leer. Und er bringt die anderen

mit. Erinnerst du noch das Bild von Lena Strandiger, auf dem sie mit den weißen Zähnen lacht? Hinnerk Elsen ist nach der Stadt gefahren, sie zu holen. Sie können bald hier sein. Was wird das werden?"

„Es ist dieses trostlos trübe Wetter, kalt und naß, das macht dich mutlos."

Zwischen den beiden ersten Ulmen, mächtigen alten Bäumen, blieb sie stehen: „Vielen Dank, Heim! Ich freue mich, daß du wiedergekommen bist. So wie du weggingst, bist du wiedergekommen. Geh morgen wieder zu Reimers Frau! Hörst du, Heim? Vergiß es nicht. Es thut ihr gut. Du bist so fröhlich."

Da ging er langsam, in trüben Gedanken, den Weg zurück. Die naßkalte Dämmerung hatte auch nach seinem Herzen gegriffen.

Maria stand noch eine Weile. Die Hand gegen den Baum gelehnt, sah sie nach dem Wehl zurück. Sie sah nur den hellen Rand und glaubte zu hören, wie die kleinen Wellen und das Reth rauschten. Da löste sie ihre Hand langsam, widerwillig vom Stamm und ging den Weg zurück. Sie bog die nassen Weidenzweige sorgsam beiseite und ging hinunter und stand auf dem Steg. Zu beiden Seiten standen wie Menschen an einer Pforte die vielen geraden Rethhalme und steckten die Köpfe zusammen: „Ja," sagte sie, „gut geht das nicht. Er ist hochmütig und hart geworden. Es saß schon damals in ihm, als er noch bei mir war." Sie ließ sich auf ein Knie nieder und saß so, sich seitwärts an den Holzpfahl lehnend, auf dem der Steg ruhte. Und wie sie so saß, vergaß sie die Kälte und die Dämmerung und ging träumend, grübelnd den Weg ihrer Kindheit.

* * *

Drinnen ſaßen in weichen Wagenkiſſen Andrees, Lena und Franz. Frau Strandiger, ihre Mutter, wollte in wenigen Tagen nachkommen. Die Scheiben klirrten leiſe; ein feiner Wohlgeruch war durch den ganzen Raum gedrungen. Lena Strandiger drückte ihre feinen Glieder und ihren ſchwarzen Kopf in die Polſterung und ſah aus halbgeſchloſſenen Augen auf Andrees. Der grübelte ſtill vor ſich hin.

Draußen auf dem Kutſcherſitz, in Nebel und Näſſe, ſaß Hinnerk Elſen und ſann, ſo weit es ſich mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit als Menſch und Kutſcher vertrug, über die Zeit nach, da er mit Andrees in den Sandlöchern am Heiderand oder im Schlick des Vorlands geſpielt hatte. Es waren aber alles ruhige, ebene Gedanken. Hinnerk Elſen iſt nur zweimal in ſeinem Leben aus der Faſſung gekommen.

Im Wagen erzählte Franz von den letzten Jahren, die er als zweiter Verwalter auf einem poſenſchen Gut zugebracht hatte. Sein kurzgeſchorener, bedeutender Kopf begleitete ſeine Auseinanderſetzungen mit gemeſſenen Bewegungen. Zuletzt ſagte er: „Du, mein Freund, haſt kein Intereſſe für dein Land! Du ſollteſt den ganzen Beſitz verpachten. Dein Verwalter wird auch alt.“

„Ich habe es auch gedacht, Franz. Aber ſo lange Mutter lebt, wird es ſchwer gehen. Sie kann es ſich gar nicht anders denken, als daß ich den Hof übernehme.“

„Dann wollteſt du hier leben?“ fragte Lena. „In dieſer Einſamkeit? Du? Wie lange denkſt du das auszuhalten?“

Er ſah mit unſicherm Blick auf die Sprechende, die ſich ſo nachläſſig in die Polſter zurücklegte: „Nun, ich brauchte ja nicht immer hier zu ſein. Ich könnte wochenlang verreiſen.“

Die beiden Geschwister sahen sich an: „Er ist ein Starrkopf!“ sagte der Blick des Bruders. Aber die weichen, dunklen Augen der Schwester spotteten: „Es ist eine Kleinigkeit für mich!“

„Draußen erscheinen Lichter,“ sagte Lena und hob ein wenig den Kopf.

„Das Dorf!“ Nach einer Weile sagte er: „Hier rechts kommt die Schule.“ Dann beugte er sich plötzlich gegen die Scheibe: „Da, wahrhaftig! Da sitzt Heim Heiderieter bei der Lampe am Schreibtisch! Das sieht gemütlich aus!“

Jetzt fuhren sie die Düne hinunter.

„Was sind das für Häuser zur Rechten?“

Andrees mußte sich aus sonderbaren Träumen reißen: „Ach, du weißt doch! Der Eschenwinkel. Es war eine endlose Schreiberei wegen der Häuser.“

„Ich sage dir: Verpachte das Ganze!“

„Sieh da! Der Wehl! Die Weiden stehen hoch.“

Maria Landt schrak vom Steg auf: „Da ist er!“

Sie dachte nur an Andrees.

Der Wagen kam zwischen den Ulmen hervor. Der Kies knirschte. Ingeborg stand in dem Zimmer, das rechts von der Hausthür liegt, in welchem der junge Hausherr wohnen sollte. Sie lehnte die Schulter fest gegen das Fensterkreuz und hatte das Bild von Lena Strandiger, das mit den weißen Zähnen, dicht vor den Augen und beobachtete es mit gerunzelter Stirn und zusammengekniffenen Augen. Sie dachte nur an Lena Strandiger.

„Da ist sie.“

* * *

Sie saßen in dem gemütlichen, großen Wohnzimmer, das gegenüber der Thür liegt, Andrees und seine Mutter

und Franz und Lena. Ingeborg war einen Augenblick im Flur aufgetaucht und hatte die Gäste mit einem kurzen, hochmütigen Nicken ihres blonden Kopfes begrüßt. Als sie aber sah, wie Mutter Strandiger weinend in den Armen ihres Sohnes lag, war sie die Treppe hinaufgeeilt und war noch nicht wieder zum Vorschein gekommen. Maria war nach dem Eschenwinkel gerufen worden.

Die Einrichtung war einfach, altmodisch; aber es war gemütlich in dem großen, behaglichen Raum mit den mächtigen Deckbalken, dem großen, weißen Kachelofen und den drei hohen Fenstern. Und Frau Strandiger mit den unsicheren Bewegungen — sie war damals schon fast blind —, in dem schwarzen Wollkleid, paßte da gut hinein.

„Ich habe alles gelassen, Andrees, wie es war, draußen und drinnen. Du bist nun Herr. Ich bin mit Maria und Ingeborg in den Stock gezogen. Hier unten sollst du walten."

Sie schwiegen alle.

Dann sagte Andrees beiläufig: „Lena hat ja einen guten Geschmack, Mutter. Die kann ja etwas ändern, wie es ihr scheint."

„Es kommt ja auf ein paar tausend Mark nicht an," sagte Franz mit kurzem Lachen.

„Nein," sagte Andrees, „die wären wohl über."

„Maria meint," sagte Mutter Strandiger mit ihrer ausdruckslosen Stimme, „du müßtest zuerst etwas für den Eschenwinkel thun."

Franz warf Andrees einen kurzen, spöttischen Blick zu und trat ans Fenster. Gleich darauf kam seine Schwester zu ihm.

„Es ist langweilig," sagte sie, „langweiliger als ich mir dachte. Man kann kein verständig Wort mit dieser

guten Frau wechſeln. Wenn man keine Augen mehr hat?! Und die Mädchen ſcheinen keine Idee von Lebensart zu haben. Ich habe keine Luſt, mich wegen deines Planes in dieſem öden Haus zu langweilen, und habe Neigung, bald wieder abzufahren."

„Und was willſt du dann? Wovon willſt du leben? Weiter von der Abhängigkeit des Onkels, unter der wir ſtehen, ſo lange wir denken können? Warte noch vierzehn Tage oder vier Wochen, dann quält ihn dieſe Öde und Eintönigkeit. Dann reiſt du mit ihm in die weite Welt, und ich pachte den Strandigerhof. So iſt uns beiden geholfen."

„Aber dein Plan hat Gegner."

„Gegner?" Er warf einen Blick durchs Zimmer. Frau Strandiger war hinausgegangen. Aber im Thürrahmen ſtanden plötzlich zwei Geſtalten, die ſahen aus wie Gegner.

Es war ein hohes, blondes Mädchen und eine ſtarke, kräftige Arbeiterfrau von etwa vierzig Jahren, mit dunklem, ſonnverbranntem Geſicht und blanken, hilflos flackernden Augen.

„Guten Abend, Andrees!" rief Ingeborg mit ihrer klingenden Stimme. „Hier bring' ich dir Antje Witt. Sie kann es nicht aushalten, dich zu ſehen."

Antje Witt blieb ängſtlich an der Thür ſtehen und wendete Kopf und Augen hin und her.

„Nun ſag' deinen Spruch, Antje!" mahnte Ingeborg.

„Guten Abend, Andrees, guten Abend! Du weißt, was für ein Unglück ich habe ... ſeit über zwanzig Jahren."

„Ich weiß!" ſagte Andrees, „ſeit dem Tage von Gravelotte. Kannſt du dir das nicht aus dem Kopf reden?"

„Ja, Andrees, ſiehſt du ... du ſiehſt ſo fein aus, und ich habe dich doch auf dem Arm gehabt, damals vor dem Krieg, als ich hier diente ... So hab' ich immer gethan!"

Und sie hob beide Arme und wiegte sie hin und her. „Aber sie sagen, ich bin nicht ganz bei Sinnen.“

„Ach, Antje!“ rief Ingeborg dazwischen. „Mach' nicht lange Reden! Daß Andrees sich freut, dich zu sehen, ist selbstverständlich. Man heraus mit deiner Bitte!“

„Ja, Andrees! ... Der Pastor meint das auch und auch Heim. Nämlich! ... Ich weiß doch nicht, ob Heinrich Thiel wirklich bei Gravelotte geblieben ist. Und ich glaub' es nicht. Er war ja so stark. Er trug die Zweihundertpfundstonne Bohnen so leicht über die Diele, und er sagte auch ganz bestimmt, er wolle sofort wiederkommen, wenn der Krieg aus wäre. Und weil es nun doch gar nicht so weit ist, dahin zu reisen, nur ein Katzensprung, sagt Heim, so solltest du mir Geld geben, du und das Kirchspiel, vielleicht würde ich ihn finden oder sein Grab. Oder ich würde all die Gräber sehen, die vielen tausend Gräber, die da sein sollen, und dann, meint Heim, würde ich nicht mehr sagen, daß er noch lebt und würde nicht mehr mit ihm reden und würde schlafen können. Gestern, im Watt, Andrees, bin ich ihm begegnet. Es ist gewiß wahr.“

Andrees wollte ruhig und freundlich antworten. Da fing er den Blick auf, mit dem Lena ihn ansah. Er kannte die Augen und was sie sagten: „Du bist und bleibst ein Dorfjunge, Andrees.“

Ingeborg rief dazwischen: „Man los, Antje. Wir sind alle Christenmenschen.“

„Es ist keine passende Zeit, Ingeborg, wie du siehst. Ich will deine Bitte beim Kirchspiel vorbringen, Antje. Aber ich glaube kaum, daß die Reise Zweck hat. Heiderieter hat wunderliche Einfälle.“

Ingeborg sah mit großen Augen auf ihn. „Heim!?“

ſagte ſie. „Aber Maria ſagt es auch. Sie ſagt, Antje muß das Schlachtfeld ſehen; die vielen Gräber.“

„Ja,“ murmelte Antje, „das muß ich.“

„Du ſagteſt vorhin, du wollteſt dieſe Stube neu einrichten,“ rief Ingeborg. „Auf tauſend Mark käm's dir nicht an. Ich hörte es, als ich in der offnen Thür ſtand. Du kannſt dieſe Seele für hundert Mark neu einrichten. Aber wie du willſt! Du biſt ja der Herr. Komm', Antje! Wein' nicht! Wir ſammeln unſere Groſchen zuſammen. Auch bei den Leuten im Eſchenwinkel ſammeln wir, und Heim Heiderieter giebt uns auch was, wenn er was hat.“

„Der hat nichts,“ ſchluchzte Antje.

„Du mußt nicht weinen. Nun geh' in die Küche.“

Als ſie ſich wieder nach dem Zimmer zuwandte, ſtand Andrees vor ihr: „Ich will dich doch vorſtellen, Ingeborg Landt.“

„Ich weiß ja, Andrees,“ ſagte ſie und verſuchte ruhig und freundlich zu ſein. Sie ſtanden ſich gegenüber: Ingeborg hoch, blond und blaß, Lena Strandiger dunkel, zierlich, weich, viel kleiner. Franz Strandiger hatte ſich aus ſeiner läſſigen Haltung aufgerichtet und ſah voll Intereſſe in das ſchmale Geſicht, in dem klare und bedeutende Augen leuchteten. „Wir ſind alte Bekannte!“ ſagte er, „warum ſehen wir Ihre Schweſter nicht?“

„Sie iſt bei einer kranken Frau im Eſchenwinkel und bittet, den Beſuch morgen begrüßen zu dürfen.“

„Iſt Ihre Schweſter ebenſo groß wie Sie?“

„Sie iſt nicht ſo groß,“ ſagte ſie lächelnd. „Sie iſt mir überhaupt nicht ähnlich. Sie iſt dunkel, ich bin blond; ſie iſt weich, ich bin hart; ſie iſt ſtill, ich bin laut; ſie iſt traurig, ich bin froh. Ich weiß nicht, was Gott von mir denken ſoll.“

Lena Strandiger lachte: „Eine ehrliche Selbſtbeſpiegelung, Fräulein Landt. Und zuletzt noch der alte Gott als Kritiker?“

„Als Kritiker? Natürlich! Darauf kommt's an! Was der denkt und ſagt!“

„Was meinſt du, Bruder Franz? Läßt du ihn als Kritiker zu? Oder du, Andrees?“

Da klang wieder die Stimme, auf die alle hören mußten, ſo hell und klar war ſie: „Gute Nacht, Andrees! Gute Nacht!“

Die Thür hatte ſich leiſe hinter ihr geſchloſſen.

Sie wandte ſich der Treppe zu, um gleich nach oben zu gehen. Da beſann ſie ſich, daß Antje Witt wohl noch in der Küche wäre und ein Wort der Ermunterung brauchen könnte. Das war Ingeborgs Stärke: das Mutmachen. Sie war den Menſchen immer gleich ſo nahe.

Und richtig! Da ſaßen ihre getreuen Freunde nicht weit vom warmen Herd, Hinnerk Elſen, Antje Witt, ihr Bruder Reimer Witt, der 1870 mitgeweſen iſt, der mit dem hellen Haar, und ſeine Tochter Anna, das Stubenmädchen. Hinnerk Elſen nahm gerade die kurze Pfeife aus dem Mund und zog die Uhr aus der Taſche und ſagte würdevoll: „Die Kirchenuhr ſchlägt gleich neun.“

„Ach, du mit deiner Uhr! Sagt mir lieber, was ihr von denen da oben denkt.“

Die anderen ſchwiegen, ein wenig verlegen, obgleich ſie Ingeborgs Art kannten; aber Hinnerk Elſen ſagte bedächtig: „Was ich von Andrees denken ſoll, weiß ich nicht. Seine Pferde ſah er nicht an, mich ... ſah er nicht an, obgleich ich ihn manchmal in den Schlick geſchmiſſen habe, und obgleich ich meinen Teil auf der Sparkaſſe habe, es ſind jetzt 1835 Mark. Weiter ſag'

ich nichts; denn es geht mich nichts an. Aber daß der andere, der Franz Strandiger, Anna Witt so anlachte, da auf der Diele, das paßt mir nicht. Das geht mich was an; denn Reimer Witt hat gesagt, ich soll auf seine Tochter passen. Hast du nicht, Reimer? ... Na! Und nun müssen wir zu Bett, die Uhr ist neun."

Und das war Hinnerk Elsens Urteil, und mehr sagte er nicht darüber. Er steckte seine Pfeife in die innere Seite seiner Jacke und ging den Gang entlang in seine Kammer. Auch die anderen brachen auf. Im Gang fragte Ingeborg: „Was macht deine Frau, Reimer?"

„Es ist wieder schlimmer."

„Und der Arzt?"

„Ich weiß, daß er nicht helfen kann; und ich weiß, daß ich ihn nicht bezahlen kann."

Es klang so hoffnungslos, so gleichgültig.

„Ich will morgen zu ihr kommen. Heim soll auch hingehen. Wir wollen Essen für sie und die Kinder schicken."

„Maria kam schon um sieben Uhr," sagte er „gleich nachdem die Kutsche an unserm Haus vorbei gekommen war. Sie will diese Nacht wachen, obgleich sie sehr müde aussieht."

* * *

In dieser Nacht, in der die drei Getreuen zum erstenmal wieder miteinander in der Heimat waren, erhob sich gegen zwölf Uhr, mit der Flut kommend der erste Herbststurm. Er warf von den Ulmen des Strandigerhofs viel altes Holz zur Erde und schlug mit harten Fingern gegen das Fenster im Dach, hinter dem in jener Nacht das Licht gebrannt hatte, das dem im Watt verirrten Herrn des

Hofes den Weg zeigen ſollte. Er lärmte zwiſchen den Häuſern des Eſchenwinkels, daß er den Huſten der Kranken übertönte. Er ſprang die Düne hinauf und umbrauſte ſchreiend und flatternd den Heidehof, daß Telſche, die wachend lag, glaubte, die große Thür ſei aufgeſprungen, und Heim, in Träumen, wähnte, er fahre als alter Wikinger auf wogendem Meer, das Land „Ruhm“ zu erobern, das lag hundert Meilen hinter Island. Und alles war großartig; nur Sehnſucht nach Ingeborg Landt quälte ihn.

Zweites Kapitel

Schon am anderen Morgen kam die Mutter von Franz und Lena und nahm Andrees sofort in Anspruch.

Diese Frau Strandiger trug, seit sie Witwe war, immer schwarze Kleidung; doch hatte sie auf dem spärlichen grauen Haar ein zierliches, steifes Häubchen, das einige lebhafte Farben zeigte. Sie war schlank und ziemlich groß, hatte ein scharfes Gesicht, mit feinen, forschenden Augen und einer zierlichen, fein gebogenen Nase. In ihrer Haltung war etwas Gerades und Steifes, und in ihren Bewegungen etwas Rasches, Hungriges, und Heim, der in waghalsigen Vergleichen groß war, sagte später zu Ingeborg, sie gleiche einem Holzhäher, der im Spätherbst in Sturmhaube und Achselklappen auf Eicheln und Haselnüsse Jagd machte. Ingeborg, die als Waldläuferin den Holzhäher, und als Hausgenossin die Frau mit der bunten Haube und den stoßweisen Bewegungen kannte, nickte so recht von Herzen, und es schien, als wenn ihr widerspenstig Haar sich mitfreute, so dolchartig spitz standen die kurzen Locken um das schmale, blasse Gesicht mit den lebendigen Augen.

Die Mutter von Lena Strandiger hatte das Schicksal

gehabt, das diejenigen Frauen zu haben pflegen, welche ihre Männer an Geist und Willensstärke überragen: Sie hatte in ihrer Heimat im Mund der Leute ihren Jungfernnamen behalten. Man nannte sie früher, als sie die junge Frau des Leutnants Strandiger war: Lena Hobooken, und jetzt, da ihr Haar fast weiß war, die alte Hobooken. Das Volk macht nicht viel Umstände.

Andrees ging mit seiner Tante Arm in Arm durch die beiden Räume, durch die große, stattliche Wohnstube und das kleine, gemütliche, einfenstrige Zimmer, in welchem der Ausziehtisch steht, an dem die Mahlzeiten eingenommen werden, und die alte dunkle Schatulle mit den gewundenen Säulen aus Großvaters Zeit. Jedesmal, wenn die beiden Wandernden in das Gesichtsfeld des Eckspiegels kamen, warfen sie einen raschen Blick hinein, die alte Frau, um zu sehen, wie sie sich neben dem schmucken Jungen ausnehme, Andrees, um Lena zu sehen, die hinter ihnen im Sofa kauerte. Wenn sie aber das zweite Zimmer betraten, sah Andrees nach der Thür, durch welche Maria eintreten würde, und das Herz schlug lauter. Er hatte sie noch nicht gesehen.

„Nichts von der Vergangenheit!“ sagte die alte Frau. „Du hast Geld gebraucht, du hast dein Leben genossen. Sprechen wir über die Zukunft! Wie willst du dich einrichten?“

„Ich fürchte, ich muß hier bleiben, den Pflug anfassen.“

„Ich meine, daß du nicht richtig überlegst. Du kannst das Leben, das du bisher geführt, und das du, wie ich weiß, gern weiterführen möchtest, ruhig fortleben, wenn du in zwei Dingen meinen Rat befolgst. Erstens: Du mußt in der Bewirtschaftung des Guts sparen. Es läßt sich da viel thun.“

„Zum Beiſpiel?“

„Fremde Arbeiter! Du brichſt den ganzen Eſchenwinkel ab und bauſt eine Kaſerne.“

„Sie haben zum Teil ſchon bei meinem Vater in Lohn und Brot geſtanden.“

„Dein Vater, Andrees — nimm's nicht übel — war allzuſehr Gemütsmenſch. Da kam der Geldbeutel zu kurz. Er war ja wohl Chriſt? Nun ... ich wollte ſagen — Chriſten ſind wir ja auch — aber ich meine: Er wollte wirklich danach leben. Er wollte nicht allein für ſich ein Chriſt ſein, in ſeinem Hauſe, mit ehrbarem Leben, Tiſchgebet und dergleichen, wogegen ja nichts zu ſagen iſt, ſondern er wollte auch chriſtlich die Arbeiter behandeln, chriſtlich einkaufen und verkaufen, kurz, chriſtlich wirtſchaften.“

Andrees ſah ſtill vor ſich hin, dann gab er einem Gedanken Ausdruck, der mit leiſem, wehmütigem Flügelſchlag durch ſeine Seeele flog: „Ich wollte, mein Vater hätte länger gelebt. Es wäre vielleicht manches anders geworden.“

Seit er in der Heimat war, ſeit geſtern, hatte er ſo merkwürdige Anwandlungen; ſo alte vergeſſene Gedanken kamen wieder.

Sie ſah haſtig zu ihm auf, ihre Hand neſtelte unruhig an der goldenen Uhrkette, die von den Schultern herabhing: „Ich wollte dir noch einen zweiten Rat geben,“ ſagte ſie. „Verpachte den Strandigerhof! Du biſt kein Landmann. Mach' Franz zu deinem Pächter und zieh' mit mir und Lena nach Berlin zurück!“

Das klang ſchön: „Mit Lena!“

„Ich kann mich nicht entſchließen, ſo lange Mutter lebt.“

„Willſt du hier dein Leben verbringen? Du mit deiner

glänzenden Erscheinung, deiner starken Jugend, deinen Kenntnissen und deinem Vermögen? Wozu hast du das alles?"

Wieder so ein alter Gedanke: „Vater würde sagen, um Land und Leuten damit zu dienen."

„Ich will mir's überlegen, Tante. Es hängt viel von Lena ab. Ich hoffe noch, daß es ihr hier gefällt, und sie sich entschließt, einstweilen hier zu bleiben."

Während er dies sagte, waren sie über die Schwelle des Eßzimmers gegangen. Da stand Maria Landt am Tisch und hatte die Hand schwer auf die Platte gestützt. Sie sahen sich zum erstenmal, nachdem sie vor fünf Jahren nebeneinander auf dem Wodanshügel standen.

„Maria!" sagte er. Und er konnte nichts mehr sagen, so erschütterten ihn ihr Blick und ihre Haltung. Sie war mit einem Male, so wie sie ihn ansah, so klar und ernst und warm, die Maria Landt, die er vor fünf Jahren verlassen hatte, die ihn so an sich zog und wieder von sich stieß.

Er ließ ihre Hand nicht los, und er, der Ruhige, der sich vorgenommen hatte, er wollte der langjährigen Hausgenossin und Pflegerin seiner Mutter alle Freundlichkeit und Ehrerbietung erweisen, die er schuldig war, er, der in der Fremde, in einem nüchternen, kalten Hause, in glatter Geselligkeit gelernt hatte, kühl zu denken und mit ruhiger Überlegung zu handeln, er ließ die alte Frau stehen und faßte auch noch die andere Hand Marias und sagte rasch und mit Beben in der Stimme: „Komm, Maria, ich muß mit dir reden, komm mit!" Und er führte sie aus der Thür über den Flur in sein Zimmer.

Und als sie allein neben dem Schreibtisch standen, da waren die fünf Jahre der Trennung wie von dem Hauch ihres Mundes verweht, wie von dem Blick ihrer Augen in

Nacht und Vergessenheit gesunken. Sie kamen wieder da zusammen, wo sie einst auseinander gegangen, sie waren sich wieder so fern und ach, so nah wie damals, als sie die Wagenspur über die Heide verfolgten.

„Andrees! Verpachte den Hof nicht! Denke an deinen Vater, an die Mutter und an die Leute im Eschenwinkel! Höre nicht auf die anderen!"

„Du bist eifersüchtig!"

„Nein, Andrees! Das traust du mir nicht zu! Du weißt, wo du dein Glück findest, das soll mich freuen. Das müßte eine traurige Liebe sein."

Er schüttelte verwirrt den Kopf: „Du hast mich lieb behalten, all' die Jahre, mit solcher ... solcher Liebe?"

„Ich wollte so gern, daß du in der Heimat bliebest, daß du so würdest wie dein Vater. Darum habe ich dich so heiß gebeten, du möchtest doch endlich einmal in die Heimat und zu deiner fast blinden Mutter kommen."

„Laß das! Ich soll bei dir bleiben, das willst du. Du bist wie die anderen!"

Sie wurde einen Schein blasser, und ihre Hand löste sich von seinem Arm: „Du magst glücklich werden, Andrees, dann will ich froh sein. Aber auf dem Weg, auf dem du seit Jahren gehst, liegt dein Unglück. Die Heimat muß in den Wochen, die nun kommen, über das Fremde siegen, sonst bist du zeitlebens ein ruheloser Mensch. Du verwehst da draußen, wie Heim auch verwehte. Ich kenne dich ja, Andrees."

„Rede nicht davon!"

Da breitete sie die Hände aus und sagte flehend: „Du weißt, Andrees, es ist mein Los, dich lieb zu haben und zugleich zu wissen, daß wir so ganz verschiedene Menschen sind. Das ist mein trauriges Verhängnis, daß meine

ganze Seele an dir hängen muß und wir uns nicht verstehen: es hat jeder von uns seinen Glauben, seine Liebe, seine Hoffnung, und ich finde keine Stelle, wo wir uns berühren... Ja, wenn du schweigst! Ach, wenn du schweigst! Aber wenn du deinen Mund aufthust, oder wenn du schreibst, dann spricht jeder in seiner Sprache, von seiner Welt: ich von der Heimat, du von der Fremde, ich von Gott, du von Geld, ich vom Eschenwinkel, du vom Glanz der großen Stadt. Ich weiß es ja aus deinen Briefen."

Er sah traurig vor sich hin, den Kopf gebeugt unter dem Druck der Wahrheit, die sie so sicher und weich und traurig aussprach. Und plötzlich legte er beide Arme um ihre Schultern und sagte ihr liebe, freundliche Worte, während sie ihren dunklen Kopf zurückbog und aus ängstlichen Augen in sein erregtes Gesicht sah.

Sie sahen und hörten nicht, daß Franz Strandigers Gesicht in der schmalen Thüröffnung erschien und wieder verschwand.

Mit zusammengebissenen Lippen ging er nach dem Wohnzimmer zurück und stellte sich schweigend ans Fenster. „So ist es?" dachte er. „So steht es? Das ist schlimm! Und Lena muß siegen. Ich habe es satt, anderer Leute Knecht zu sein. Hier ist der Ort für mich. Hier ist Land und Geld. Ich muß mit Lena sprechen, gleich! Sie muß ihn zu sich ziehen, mit einem raschen Ruck. Und wenn sie ihn hat — der Plan ist fein, und ich will's schon vollenden; denn ich bin rascher und entschlossener, als sie alle — wenn Lena mit ihm über alle Berge ist und ich hier Pächter ... und will nicht Verwalter und Pächter bleiben zeitlebens, will Herr sein, dann nehme ich den ganzen Eschenwinkel und Antje Witt und diesen Reimer und alles, was sonst noch da ist, und mache daraus eine

feine Schnur und ſchlage ſie Maria Landt um den ſchönen Leib und zieh' ſie damit zu mir: dann wird die Pacht vom Strandigerhof nie gekündigt, ja ... dann wird der Pächter mit dem Geld ſeiner Frau eines Tages den Strandigerhof kaufen ..."

Seine Schweſter trat zu ihm, ſah in ſein Geſicht und ſagte: „Ich hatte die Abſicht, zu ſagen, daß es hier langweilig wäre, aber nun ich deine Augen ſehe ... Was iſt geſchehen?"

Er faßte ſie gleich mit beiden Händen und ſagte leiſe lachend: „Freilich, Lena Strandiger! Es iſt etwas geſchehen! Ich habe geſehen, daß Andrees Strandiger ſich von unſeren ſchönen Plänen abwandte und in andere Arme geriet."

„Andrees?"

„Ei ... du haſt Feuer, Schweſter!"

„Maria Landt?"

„Ich dachte, du hätteſt helle Augen! Aber gehe in ſeine Stube! Da ſtehen ſie vielleicht noch, und ich weiß nicht, was noch geſchehen iſt. Du weißt, er macht ſich fein im Frack, der Andrees, er hat einen Wuchs wie eine Tanne, na, du ſchwärmſt nicht für Bäume ... wie ein Ulan. Du wirſt Brautjungfer ſein, und die Eſchenwinkler werden deine Erſcheinung und deine Kleidung bewundern."

„Sei ſtill!" ſagte ſie, und ihre tiefe, ſatte Stimme war klanglos, und ihre dunklen Augen ſtachen.

„Warum? — Es iſt geſchehen! Oder willſt du um ihn kämpfen? Aber ich ſage dir, er hatte ſie feſt umfaßt, ſoll ich's dir zeigen? So! Und es wird nicht leicht ſein, ihn wegzureißen. Du haſt den Anſchluß verpaßt, Lena. So iſt ſchon manche eine alte Jungfer geworden."

Nach dem Abendbrot erſchien Heim, von Ingeborg

begleitet, in der Wohnstube und wurde vorgestellt. Er wollte die alten Freunde begrüßen und Maria abholen, die am späten Abend noch einmal zu Frau Witt hinüber gehen wollte.

Ingeborg hatte ihm auf dem Flur zugeraunt, liebenswürdig zu sein; aber da der Teppich, ein ungewohntes Ding, ihm Sorge machte und alle seine Gedanken in Anspruch nahm, so vergaß er, die alte Hobooken vorsichtig anzufassen und drückte ihr so stark die Hand, daß sie ihr Gesicht verzog. Dann setzte man sich, da Heim noch eine halbe Stunde Zeit hatte, und man sprach hin und her, über Stadt und Land, Stadtmenschen und Landmenschen. Nachdem die alte Frau sich etwas erholt hatte, beteiligte sie sich lebhaft an dem Streit. Franz und Lena verließen das Zimmer.

Heim und Ingeborg saßen dicht nebeneinander, und so, in dieser sicheren Doppelstellung, verteidigten sie Land und Leute. Die Stimme der Alten klang hoch und hart: „In den Städten ist die Intelligenz!“

„Und vom Lande stammt sie,“ sagte Heim. „Wir versorgen die Städte nicht allein mit Kohlköpfen und Steckrüben, sondern auch mit Fleisch und Geist.“

„Hast recht, Heim!“ sagte Ingeborg.

„Natürlich!“ sagte Heim, der warm wurde und so recht gemütlich und breit dasaß: „Und was die Stadt nicht brauchen kann, den Abfall, den schickt sie wieder zu uns aufs Land.“

„Na,“ sagte die Alte und richtete sich auf und sah mit großen Augen auf den Sprecher.

Ingeborg lachte: „Die Anwesenden sind ausgenommen.“

„Wenn ein Mensch keinen Boden mehr unter den Füßen hat,“ sagte Heim, „dann ist er verloren. Das haben Andrees

und ich oft beim Ringen probiert. In die Luft! Pardauz! liegt er. Daher haben die Bewohner der großen Städte so etwas Unruhiges, Haltloses, Raffiges an sich."

„Ausgenommen die Anwesenden!" sagte Ingeborg, und ihre Haarsträhne und ihre Augen schossen Dolche.

„Wir haben hier Land in Hülle und Fülle!" sagte Heim. „Gehen Sie mal über die Heide! Und wenn man uns da ärgert, laufen wir ins Watt. Im Schlick steht es sich großartig fest. Das Land, das macht die Bäume und die Menschen stark!"

So redete Heim und hatte seine langen Beine von sich gestreckt und hatte vergessen, wo er sich befand, und sah nicht, daß Lena Strandiger in der Thüröffnung stand und ihn mit großen Augen ansah. Da machte Ingeborg ihn aufmerksam. Und von da an war Heim still und verschlossen. Die Augen Lena Strandigers kamen aus einer Welt, die Heim nie kennen gelernt hatte, und schlossen ihm Herz und Lippen.

Als Maria, fertig zum Gang nach dem Eschenwinkel, in die Stube trat, stand er aufatmend auf und ging mit ihr durch den Flur. In dem Hausflur entdeckte er, daß er seinen Stock im Gang hatte stehen lassen. Er kehrte wieder um und sah zufällig durch die Glasthür. Da war Anna Witt auf einen Stuhl gestiegen und drehte die Lampe aus, und Franz Strandiger stand bei ihr und half ihr.

Da ging er ohne seinen Stock hinter Maria her.

Als sie den Wehl erreicht hatten, kam Hinnerk Elsen ihnen entgegen. Die Funken aus seiner Pfeife flogen quer über den dunklen Weg. Er kam mit seinem gewohnten, selbstbewußten Schritt daher. Da blieb Heim ein wenig zurück.

„Du, Hinnerk!“ sagte er. „Weißt du, was die Klock geschlagen hat?“

„In fünf Minuten neun!“ sagte Hinnerk.

„Nein, mein Jung! Ich mein' das anders. Paß du man gut auf Anna Witt!“

„Immer!“ sagte Hinnerk Elsen und gab sich einen Ruck nach oben.

„Na,“ sagte Heim, „dann hat's keine Not! Ich meinte, da schliche ein Marder um eine Taube.“

Hinnerk Elsen kam nicht aus der Ruhe: „Ich sage ihr immer, daß sie ordentlich sein muß. Mit Ordentlichkeit kommt man am weitesten.“

„Im allgemeinen hast du recht, Hinnerk! Aber ob du bei Anna Witt weit damit kommst?“

„Sie ist eine gute Deern!“

Heim tippte ihm auf die Schulter und zog die Augenbrauen hoch: „Das weiß ich, mein Jung, denn sie ist meines Nachbarn Kind. Aber, weißt du, wenn ich auf ein Mädchen passen sollte, mit solch lustigen Augen wie Anna Witt: ich glaube, das genügt nicht, daß du ihr sagst, sie soll ordentlich sein, sondern du mußt ihr dabei helfen, du mußt es ihr erleichtern, ordentlich zu sein ... Wo warst du denn so spät?“

„Bei Reimer Witt. Wir haben uns ein bißchen unterhalten.“

„Wer hat heute mittag für die Kinder gekocht?“

„Heut' mittag ist da nicht recht was gewesen; aber so gegen fünf Uhr brachte Frau Haller einen mächtigen Mehlbeutel, den haben sie halb aufgegessen und sind dann bald zu Bett gegangen. Reimer und Antje halten die Wache.“

Die beiden gingen durch die dunkle Nacht weiter. Ein

weicher, schwermütiger Westwind kam vom Deich her über den Wehl und zog gegen das niedrige Haus mit dem tiefherabhängenden Strohdach; das war von Moos ganz grün; jetzt in der Nacht war es schwarz.

Rechts und links von der Hausthür war je eine Stube. In der zur Linken lag die Kranke, in der zur Rechten schliefen die Kinder.

Im Krankenzimmer ging eine große Frauengestalt langsam auf und ab. Sie bog den Kopf im Takt hin und her zur Seite und sang dazu. Reimer Witt saß mit krummem Rücken am Bett, aus dem jetzt ein quälender Husten ans Fenster schlug. Dazwischen sang Antje mit banger, anstoßender Stimme:

Wenn die Nacht vom dunklen Himmel
Leis und schwer herniedersteiget,
Wenn der Nachtwind seine Flügel
Über unsre Hütten neiget,

Wenn die vielen tausend Kinder
In des Schlafes Arme sinken,
Und die Halme rings im Felde
Tau der Nacht im Frieden trinken:

Dann erheben um mein Bette
Rings ihr Haupt die bleichen Sorgen
Und bereden meine Sachen
Bis zum trüben, grauen Morgen.

Und sie sagen, und sie wissen,
Daß die Sachen sind verloren,
Und daß keine Rettung möglich
Für den Armen, für den Thoren.

Aber morgens, wenn der erste
Strahl des Lichts am Walde schwebet,
Wenn die Sonne ihre ersten
Lichten Strahlenfäden webet,

Wenn die vielen tausend Kinder
Aus dem Aug' den Schlaf sich reiben
Und des jungen Tags Geschäfte
Mich zu neuer Arbeit treiben:

Dann erhebt sich meine Seele,
Und es sinken alle Sorgen,
Und mit stillgefaßtem Herzen
Geh' entgegen ich dem Morgen.

So wanderte sie hin und her mit gesenktem Kopf.

Dann ward es still. Die Kranke war eingeschlafen. Reimer Witts Rücken beugte sich noch mehr. Er hatte die Hände zwischen den Knieen gefaltet und saß und sah mit stillen Augen auf die Kranke. Antje war in den Stuhl am Fenster niedergesunken, hatte die Arme auf den Tisch gelegt und den Kopf auf die Arme. Auf ihr Haar fiel der trübe Schein der Lampe. Das dunkle Haar hatte schon viele graue Fäden.

„Ich will nicht hineingehen," sagte Maria und trat auf den Weg zurück. „Bei den Kindern ist Licht; ich will sehen, ob sie schlafen."

Mit leisen Schritten traten die beiden an das niedrige Fenster.

Da stand mitten auf dem Tische die alte Küchenlampe und daneben der halbverzehrte Mehlbeutel auf einem großen, weißen Teller. Er war noch so groß, daß er nicht umgefallen war.

„Der hat eine stattliche Größe gehabt!" flüsterte Heim anerkennend.

„Wenigstens vier Pfund Mehl."

„Still!"

In der eingemauerten Bettstelle rührte sich ein Schläfer. Ein Flachskopf hob sich und blinzelte nach dem Licht. Ein

feines, gerades Beinchen legte ſich leicht über den Bettrand. Es gehörte der zehnjährigen Dora. Langſam, ſchlaftrunken, mit halbgeſchloſſenen Augen erhob ſich das Kind, ſtand ſchwankend vor dem Bett, ſtolperte vorwärts, wandte ſich wieder zurück und faßte die Hand ihrer Schweſter, die bei ihr lag und kehrte ſich wieder um und ſtolperte blinzelnd auf den Tiſch zu und öffnete in gewohnter Weiſe die Schublade, und hatte eine Gabel in der Hand, und weil kein Stuhl im ganzen Zimmer war, lehnte ſie ſich ſchwer gegen den Tiſch und fing an zu eſſen. Und die andere, die große Bertha, kam und lehnte neben ihr.

Da knackte der Tiſch. Und das hörte ja wohl der zwölfjährige Karſten, der, nicht aus Zufall, von einem großen Mehlbeutel träumte. Er richtete ſich auf und ſah aus den Augenſchlitzen den Schatten, den der Halbmond des Mehlbeutels machte, und ſah die Bewegung der Arme und die ſtoßweiſe Arbeit der Gabeln, und da ſeine Seele ſich grade mit dem Gegenſtand beſchäftigte und alſo nur einen kurzen Weg zu machen hatte, ſprang er torkelnd auf.

Das war ſo mit den Wittſchen Kindern.

Als das erſte Kind gekommen war, hatten ſich die jungen Eltern, damals noch lebensfrohe Leute, um den Namen des Kindes geſtritten. Da war die alte Thomälen gekommen, die damals im letzten Haus wohnte — nun iſt ſie tot —, die nichts anderes zu thun hatte, da ſie nicht mehr arbeiten konnte, als ſich vor Übertretung des achten Gebots zu hüten, und hatte geſagt: „Ihr bekommt viele Kinder! Ich kenne eure Raſſe. Deine Mutter, Rieke, hatte acht, und deine, Reimer, hatte ſo viele, daß ſie zuletzt nicht mehr wußte, wieviel ſie gehabt hatte, denn ſie wurde etwas ſchwach von Gedächtnis. Es waren dreizehn oder fünfzehn. Und ſie hat mir oft erzählt, es wäre

jedesmal ein Krach im Hause gewesen. Wegen der Namen, Reimer! Denn deine Mutter war für schöne Namen, dein Vater war für kurze Namen. Wißt ihr, was ihr thun müßt? Ihr müßt nach dem ABC gehen! Nennt die Deern Anna!"

So geschah es, und das ist die Anna, für die Hinnerk Elsen so brav sorgt, daß sie ordentlich bleibt. Das zweite Kind, das nach einem Jahre kam, wurde Bertha genannt. Das dritte Kind war ein Junge. Er bekam den Namen Carsten. Aber Pastor Frisius, der von der lex Thomälen keine Kenntnis hatte, schrieb den Jungen mit einem harten K ins Taufbuch. Damit war die ganze schöne Anlage verwüstet, und die alte Thomälen hatte wieder mal Veranlassung, zu behaupten, der Pastor wäre zuweilen etwas tapprig. Und so stolperte sie wieder über das achte Gebot.

Sie blieben aber doch bei der Reihe und vermieden so den Streit, und der kleine Hans, der achte, war eben angekommen, und das niedrige Haus war voll besetzt, und waren alle kräftige und muntere Kinder mit mächtiger Eßlust, da wurde die Mutter krank. Die Kinder hatten alles mitbekommen, was gesund an ihr war. Was sie behielt, sank unter der Schwindsucht zusammen.

Von dem Krankenzimmer her kam wieder mühseliges Husten. Drinnen aber in der Stube der Kinder erschien ein Beinchen, ein Ärmchen nach dem andern. Der kleine Fritz, der mit den beiden Jüngsten an der Erde lag, wurde durch derbes Schütteln geweckt. Er erbarmte sich der beiden Kleinen und stellte sie im Bett auf die Füße, und auch sie, stillschweigend wie alle andern, stolperten nach dem Tisch. Jeder hatte eine Gabel aus der Schublade genommen und arbeitete. Den kleinen Hans hatte Bertha auf den Tisch gesetzt. Er hatte die Augen vollständig

geſchloſſen und atmete tief und ſchwer; aber jedesmal, wenn ihm einer die volle Gabel in die Nähe des Mundes hielt, ſperrte er ihn auf und hapſte zu. Dabei ſchoß er jedesmal nach vorn; dann richteten ſie ihn mit den linken Händen wieder auf, mit den rechten führten ſie die Gabel.

Es war ein kurzer Kampf. Der Unterliegende war der Mehlbeutel. Fritz, von allen Wittſchen Kindern der lebhafteſte, hob die ſchwere Schüſſel; der ganze Mann verſchwand dahinter; auf und nieder glitt das Steingut. Dann ſetzte er es behutſam vor ſich hin. Und nun war der Teller rein. Spiegelblank war er. Bertha legte Guſtav und Hans wieder aufs Bett. Wie ſie unter die Decke kamen, war ihre eigene Angelegenheit. Dann wurde es ruhig. Die Lampe flammte heller auf und beleuchtete die ſtille Stube.

Heim Heiderieter trat aufatmend vom Fenſter zurück: „Du," ſagte er, „ich wollte, die alte Hobooken wäre hier geweſen und hätte dies geſehen. Ich hätte ſie kräftig angefaßt und gegen die Scheibe gedrückt, erſt an jene Scheibe im Krankenzimmer, dann an dieſe. Und wenn ihr vertrocknetes Herz bei dem Anblick nicht weich geworden wäre, hätte ich ſie einmal ordentlich gegen die Mauer gegniewelt."

Maria Landt ſchüttelte in ihrer ſtillen Weiſe den Kopf: „Du biſt zu ſtürmiſch. Solche Leute ſind nicht zu bekehren; das muß von oben her kommen. Wenn alte verſchüttete Goldbergwerke in einem Volke wieder aufgedeckt werden oder wenn neue, ſtarke Gedanken ins Volk geworfen werden, das kommt alles von Gott. Und kommt es, dann kommt es ſtärker und ſtärker, wie Frühlingswind, und man kann es nicht aufhalten. Die Alten binden Tücher um ihre Ohren und ſagen, ſie mögen es nicht hören, die

Kinder kriechen in den Winkel und ſagen, ſie fürchten ſich; aber der Wind brauſt weiter. Wir aber, die wir das Feuer in uns haben, müſſen ſchon jetzt blanke Augen haben, freundlich ſein, helfen, jeder wie er kann. Und, Heim!" ſie faßte ſeinen Arm. „Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, ſo muß er dem Volk erzählen von dem ſtarken, friſchen Wind, der nah iſt, deſſen Sauſen wir ſchon hören, von Gottes großer, ſtiller Arbeit, die ringsum anhebt. Er muß ſeine Seele mit Glauben füllen und ſeine Feder in Hoffnung tauchen und muß ihnen von der neuen Liebe Gottes erzählen, die durchs Land geht. Er muß aus dem Volke fürs Volk reden, von ihrer Not und Laſt, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und ſeine Augen müſſen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß daſtehen, was er ſchreibt, daß die Leute es weit ſehen und ſich vielleicht danach richten und eher den Weg finden, der hineinführt in eine neue Zeit."

So ſagte ſie, und ihre Stimme war rein und weich und leiſe und doch voll, wie eine Kirchenglocke, an die man leicht mit dem Finger ſtößt. Heim trat einen Schritt zurück und ſah ſie an und wunderte ſich, daß er nichts von Liebe zu dieſem reinen Weſen fühlte, nur ehrerbietige, heiße Zuneigung. Erſt ſpäter, als ſie ſchon im Erbbegräbnis der Strandiger lag, hat er erkannt, welche Bedeutung ſie für ihn gehabt, und daß ſie ihm in dieſer Nachtſtunde, vor Reimer Witts Haus, die Aufgabe ſeines Lebens gezeigt hat, klarer und eindrucksvoller, als irgend ein Menſch oder ein Buch es gekonnt.

Maria ging nach dem Hof zurück; Heim aber ſaß noch eine Stunde mit ſtillem, blaſſem Geſicht am Schreibtiſch.

Drittes Kapitel

Acht Tage später, an einem trüben Oktoberabend, saß Hinnerk Elsen mit Anna Witt am Tisch. Sie waren mit dem Essen fertig; die Wirtschafterin war schon vom Tisch aufgestanden. Als Hinnerk Elsen sich gemütlich die Abendpfeife anzündete, fiel ihm ein, was sein alter Freund Heim Heiderieter ihm abends am Wehl gesagt hatte. Es fiel ihm aber jetzt ein, weil Anna Witt den ganzen Tag so still gewesen war. Sonst hörte man ihre Stimme im ganzen Haus.

„Fehlt dir was?"

„Was sollte mir fehlen? Und was geht's dich an?"

„Dein Vater hat mir gesagt ..."

„Ach ... du bist langweilig."

„Was meinst du damit?" sagte Hinnerk Elsen und nahm erstaunt die Pfeife aus dem Mund.

„Mein Vater hat gesagt, du sollst auf mich passen? Dann thu' es doch

„Thu' ich ja auch!"

Sie sah vor sich hin: „So?" sagte sie. „Ich glaube, ich werde dir doch noch gestohlen." Nun sah sie lachend auf, aber im Grunde ihrer Augen lag Unruh' und Angst.

„Es ist abends so langweilig!“ sagte sie, indem ihre flinken Finger mit dem Tischtuch spielten. „Die Wirtschafterin kriecht schon halb neun ins Bett; du gehst genau Uhr neun. Dann bin ich noch nicht müde. Du solltest dann noch eine Weile bei mir bleiben.“

Sie sah ihn an, und da war wieder Angst in ihren Augen. Aber Hinnerk Elsen sah es nicht. Er schrob an seiner Pfeife, die undicht war. Welch eine Unordentlichkeit, eine undichte Pfeife! Hinnerk Elsen hatte ein ruhiges, beschauliches Wesen, er war zu bequem, in andere Leute hineinzusehen und zu eingebildet, um zu glauben, daß ihm etwas entginge. Er war ein so großartiger Mensch, daß er sich leisten konnte, mit geschlossenen Augen durch die Welt zu gehen. Wer kann Hinnerk Elsen täuschen?

Da bat Anna Witt noch einmal um ihre Seele.

Sie rückte ihm näher, lehnte sich zurück und sagte: „Ich bin noch so jung.“

„Du bist im Juli siebenzehn gewesen.“

„Ja, aber du meinst, ich bin noch ein Kind, wie Bertha. Das bin ich nicht.“

„Nein!“ sagte er und wurde ein klein wenig warm: „Du bist kein Kind mehr; das seh' ich dir an. Aber du bist noch nicht verständig genug. Wenn du verständig geworden bist und ich habe volle zweitausend in der Sparkasse, dann ...“ und er nickte ihr zu, indem er ein wenig mit den Augen blinzelte.

Sie lehnte sich gegen ihn und sagte: „Ich bin schon stark genug. Ich verdiene fünfzig Thaler. Wenn du mich lieb hast, kannst du es gern zeigen. Es ist schon manchmal was dazwischen gekommen und großes Unglück geschehen. Wenn ich dir nun wegliefe? Und du hättest nicht auf mich gepaßt?“

Da ſtand Hinnerk Elſen würdevoll auf und ſagte: „Deern! Was haſt du für Grappen im Kopf. Ich will ſchon aufpaſſen, und dein Vater und deine Mutter ſind auch da.“

Sie ſtand da, zornig und erregt: „Ja, wenn ich ein Fräulein wäre! Die bleiben im Haus und ſitzen in guter Hut. Dann ſollte mir auch nichts widerfahren! Aber Mutter iſt krank, und Vater arbeitet auf dem Feld, und ich bin im fremden Haus, und du?“ — ſie ſtieß mit den Händen nach ihm und ſah ihn wild an — „du biſt ſo alt und ſo vertrocknet wie der Pellwormer! Du biſt ſo hart und ausgetrocknet wie Sohlenleder!“

Der Geſcholtene ging ſchmunzelnd davon.

Alſo bat Anna Witt zweimal um ihre Seele. Aber Hinnerk Elſen verſtand ihre Bitte nicht. Er hatte ſeine beſtimmte Anſicht über alles und war kein Beobachter. Er war zu ſteif, um ſich zu den andern kleinen Menſchen herunter zu bücken und ihnen ins Geſicht zu ſehen, ob da wohl Sorge oder Angſt darin wäre. Andere Menſchen hat Anna Witt nicht gefragt, ſoviel bekannt iſt.

An demſelben Abend ging Andrees den Richtſteig über die Heide nach dem Dorf zu. Es war nebliges, feuchtes Wetter, ein Wetter zum Traurigſein und Träumen. Da, wie er ſo an ſeinen Gedanken riß, damit er ſie von der Heimat und der alten Liebe loslöſte, kam ihm vom Dorfe her Maria entgegen. Ihre hohe Frauengeſtalt wuchs raſch wie eine Erſcheinung aus der dämmernden Luft.

„Du ſiehſt müde aus, Maria! Wo kommſt du her?“

„Vom Amtsvorſteher. Ich habe um Hilfe für Witts gebeten.“

„Haſt du wieder gewacht?“

„Die vorige Nacht.“

„Laß alte Frauen das thun," sagte er ärgerlich, „an denen nichts zu verderben ist!"

„Du verstehst es nicht, Andrees, daß einem das Herz brennt, zu helfen."

Er schüttelte den stolzen Kopf: „Nein, ich verstehe das nicht. Ich versteh' dich nicht."

„Ich weiß es, Andrees ... Willst du wirklich von uns fort, und Franz Strandiger soll hier Herr sein?"

„Kann ich bei euch bleiben, wo mich keiner versteht?"

„Du verstehst dich nicht, Andrees! Du nicht! Wenn du fortgehst ... wird einst die Zeit kommen, wo du dich hierher sehnst, wo du froh wärst, könntest du die Heide sehen und die Nordsee und ein plattdeutsches Wort hören. Das Herz wird dir zerreißen vor Sehnsucht, und es wird kalt und leer in dir werden, und wenn es möglich sein wird, wirst du wieder hierherkommen, wenn auch nur, um hier zu sterben. Ich kenne dich von Jugend auf, ich weiß, daß du in innerster Seele an deiner Heimat hängst, und daß sie an deiner Seele reißt, seit du wieder hier bist. Ich habe aus allen deinen Briefen herausgelesen, daß du in dem Leben in der Fremde keine Zufriedenheit gefunden hast, und ich habe dich gestern gesehen, wie du von unten aus dem Garten kamst, und die Sonne schien, und du übersahst dein schönes, altes Haus und die Ställe und hörtest die Tiere im Stall und sahst so unruhig und so unglücklich auf alles hin, was dein ist."

Sie sah mit erregtem Ausdruck ihres blassen Gesichts über die Heide: „Ich bin es nicht, der dich bittet. Ich habe mich ganz in mich zurückgezogen und habe keine Wünsche außer mir. Deine Heimat spricht zu dir. Die Erde und dieses Land klagen dich an." Sie zeigte nach dem Wald hinüber, der im trüben Wetter still, wie zu-

hörend stand. „Von dort her sind deine Väter gekommen, und im langen Kampf, der fast über Menschenkraft ging, sind sie Herren über das Meer geworden. Auf dem Leib des Besiegten bauten sie den Strandigerhof. Das ist nun das fünfte oder sechste Geschlecht, das da haust, und nun willst du das alles verlassen, verpachten, verkaufen um elendes Geld? Und deine Kinder und Nachkommen sollen heimatlos sein durch dich?"

„Bin ich denn ein Knecht? Thut nicht jeder, der es kann, was er will?"

„Nein, wir thun nicht, was uns beliebt. Dein Vater saß nicht hinterm Ofen; er ging ins Watt hinaus, um dem Meer neues Land abzugewinnen für sich und seine Kinder. Reimer Witt ging in den Krieg und fragte nicht; er sagte sich, es müsse so sein, wegen des Landes; er steht jetzt vom Morgen bis Abend in schwerer, fast aussichtsloser Arbeit. Antje Witt läuft meilenweit ins böse Watt, bei grauendem Morgen, um für die Kinder, die nicht die ihren sind, Speise zu holen. Wir haben alle unsere Arbeit. Es treibt uns der Zwang der Pflicht. Unserm Gewissen gehorchen wir, weil es mit harter, scharfer Stimme uns aufruft. Wir meinen, wir müssen, wenn wir auch nicht mögen, und wir wissen: da liegt unser Friede. Wir arbeiten alle, das ganze Dorf, nur die Alten nicht, die nicht mehr können, die am Wege sitzen und auf den Herrn warten, nur du nicht und die, welche du hierher brachtest. Und das ... das verachten wir!"

„Und Heim Heiderieter, dein ... euer aller Freund?"

„Laß ihn! Nimm ihn aus! Er ist noch im Werden. Sag nicht, daß er faul ist. Er trägt schwere, ernste Gedanken, und sein Leben ist nicht leicht. Die Heimat wird ihm helfen, daß er ein ganzer Mann wird."

„Wird ihm geholfen, warum mir nicht?“

„Wenn du nicht willst? Wenn du das Gute und Traute und Alte zurückstößt, von dir weist, damit es dich nicht stört? Ist es so? Oder sage ich Unwahres? Wenn du hier bliebst, würdest du hier träge sein können, ein Genießer? Würde dich nicht die Heimat und dein Land, die Freunde und die Häuser im Eschenwinkel, das Watt und Flackelholm, würde dich nicht alles antreiben, zu arbeiten, Gutes zu wirken, Neues zu schaffen? Aber da, in der Fremde, da, fern von der Not der Heimat, da darfst du träge sein und genießen, von der Arbeit der Heimat dich nähren.“

Sie suchte seine Augen. Aber er sah still vor sich hin.

Da wandte sie sich ab und ging weg, und er mußte ihr nachsehen, bis sie die Heide hinabstieg und der Nebel sie wegnahm.

Über die Heide ging er weiter dem Dorf zu, äußerlich gleichmütig, in seinem Gang sicher und stolz, aber der Grund seiner Seele wallte und brauste: „Ich will es thun! Was soll ich thun?“

Er machte sich nicht klar, wohin er jetzt gehen wollte, und doch wußte er genau, was das Ziel sein würde. Vor ihm stiegen die ersten Häuser des Dorfes auf, lange, mächtige Dächer, von Reth oder Stroh, auf niedrigen, roten Mauern. Das Abenddunkel war da, nirgends ein Licht, nirgends ein Geräusch, nirgends ein Mensch. Es schien alles tot zu sein, oben am Himmel und bei den Menschen. Aus den Ställen kam hier und da das Klirren einer Kette. Da wurde ihm fast unheimlich zu Mut.

Die Pforte zum Kirchhof öffnete sich mit leisem Knarren, der Sandstein auf des Vaters Grab stand als ein steinerner, grader Mann und schaute stumm auf ihn,

wie gleichgültig. Seine Hand ſtrich gedankenlos, und doch war's eine Liebkoſung, durch die Epheublätter an der Kirchenmauer. Da, zwiſchen dem Glockenturm und der Kirche, ſtand der, zu dem er auf dem Weg war, deſſen Wort ſeine Seele hören wollte, ſo ſehr ſie es auch fürchtete.

Friſius, der gebückt und nicht ohne Beſchwerde den Steig heraufkam — er war damals ſchon ſehr ſchwach —, richtete ſich überraſcht auf: „Andrees, mein Junge? Du warſt noch gar nicht bei mir! Wollteſt du zu mir?"

„Nicht eigentlich, Onkel ... und doch ..."

„Oder zum Grab deines Vaters?"

„Ich habe hinübergeſehen!" ſagte Andrees. „Ich wollte dir ſagen, Onkel, ehe du es von andern erfährſt, daß ich mit dem Plan umgehe, meinen Beſitz zu verpachten."

Paſtor Friſius ſah von unten auf Andrees — er war viel kleiner als Andrees Stranbiger. „Ich hab's gehört, von Heim. Erkläre mir das! Übernimmſt du ein Amt, eine Arbeit in der Stadt?"

„Das nicht! Aber ... ich habe zu viel von der Welt, vom Leben kennen gelernt."

„Und dieſe Erkenntnis hindert dich, der Väter Erde zu bebauen, deine Pflicht zu thun? Dann mach' ein Grab für dieſe Erkenntnis, Andrees; aber nicht in dieſer guten Erde, ſondern irgendwo, da man ſolche Sachen hinthut."

„Es iſt ſonderbar, wie ihr alle kein Verſtändnis habt."

„Nein, es iſt ſonderbar, daß du für uns kein Verſtändnis haſt ... du willſt an Franz Stranbiger verpachten?"

„Ja! Ich dachte ſo; er iſt mein Verwandter und ein tüchtiger Landwirt."

„Sie mögen ihn hier nicht leiden, von Kind an nicht. Er hat ſo etwas Hartes und Hochmütiges und achtet den

kleinen Mann nicht. Sie sagen, er hat kein Herz. Ihr beiden, Ihr habt kein Herz!"

„Du bist hart. Du als Pastor!"

„Kennst du noch die Geschichte, Andrees, von dem, der auch fort wollte und fortging und zog fern über Land? Weißt du, warum er fortging? Ich will's dir sagen: weil es ihm zu still und zu arbeitsam und zu reinlich herging in Vaters Haus."

„Onkel! ... Aber du bist hinter der Zeit zurückgeblieben."

Frisius nickte mit dem grauen Kopf und sah über all die Steine, die da lagen und standen, und nach Nordosten über die niedrigen Weiden, über denen der weißliche Abendnebel lag, der sich ins Unendliche dehnte. „Das sagen sie. Ich will nicht lange streiten; es ist kein Gegenstand des Streitens. Siehst du, der Nebel hängt heut abend Schleier über alle Dinge. Über diese Dinge hangen sie immer. Trotzdem können wir es nicht lassen, da hinein zu sehen, zu starren, einen Weg zu suchen. Nur die Nachtmützen, des lieben Gottes Schafherden, ziehen stumpfsinnig, blökend durch den Nebel hin und her, ziel- und zwecklos, und fragen nicht. Aber wir andern fragen: du, ich, viele rund um uns her, auch Antje Witt und Reimer und Reimers Frau, die das Abendmahl begehrt hat, der das Atmen so schwer wird. Wir ziehen alle durch den Nebel und fragen: Wo sind wir? Wohin ziehen wir? Und wir ruhen nicht eher, bis wir's zu wissen glauben."

„Die Wissenschaft weiß es. Die Philosophie."

„Die Philosophie? Respekt vor ihr! Sie sieht mit den Augen des Geistes hinein in den Nebel. Wie weit? Sag' mir ein einzig Resultat, das feststeht, sag' mir einen

einzigen Weg, der bis zum Licht führt! Ich weiß vom Fluch der Philosophie ein traurig Lied zu singen: von ihrem Segen, auf diesem Feld, weiß ich wenig. Sie hat ihre meisten Kinder stolz und hart und einsam gemacht. Sie ist keine Mutter, sie hat ein Gesicht von Stein."

„Und die Naturwissenschaft?" Er blieb stehen, und in seinen tiefliegenden Augen glühte eine heiße, helle Begeisterung. „Ich war vor zwei Jahren in Berlin — es war das erste und das letzte Mal; denn ich lebe nicht mehr lange. Da habe ich die ‚Urania' besucht. Fünf Stunden bin ich dort gewesen, an jedem Apparat habe ich gestanden, ein freundlicher Führer hat mir alles erklärt — und ich," seine Stimme brach fast vor Erregung, „ich habe mich königlich gefreut, Andrees. Sie sehen mit scharfen Augen, mit scharfen Gläsern hinein in den Nebel, und sie sehen weit, weit. Viele Welten sehen sie, nicht alle. Vielleicht von je tausend eine. Sie kennen den Stoff, aus dem sie gebaut sind, und kennen die Ordres, nach denen sie reisen. Sie haben seine Werke tüchtig studiert und sind wie Holzwürmer durch den Schemel seiner Füße gekrochen. Manches von seiner Werkstatt kennen sie. Aber kennen sie ihn damit selbst? Sie sagen selbst, daß sie ihn nicht kennen. Du hast ja in ihre Bücher gesehen. Hast du die Rufe gehört durch den Nebel? Wir gehen irre. Wieder gehen wir irre! Wir werden den Weg niemals finden."

„Aber nun sage ich dir das: den Nebel über den Auwiesen, Andrees, den kann eins durchleuchten. Nur eins. Ich sah es in diesem Sommer, eines Abends, da kam von der andern Seite — von der andern Seite, Andrees! — mit aufsteigendem Gewitter ein helles Wetterleuchten, ein Blitzen und hob eine Weile den Vorhang,

zwei-, dreimal, das dritte Mal ganz hell. Deutlich sah ich die Au und den weißen Weg zur Stadt. Wir selbst, Andrees, von hier aus, können den Weg nicht finden; es ist zu dunkel. Aber der große Geheimnisvolle sandte von der andern Seite das Leuchten, zwei-, dreimal, da sahen wir deutlich den Weg."

Er hustete schwach und mühsam.

Andrees Strandiger schüttelte den Kopf. Es stand ein bitterer Zug des Wehs um seinen Mund. „Ihr seid Phantasten, Onkel. Du und Maria und Antje Witt . . ."

„Das ist richtig, nenne uns drei nur zusammen! Wir gehören zusammen. Wir schämen uns unserer Schwester nicht. Da stehen wir. Und nun halte du deine ruhmlosen und berühmten Namen gegen uns. Nun steht Glaube gegen Glaube. Denn auch das, was ihr über diese Dinge sagt, ist Glaube, ganz wie unserer, und kein Wissen. Und nun frage ich dich, Andrees, was meinst du, welche sind glücklicher, treuer und stiller, die hinter dem Kreuz her durch den Nebel gehen, oder die hinter dem Cirkel hergehen? Welche haben blankere Augen? Das sag' mir!"

Andrees antwortete nicht. Er stand eine Weile still vor dem andern. „Laß mich gehen!" sagte er dann — „ein andermal . . ."

„Möge das andere Mal kommen, Andrees!"

Und Andrees ging durch das stille Dorf zurück, zwischen den Bauernhäusern durch, aus denen nun hier und da aus niedern Fenstern trauter Lichtschein mit hellen Augen in die dunkle Nacht schaute. Dann senkte sich der Boden, und der Weg wurde sandiger. Links lag der Heidehof und rechts die Schule, und nun trat Reimer Witts Haus aus dem Dunkel.

Mitten auf dem Kreuzweg ſtand der kleine Fritz Witt und ſagte: „Vater iſt nach der Apotheke und Mutter huſtet.“

Strandiger richtete ſich aus ſeinen Gedanken auf. „Was ſoll ich?“

„Vater hat zu Mutter geſagt: Wir haben keinen einzigen Groſchen im Haus. Haſt du Groſchen?“

„Willſt du betteln?“

„Ich? Ich bin kein Betteljunge! Aber du gehſt ja hier vorbei! Und Mutter ſagt: Anna hat noch fünfzehn Mark zu gute. Komm man mal mit!“

Strandiger wurde über das ganze ſchöne, ſtolze Geſicht heiß und rot und ging mit.

Er fühlte ſich ſo ungemütlich. Die Diele war ſo niedrig; die Kartoffeln waren in der Ecke aufgeſchüttet; die Luft der Stube war drückend warm, und Rieke Witt ſah ſo weiß und mager aus und hatte ſo große fiebrige Augen. Was war aus dem friſchen Mädchen geworden, das einſt auf dem Strandigerhof diente!

„Der Kleine ſagt, Sie haben noch fünfzehn Mark vom Lohn ihrer Tochter zu fordern.?“

Sie hätte ihn ſo gern Andrees und du angeredet, da ſie ihn doch von Kind an kannte und es doch ſo Landesbrauch iſt, aber weil er ſo vornehm und fremd that, auch gar nicht nach ihrem Befinden fragte — ſie hatte ſich ſo ſehr darauf gefreut, daß er ſie beſuchen würde und „Rieke“ ſagen und freundlich ſein würde, dann wollte ſie mit ihm über die Kinder reden, auch beſonders über Anna — aber nun ward ihr eng und kalt ums Herz, und die Worte hockten fröſtelnd auf der Zunge.

Da wurde die Thür aufgemacht, und mit tiefgebückten Schultern, weil er ſonſt ſeinen krauſen Kopf ſtieß, kam Heim Heiderieter in die Stube. Er hatte die Flinte in

der Hand, trug über der grauen Wolljacke eine mächtige Jagdtasche, und seine hohen Stiefel waren mit nassem Sand und Lehm überschmiert. Er nickte Andrees flüchtig zu, und während er auf das Bett zuging, sagte er schon in seiner natürlichen, treuherzigen Weise: „Na, mein' Deern, was treibst du?"

Da veränderte sich mit einem Male das ganze blasse, vergrämte Gesicht, und etwas wie Jugendschimmer flog darüber hin, fast ein wenig Ziererei, und sie sah ihm lächelnd in die funkelnden, freundlichen Augen: „Danke, Heim, wenn du da bist . . ."

„Und Maria und Ingeborg, was? Und Haller, was? Wir haben freilich meist nicht viel mehr als vergnügte Gesichter . . ."

„Ihr habt mehr!"

„Ja, diesmal!" Er nestelte an seiner Jagdtasche. „Einen Junghasen, du! Ich wollte dir ihn zeigen; die Telsche soll ihn morgen für dich zurecht machen."

Er setzte sich gemütlich auf den Bettrand und legte die langen Beine übereinander. Er sah so recht herzensfroh aus. Seit er in der Heimat war, unter den alten Bekannten, war ein Gefühl der Sicherheit über ihn gekommen, er hatte sich einen ruhigen, breiten Gang angewöhnt und hatte zuweilen den Mut, Telsche Spieker zu widerstehen und mit Andrees zu streiten.

„Eigentlich sind hier zwei Hasen in die Stube gekommen. Als ich eben von der Heide herunterstieg, sah ich Ingeborg unten auf dem Weg. Ich glaube, sie wollte zu Telsche Spieker. Die wird ihr natürlich den Kopf heiß reden. Ich habe nämlich kein reines Gewissen, habe heute wenig genug gethan. Da lief ich mitsamt meinem Kollegen, dem andern Hasen, in dieses Haus. Wenn sie kommt, kriech' ich unters Bett."

„Du biſt zu groß. Fritz thut es manchmal. Sein Ball läuft zuweilen unters Bett.“

Andrees erhob ſich.

„Bleib' noch eine Weile,“ ſagte Heim, „laß uns noch ſchwatzen.“

Und er machte einen Verſuch, ſich auf dem Bettrand gemütlich einzurichten: „Du, Ingeborg ſagt, du willſt deinen ganzen Kram verpachten? An Franz Strandiger? Dann haben wir hier drei Haſen in der Stube.“

„Meinſt du?“

„So nach dem Grundſatz: Was du ererbt von deinen Vätern haſt, verkauf es, um es zu genießen!“

„Feg' du vor deiner eigenen Thür, Heim!“

„Danke, Andrees! Ganz richtig bemerkt! Das hat er mir gut gegeben, was, Rieke?“ Und er zwinkerte luſtig mit den Augen.

Sie nickte lächelnd.

„Aber es iſt da ein Unterſchied, Andrees!“ ſagte er. „Siehſt du: Heim hat ſechs Kühe, ſechs Schweine, fünf Kälber, acht Stück Jungvieh, vier Pferde und zweiundzwanzig Hektar Land, dazu die Heide, dazu eine Flinte, eine Feder und Telſche Spieker. Du aber, Andrees Strandiger, biſt Herr über viel Land und beſtellter Helfer vieler Menſchen.“

„Wer hat mich beſtellt?“

„Unſer Herrgott! ſagt Ingeborg Landt. Das ſagt ſie, wenn ſie vor meiner Thür fegt.“

Die Hausthür wurde raſch geöffnet, und ein leichter, weicher Schritt kam über die Diele.

„Da kommt ſie! Rieke, ſteh' mir bei! Wahrhaftig, da iſt ſie!“

Sie nahm das bunte Kopftuch ab, das mit Waſſer-

perlen dicht besetzt war: „Geh' weg, Heim!" sagte sie. „Ich kann vor deinen langen Beinen nicht ans Bett kommen."

Er stand gehorsam auf und lehnte sich gegen die Wand, und sie setzte sich auf den Stuhl am Bett und streichelte die Hand der Kranken.

„Er redet dich rein krank, Rieke, du solltest ihn wegschicken."

„Laß ihn, Ingeborg! Er redet mich fast gesund. Du weißt es."

Ingeborg wandte den Kopf und sah zu ihm auf und vermied es, Andrees anzusehen: „Ich weiß nicht, was die Leute an dir finden."

Er machte ein verwundertes Gesicht: „Ich auch nicht!" sagte er, und nun mußte sie ihr Gesicht in finstere Falten ziehen, um nicht zu lachen.

„Liebes Kind!" sagte er. „Du setztest mir neulich deine Weltanschauung auseinander. Du hast sie ja wohl von Pastor Frisius; du meintest, es wäre ganz gut, wenn wir, Andrees und ich, sie zuweilen hörten."

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück, und während ihre Hand die Hand der Kranken streichelte, und ihre Augen auf die Kranke gerichtet waren, stieg langsam eine lebhafte Röte über ihr Gesicht. „Nun!" sagte sie mit steifer Kopfhaltung. „Wenn ihr's wissen wollt: es kann euch wirklich nicht schaden. Grade euch nicht! Es ist eine ganz einfache Sache. Woher ich sie habe, weiß ich nicht! Pastor Frisius hat jedenfalls die Idee dazu gegeben. Also! Der liebe Gott verteilte die Erde wie einen Garten und gab jedem ein Stück! Heim Heiderieter bekam ein sehr großes Stück, den Heidehof, mit allem, was daran hängt, und außerdem hier!" Sie deutete auf ihre Stirn. „Andrees Strandiger bekam ein sehr großes Stück." Sie machte mit ihrem

langen Arm einen Bogen. „So bekamen alle Menschen ihr Teil, ein kleines oder großes. Nun that er mit seiner Hand so! Und sagte: Bebaut es!"

„Das ist nicht von Frisius, das ist von dir. Solche Handbewegung macht Frisius nicht."

„Still! Nun kann einer sein Stück Land bebauen. Er kann es auch lassen. Wenn einer es thut, hat er Brot und ein gutes Gewissen. Wenn er es nicht thut, wächst Unkraut und Heide. Und das ist die erste Strafe: sie müssen hungern, hier!" — sie deutete aufs Herz. „Nicht wahr, Rieke? Aber auch nachher, wenn sie von der Erde weggehen, müssen sie darunter leiden, daß sie ihren Garten nicht in Ordnung hielten. Wenn aber ein ganzes Volk seinen Garten verwildern läßt, weil's träge und schlafmützig ist, oder wenn sie sich drängen oder stoßen und die Grenzen verschieben, bis die Stücke der Kleinen, die unter ihnen wohnen, ganz klein sind, oder bis sie gar am Grabenrand an der Straße sitzen: und es steht niemand im Volk auf, kein Mächtiger, auch kein Kluger, und streitet für die Kleinen und ermuntert die Trägen, daß sie wieder mutig arbeiten, dann wird der große Herr des Gartens erbittert, und er schickt Starke über sie, oder er stößt sie mit den Köpfen zusammen und giebt ihren Garten andern Leuten," sie schlug leicht mit der Hand auf den Bettrand, — „wie in der Weltgeschichte auf vielen Blättern zu lesen."

Heim hatte den Kopf gesenkt und still zugehört. Nun hob er eilig Kopf und Hand: „Sehr gut! Nun mach' die Schlußanwendung auf den da!"

„Auf dich! Du!"

„Ach, das thatst du schon oft."

„Ja, Andrees?" Sie sah immer auf die Kranke, und

ihr schmales Gesicht wurde wieder rot: „Andrees? Andrees soll für seinen Garten sorgen!“

„Ja, Kind, das will er ja auch! Er will sich einen Hausgärtner halten, und er selbst will mit der langen Pfeife und im wehenden Schlafrock . . .“

Da sprang sie auf, mit flammenden Augen: „Das ist nicht möglich! Das ist verächtlich.“

Die Kranke hustete. „Bleiben Sie bei uns!“ sagte sie. „Es ist so vieler Menschen Glück von Ihnen abhängig.“

Heim stand groß aufgerichtet neben Ingeborg: „Wenn Franz Strandiger hier Herr wird, verwüstet er den ganzen Garten.“

Da kehrte sich Andrees ab und ging hinaus.

Also wurde dreimal um Andrees Strandigers Seele geworben, und dreimal hielt er still und hörte zu. Aber seine Seele wurde noch zweimal wieder umstrickt.

* * *

Als Andrees nach Hause kam, schien es, daß sie schon alle zur Ruhe gegangen waren. Es war ganz still in dem weiten, alten Hause. Nicht von ungefähr, es trieb ihn ein Trotz und eine geheime Hoffnung, öffnete er die Thür zum Wohnzimmer. Da lag Lena Strandiger in dem Sessel, der rechts vom Tisch am Fenster stand; und sonst war niemand da . . .

Er stand vor ihr, und sie sahen sich an. Sie rührte sich nicht.

„Was siehst du mich an? Daß ich dich lieb habe, weißt du.“

„Nein!“ sagte er zitternd, „Ich weiß es immer noch nicht.“

„Du Bär! Ich mag dich gern, eben weil du ein Bär

bist. Die Herren, die ich kannte, ach wie viele, die sind so glatt, so gewandt, so geleckt, so weich ... ich mag sie alle nicht."

Er rührte sich nicht, und sie lachte leise vor sich hin, wie im Traum; dann sah sie zu ihm auf, weich, lächelnd und bittend: „Ich muß an eine Stunde denken, die war ähnlich wie diese. Ich war bei einem Hauptmann zum Abendessen geladen. Das ganze Haus war voll von jungen, schmucken Menschen, und sie waren zuvorkommend gegen mich. Ich erinnere, daß ein junger Kaufmann mir mehr sagte, als er verantworten konnte, und ich glaube, daß ich ein wenig warm wurde, obgleich ich mir sagte, daß in der ganzen Gesellschaft der Rechte nicht vorhanden wäre. Aber nachher, wie ich fortging — ich hatte viel getanzt — und durch ein stilles Vorzimmer kam, stand da ein Füsilier — du weißt, von den Maikäfern — ein Gefreiter, ein starker, frischer Junge, so wie du, Andrees, mit losem, blondem Schnurrbart. Der sah mich so frei an, und ich sah, daß er nicht bange war, und daß er Gefallen an mir hatte, und ich — ich war nicht satt geworden von all der läppischen Speise —, er sprach plattdeutsch, war wohl aus deiner Gegend, ein Landmannssohn, ich weiß nicht."

Sie schmiegte sich fester in die Polster.

„Wenn einer mir gefällt, so recht von Herzen, so im Herzen, hier, wo ich die Hand hinlege, dann, dann bin ich sein, dann hat er hier eine warme, gute Stelle."

„Ich wollte," sagte er heiser, „du wärst mir nie über den Weg gekommen."

„So faßte er mich damals an, so hart und fest."

„Sei still! Ich will es dir sagen. Es muß doch zu Ende kommen. Sieh mich nicht so an. Sieh weg! Ich will es dir sagen: Ich bin herrisch und wild, ich will an

mich reißen, was mir gefällt, und frage nicht, ob die Menschen um mich her weinen oder lachen. Und diese Seite von mir will zu dir, denn du bist auch so ... Weib du! Aber im Grunde meines Herzens da ist ganz etwas anders."

„Sag' es nicht! Ich will's nicht wissen."

„Das ist darin von meinem Vater her. Das ist warm und weich und will aus den Augen blitzen und mit den Menschen, unter denen ich wohne, lachen und weinen, hat die Heimat lieb und will nicht vom Haus und Grab des Vaters fort in die Fremde. Und seit ich das Haus wiedersah und das Meer, den Eschenwinkel und das Grab, die Kirche und ..."

„Ich will den Namen nicht hören!"

„Maria Landt!" schrie er und schleuderte ihre Hand fort. „Du bist hart; aber sie ist gut und weich, und doch ... doch kann ich nicht von dir lassen."

„Laß doch meine Hand los! Ich schiebe sie weg, so leicht! Der Maikäfer, der ahnte, was an mir war. Der hatte Feuer wie ich. Den mußte ich von mir stoßen. Ein Stück von der Spitze am Ärmel blieb in seiner Hand, so fest hielt er, so riß ich mich los. Aber dich, Andrees Strandiger, deine Hände schieb' ich beiseite. Was sollen deine Hände auf meinem Schoß?"

„Die Hände laß liegen!"

„Du solltest mich loslassen und morgen zur Bahn bringen, morgen früh! Ich bin gefährlich. Vielleicht fange ich doch noch deine Seele, die arme."

„Wenn du anders werden könntest, wenn du eine weiche Stelle hättest, ein Herz ..."

„Vielleicht! Hier nicht! Aber in Berlin. Wenn ich

bei dir wäre, immer bei dir, ganz nahe, daß ich warm und weich würde!“

„Sag' es mir deutlich ...“

„Sagen? Ich will es dir zeigen! Komm' mit, Andrees! Nach Berlin!“ Sie war aufgesprungen und hatte sich wild gegen ihn gepreßt, und gleich stieß sie ihn von sich.

Dann floh sie aus dem Zimmer.

Viertes Kapitel

Es waren wieder acht Tage vergangen, und noch war das Wetter nicht anders geworden.

Andrees Strandiger ging langsam durch den dunklen Abend nach Haus. Er war zu Fuß nach der Stadt gegangen, hatte im Wirtshaus einige Bekannte getroffen; nun fürchtete er sich vor der Heimkehr.

Einen Augenblick stand er still und zweifelte, ob er wieder nach dem Dorfe zurückkehren und den Abend bei Heim verbringen sollte. Aber sie verstanden ihn ja alle nicht, und er verstand sie nicht. Es war das beste, er machte ein rasches Ende und ging hinaus in die weite Welt.

Von dem Lande her zog ein langsamer, schwerfälliger Wind. Er brachte der alten Erde starke, frische Luft. Naß und kalt wehte er durchs Land. Wen er berührte, der bekam frische Wangen und hatte Nebeltropfen im Haar. So hatte er heute nachmittag Ingeborg Landt berührt. Die kam am Wehl entlang ohne Kopfbedeckung, das Haar sehr lose geknotet, wie sie es zuweilen trug. Und Andrees war ihr begegnet und hatte gedacht: „Ingeborg wird einmal stark und schön werden. Aber noch ist nicht ihre

Zeit. Was Maria fehlt, das wird sie dann haben: ein frohes, mutiges Herz."

Aber weiter hatte er nicht nachgedacht.

Der Wind zog und schleppte leise singend die langen Nebelnetze aus dem Meer.

„Da drüben liegt Flackelholm, genau da, woher der Wind zieht. Groß, still und einsam liegt es da, wie ein Riese, der sich am Rand der Brandung hingelegt hat, so lang er ist, um zu schlafen, und hält mit krummem, breitem Rücken das Meer auf. Wie still wird es dort sein! Kein Mensch dort, und ringsum das weite Feld, und die Watten grau und eben und unendlich, und das ungeheuere Meer. Wenn ich dort jetzt allein wäre, acht Tage lang, rund um mich die gewaltige Öde: vielleicht würden mir diese Dinge hier anders erscheinen. Von Flackelholm aus: ja! da muß die ganze Welt und das einzelne Leben anders aussehen, ganz anders."

Der Wind zog vorüber mit klagender, singender Stimme redend, wie die Schiffer zuweilen singen, schleppend, schwerfällig, beim Ankerholen.

„Im Meer weit weg liegt Flackelholm. Aber wer findet den Weg? Dumme Gedanken!"

„Zu Lena Strandiger!"

Da sind die Ulmen. Und da blinken die Lichter vom Hof. Dort unten das Eckzimmer, da ist das Licht in Lenas Wohnung, und da steht sie. Sie hält den Handspiegel mit holzgeschnitztem Rahmen, den er ihr geschenkt hat, mit erhobener Hand vor sich und vollendet mit vorsichtig und fein ordnenden Fingern das Haar, das schöne, schwarze Haar. Er steht und sieht hin und atmet tief.

Und es kommt ihm die Neugierde, in Marias Zimmer zu sehen und zu wissen, was sie treibt. Er geht um das

Haus und sieht obem im Schlafzimmer seiner Mutter Licht, wie er ein wenig zurücktritt, sieht er Maria Landt am Tisch sitzen am Fenster. Sie hat beide Arme aufgestützt und die gefalteten Hände an die linke Wange gelegt, nnd er erkennt nichts von ihrem Gesicht. Aber er sieht es an der Haltung, und er weiß es ja: hinter den Händen sind traurige Augen und blasse Wangen, und unter dem dunklen Haar ist kein einziger frischer, mutiger Gedanke.

Er schüttelte den Kopf, kehrte um und ging vorn durch die Hausthür. Und wie der Klang der Thürglocke die Gänge entlang lief und in die Zimmer drang, legte Lena Strandiger den Spiegel hin und sagte laut: „Heute abend will ich ihn greifen." Maria Landt aber zuckte zusammen: „Da ist er! Und ich kann ihn nicht halten, so fest ich meine Hände auch zusammenpresse."

In Lenas Zimmer trat Anna Witt. Sie hatte heiße Wangen und helle, blitzende Augen: „Herr Franz Strandiger läßt sagen, Sie möchten ins Wohnzimmer kommen."

In Maria Landts Zimmer trat Antje Witt, sah sich ängstlich um und sagte hastig: „Komm mit, Maria! Rieke Witt stirbt. Der Tod kam vom Kirchhof herunter den Sandweg entlang und ging nach dem Wehl zu und streifte mit seinen Laken gegen die Fenster, daß es klatschte. Nun kann sie keine Luft mehr kriegen."

* * *

Im Wohnzimmer war es warm und freundlich. Die Lichter des Kronleuchters standen stolz und grade, weil sie sich einbildeten, glücklichen Menschen zu leuchten. So ein dummes Licht verwechselt Glück und Glanz. Der weiche, dunkle Teppich sagte: „So weiche Füße, wie Lena Stran-

diger hat, trug ich noch nie.“ Der Sessel lehnte sich noch weicher und behaglicher zurück und sagte: „Setz dich, Andrees! Lena Strandiger kommt gleich; sie will mit dir über weite Reisen plaudern und über die schöne, große Stadt. Maria Landt hat traurige Augen, und in Rieke Witts Krankenstube ist bedrückende Luft. Du und Lena Strandiger gehören hierher.“

Und Lena kam und hatte Briefe aus Berlin bekommen. Alle Bekannten grüßten und fragten: „Wann kommt Herr Strandiger wieder? Wir entbehren sein ernstes Gesicht, seine stolzen Augen und seine gute Haltung.“ Sie hatten ein Verzeichnis der Kunstausstellung geschickt, das Proben der Gemälde enthielt, einen saubern, handlichen Band mit abgerundeten Ecken, und Lena rückte an seine Seite, und ihre dunklen Köpfe neigten sich zu einander. Sie zeigte ihm die Bilder und machte ihn auf bekannte Namen aufmerksam. Und wie sie blätterte, sahen sie eine Heidelandschaft mit einem alten Strohdach im Hintergrund, und sie sagte lachend: „Heim Heiderieters Heideheim.“

So redete sie und machte ihn aufmerksam und nahm seine Seele an ihre Hand und führte sie durch belebte Straßen, in herrliche Schlösser, unter lachende Menschen und umgab sie mit Großstadtluft. Und er schwieg.

Da traten Franz und seine Mutter ins Zimmer. Und während sie eine Wendung machte, um zu sehen, wer da käme, und sich ein wenig seitwärts beugte, lag sie fest gegen seine Schulter. Ein rascher Blick flog zwischen den Geschwistern hin und her.

Franz Strandiger trat lässig auf Andrees zu und gab ihm ein Papier: „Der Rechtsanwalt hat den Kontrakt nach deinen Wünschen aufgeschrieben. Ich denke, die Angelegenheit kann jetzt geordnet werden.“

Andrees beugte sich über die großen Bogen. Wieder ist Lenas Kopf dicht neben dem seinen.

Dann fangen sie an zu reden. Sie reden lauter, ruhiger, lässiger, als sie sonst zu thun pflegen. Sie unterhalten sich wie Leute, die über geringe, nebensächliche Dinge beraten. Die alte Frau geht mit raschen Schritten hin und her; aber sie geht nicht ein einziges Mal durch die Thür des zweiten Zimmers, obgleich sie weit offen steht und obgleich es sonst ihre Gewohnheit ist. Sie geht eilig hin und her, hin und her, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Wenn das Papier da unterschrieben ist, dann ist Franz hier Pächter, später vielleicht Besitzer: Andrees geht mit Lena nach Berlin, und alles ist gut. Schwere Jahre liegen hinter ihr. Das hohe Kostgeld von Andrees und jährliche Geldspenden eines Bruders, eines alten Junggesellen, haben den Berliner Haushalt notdürftig erhalten, armseligen Flitter, Goldpappenherrlichkeit! Schwere Jahre! Aber nun wird es anders.

„Ich habe zwölf Jahre Pachtzeit geschrieben," sagte Franz.

„Nun ja! Wenn's uns beiden recht ist, kann die Pacht dann ja verlängert werden."

„Und deiner Mutter und dir bleibt der ganze obere Stock, nebst einem Gespann. Das Nähere steht hier, im fünften Punkt."

Andrees saß am Tisch, hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah auf den Federhalter, mit dem er auf dem Papier die Reihen verfolgt hatte, und wunderte sich, wer ihm das zierliche Ding in die Hand gegeben hatte, und daß es aussah wie ein Pfeil.

„Es ist mein Federhalter!" sagte Lena und nickte ihm zu.

„Er sieht aus wie ein Pfeil."

„Ja," sagte sie, „er trifft ein Herz."

Sie sah ihn fragend, mit verhaltener Zärtlichkeit an. Er aber dachte an Maria Landt und an die Leute im Eschenwinkel. Und die Feder fuhr vom Papier zurück.

„Es ist ein merkwürdiger Gedanke," sagte er langsam, und er fühlte die Größe dieser Stunde, „wenn einer sein Recht an Land und Leuten einem andern giebt für ein Stück Papier ... So heimatlos! ..."

Und mit einem Male, wie sein Geist das Erbe der Väter durchwanderte, kam es ihm wie Einfall. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, und seine Augen irrten über den Tisch. Er dachte an das einsame, stille Land, wo er heute abend in Gedanken gewesen war, und wie ein vergessener Traum, der wieder lebendig wird, stieg die Erinnernng in ihm auf, daß Maria Landt einst am Wodanshügel von Flackelholm gesprochen hat als einem Zufluchtsort im Unglück.

„Flackelholm ist im Kontrakt nicht erwähnt?"

„Es ist nicht genannt, aber es ist hier im dritten Punkt mit einbegriffen."

„Flackelholm ist kein Vorland, sondern eine selbständige Insel." Er nahm die Feder, die er hatte fallen lassen. „Ich weiß nicht, warum ... vielleicht, daß ich einmal da jage. Ich will die Insel und ihr Vorland ausnehmen." Und er schrieb: „Mit Ausnahme von Flackelholm und seinem Strand und seinen Watten, die bis zum Flackstrom gehen."

Da ging die Thür des Nebenzimmers auf, und Ingeborg Landt erschien.

Ihr lebhafter, wachsamer Geist erkannte gleich, daß etwas Außergewöhnliches vorging. Sie sah das Schrift-

stück und die Feder in Andrees Hand, sie sah über die Gesichter hin und wußte alles. Sie hob ihren Kopf, und ihre Augen wurden groß. So blieb sie auf der Schwelle stehen.

„Du thust bitter unrecht an uns allen, und ich . . ."

„Und Sie?" sagte Lena Strandiger, die Hand auf den Tisch gestützt.

„Ich habe dich, so lange ich denken kann, hoch gehalten. Ich glaubte, du wärst ein Held . . ."

„Die reine Liebeserklärung, Andrees!" sagte Lena lachend.

Ihr Bruder Franz sah staunend auf Ingeborg Landt. Sie war köstlich anzusehen.

„Wenn ich ihn lieb hätte," sagte Ingeborg laut, „was geht Sie das an? Es ist überhaupt ganz gleichgültig! Wenn er uns hier schmachvoll verläßt, wollte ich, ich wäre nie in sein Haus gekommen."

Da stand Andrees auf und ging auf sie zu: „Ingeborg!" sagte er hart, „du vergißt dich! Ihr benehmt euch thöricht und verletzt die guten Sitten."

„Die guten Sitten? Ihr verkehrt gut und böse, Treue und Lüge."

Er schüttelte den Kopf wie ratlos.

„Komm noch einmal mit, Andrees, über die Heide! Komm mit zu Frisius! Nein! Ich weiß: wir wollen zu Heim gehen, und wir drei, Heim, du und ich, wollen noch einmal alles beraten. Weißt du, neben dem grünen Kachelofen wollen wir sitzen, in dem das Feuer so lustig brennt, und die Lampe steht auf der Lade, und Heim ist so gemütlich, und erzählt von alten Geschichten aus der Heimat."

Franz Strandiger sah auf Ingeborg. Er hatte, leicht fortgerissen, ein Augenblicksmensch, wie er war, den ganzen Kontrakt vergessen und freute sich des Auftritts. Obgleich

er raſch zum Spott geneigt war und ſich immer den Verhältniſſen, die ihn gerade umgaben, überlegen fühlte, diesmal war ſeine ganze Zuneigung bei dem jungen, friſchen Blut, das erſt ſo ſtolz und faſt höhniſch und jetzt bittend auf der Schwelle ſtand.

„Geh' doch mit, Andrees!“ ſpottete Lena.

Der wandte ſich um: „Sei ſtill!“ ſagte er rauh. „Sie meinen es gut mit mir.“

Da merkte Franz am Ton der Stimme, daß die Sache auf dem Spiel ſtand, und im Augenblick war er verwandelt. Er trat auf Ingeborg zu, und, indem er ſie ſtolz und ſeiner Kraft bewußt anſah, ſagte er ernſt und mit ſprühenden Augen: „Fräulein Landt! Dieſer Mann hier, Andrees Strandiger, wird nächſtens dreißig Jahre alt. Ich habe ſo ziemlich dasſelbe Alter. Wir beide ſind mündig. Erwägen Sie ſelbſt — Sie haben ja einen klaren Verſtand“ — er ſpottete in dieſem Augenblick nicht — „wie das ausſieht, daß Sie mit Ihren achtzehn oder neunzehn Jahren uns Männern in unſere geſchäftlichen Verhandlungen fallen. Sagen Sie“ — er legte ſeine Hand auf die Schulter ſeines Vetters — „iſt dieſer ein Mann oder nicht?“

Da ſchlug Ingeborg die Augen nieder. Die ſtarke, ſelbſtbewußte Männlichkeit, die in dieſen Augen und in dieſer Haltung lag, drückte ſie nieder. Es überkam ſie wie eine körperliche Furcht, daß er ſeine feſte Hand auch auf ihre Schulter legen könnte, und daß ſie dann in die Kniee ſinken müßte.

Sie ſah in ſeine Augen, das ganze Geſicht von Rot übergoſſen: „Ich ſchiebe alles, was kommt,“ ſagte ſie langſam, „auf ſeine Schultern.“ Und kehrte um und ging hinaus.

Bald nachher kam Anna Witt zu Ingeborg ins Zimmer: „Ich soll um die Schlüssel zum Weinkeller bitten. Sie wollen eine Flasche vom besten trinken, sagt Fräulein Strandiger. Der Herr geht wieder nach Berlin, und Herr Strandiger bleibt hier!“

Sie ging singend den Flur entlang.

* * *

Neben dem Bett stand Frisius.

„Es war immer Sonnabend, Herr Pastor, das ganze Leben hindurch, immer Reinmachen und Schrubben. Anders nichts. Bei all den Kindern!“

„Nach Sonnabend kommt Sonntag.“

„So ist das! Und mir ist das recht. Für meine Person! Mir ist frei ums Herz nach dem heiligen Mahl. Es gehe, wie es gehe! Da will ich nun an den lieben Herrgott denken. Aber Reimer! Und die Kinder!“

„Wir wollen alle auf sie passen, Rieke. Sei man ruhig!“

Sie wandte den Kopf langsam nach der Stube hin, die voll von Menschen war.

„Ja, wir wollen uns alle um sie kümmern,“ sagte eine junge Frau, die selbst vier Kinder hatte.

„Ihr mit eurer Armut,“ sagte die Sterbende leise.

Pastor Frisius ging.

Die alte Thiel kam vom Fenster her, wo sie still gesessen hatte, solange der Pastor da war.

„Das beste ist, Rieke, du sagst zu deinem Mann, daß er sich wieder verheiratet. Er muß das wegen der Kinder. Wenn du es ihm sagst, wird er es eher thun. Dann haben die Kinder ihre Verwahrung.“

Über das Gesicht der Kranken flog ein leises Rot, und ihre Augen wurden noch glänzender. Aber dann dachte sie

gleich an die Kinder. „Wenn da ein ordentliches Mädchen ist, nicht so jung, es ist das beste. Antje kann es nicht."

„Wenn Telsche Spieker es wollte."

„Telsche? ... Ja ..."

Sie lag eine Weile. Dann fragte sie: „Ist Peter Nahwer da?"

Der alte Tischler trat ans Bett. Er hatte die kurze Pfeife im Mund wie immer, obgleich er seit Jahren nicht mehr rauchte. Der Arzt hatte es ihm verboten.

„Er kann dir den Sarg nicht bezahlen, Peter Nahwer."

„Macht nichts, mein Deern. Nächsten Herbst! Nächsten Herbst!"

„Wenn's angehen kann, Nahwer, mach' einen schmucken Sarg, mit so'm bißchen silbrigen Zierat darauf und zwei Kränze von Glasperlen. Es ist wegen der Kinder."

„Du kriegst so'n feinen Sarg wie Mutter Thomählen, Rieke. Ich habe noch von den schönen Preßsteinen liegen. Das gehört eigentlich zu Betten und Kommoden; aber es sieht fein aus."

„Ist einerlei, Peter Nahwer, mach' das man."

„Will ich, mein' Deern!" Peter Nahwer trat zurück und sog an seiner Pfeife. Die alte Thielsche winkte ihm mit ihrer großen Hand und sagte leise, indem sie ihn streng ansah: „Du machst mir grad so einen Sarg wie der Thomählen. Ich bin alle Jahre mit ihr nach dem Hof gegangen. Ich will nicht schlechter sein als sie. Hörst du?"

Am Bett stand jetzt ein anderer Nachbar. Sie wurden leise, mit zarter Kinderstimme gerufen und kamen gleich und sprachen leise und beugten sich über das Bett und traten zurück und sagten zu einander: „Sie macht es nicht mehr lange," und sie hörte es und wartete auf das Ende.

Maria Landt stand am Fußende des Bettes, hatte

den dunklen Kopf gegen das Geſims gelegt, und ihre Augen waren voller Thränen.

Da wurde die Thür aufgemacht, und Ingeborg erſchien. Sie ging ſofort auf ihre Schweſter zu und ſagte: „Du ... Andrees hat den Vertrag unterſchrieben, der Hof iſt verpachtet.“

Es wurde ganz ſtill.

Dann kamen einige halblaute, ruhige Bemerkungen: „Na, denn alſo! Nun ſteht der Eſchenwinkel nicht lange mehr!“

„Was nun wohl aus uns wird?“

Die Kranke wandte ihre Augen zu Maria. „Es geht mich nichts mehr an. Meine Arbeit auf dem Hof iſt gethan. Du ſagteſt immer, er wäre ein guter Menſch.“

„Das iſt er. Die andern haben ihn ganz verredet.“

„Du haſt die meiſte Macht über ihn. Du kannſt es noch wieder zum Guten wenden. Vergiß das nicht. Ich — ich will an etwas anderes denken, jetzt ... Es wird Zeit. Die Kinder ... Maria, willſt du beten? Ganz laut! Mir iſt, als wenn ich nicht mehr hören kann. Aber ehrlich, Maria, du weißt, wie es ſteht.“

Da betete Maria, weich und warm klang es, als käme es ohne Vermittlung des Mundes, aus tiefſter Seele: „Wir bitten dich demütig für acht Kinder, daß du ſie bewahrſt vor dem Hunger und vor der Vernachläſſigung und vor ungerechten Schlägen und vor böſen Menſchen und beſonderem Unglück. Weil keine Mutter ihnen in ihrer großen und kleinen Not helfen wird, bitten wir dich, du wollſt auf ſie ſehen. Wir bitten dich wegen ihres Aufſtehens und Schlafengehens, und daß ſie im Winter nicht frieren, und daß ſie gern einen haben, dem ſie die Hände um den Hals legen. Wir wiſſen, daß du der Vater aller

Waisen bist und kein Waisenkind umkommen läßt; aber wir wissen auch, daß es dir Freude macht, wenn deine Kinder bittend oder dankend zu dir kommen. Wir vertrauen deinen Verheißungen für Leben und Sterben. Amen."

Sie ließ die Hände sinken, die sie gegen die Brust gepreßt hatte, und wartete bange, bis der Erstickungsanfall vorüber war und die Kranke schwach und schwer atmend dalag, mit halbgeschlossenen Augen.

„Was sagt ihr? Andrees Strandiger ist tot?"

Ingeborg beugte sich über die Sterbende: „Nein, Rieke, er will fort von uns."

„Betet für ihn! Es weht frische, reine Luft über meine Brust, wenn du betest. Bete!"

Maria schluchzte laut auf.

Da sagte Ingeborg: „Laß mich!" Und sie betete mit zuversichtlicher Stimme: „Lieber Gott! Wir sind alle in Not, der ganze Eschenwinkel und wir und seine Mutter und er selbst. Du kannst wohl thun, was du willst; aber er kann nicht thun, was er will. Zeige ihm deine Stärke. Ich erinnere dich an deine Verheißungen, daß du willst, daß allen Menschen geholfen werde. So hilf uns, gieb uns allen Brot, Heimat und Häuser. Wir sind umgeben von Not und verstehen dich und dein Thun nicht, aber wir vertrauen auf Jesus Christ und sehen auf ihn. Du wirst alles zum guten Ende führen. Amen."

So ungefähr betete sie, die Stirn zwar voll Falten; aber ihre Augen glänzten. Der Wind zog rauschend über den Wehl, und der Regen schlug gegen die Fenster.

Während sie noch betete, war Reimer Witt eingetreten. Er hatte sein Arbeitszeug an und die Wintermütze über die Ohren gezogen. Er sah müde aus. Als er die vielen Menschen sah und das Beten hörte, merkte er, daß es zu

Ende ging. Er weinte nicht; seine Augen wurden nicht einmal naß; aber es ging eine fahle Bläße über sein Gesicht, und seine Augen bekamen einen starren, finstern Ausdruck. Er reichte das Medizinglas, das er in der Hand hielt, Maria hin und beugte sich über das Bett.

„Andrees?“ sagte sie.

„Der steht draußen am Fenster und sieht in die Stube. Gott mag wissen, was er da will ... Rieke ...“

„Mein Reimer ... Das Kleid sitzt ihr gut, Reimer! Nun kann ich in diesem Jahr nicht zum Abendmahl gehen ... im nächsten Jahr gehe ich. Das Kleid sitzt gut, Bertha! ... Fritz, du kannst nicht mit in die Kirche gehen. Deine Jacke ... Nun sind noch sechs übrig, Reimer. Nun gehen wir. Gott sei Dank, daß mal Sonntag ist.“

Die Seele versuchte die ersten matten Flügelschläge; der Atem wurde schwach und leicht. So leicht hatte Rieke Witt lange nicht geatmet. Die Seele trat auf die Schwelle, da hielt das Herz still. Die Seele flog auf; da stand das Haus leer. Und wenn ein Haus leer steht, verfällt es. Es war ein stilles Totenantlitz.

Da ging Maria Landt hinüber zu den Kindern. Die Thür vor ihr ging leise, wie von selbst auf. Fritz kam ihr entgegen. Sie kniete vor ihm nieder. Nun war er gerade so groß wie das große, schöne Mädchen.

„Du, Fritz, deine Mutter ist weggegangen.“

„Ist sie tot?“

Die Großen fingen an zu weinen, die Kleineren schlossen sich an. Nur Fritz blieb ruhig. Er zog die Stirn kraus, wie Ingeborg vorhin beim Beten gethan hatte:

„Du sagst, sie ist weggegangen?“

„Weit weg in ein anderes Land.“

„Scheint da die Sonne? Und giebt's da fix was zu essen?“

„Das glaube ich, Fritz."

„Na ... denn ist's man gut, daß sie weggegangen ist. Hier giebt's nicht immer was Ordentliches. Aber jetzt kriegen wir erst mal was. Als Hans Leesen sein Vater wegging, haben die Leute Fleisch und Kuchen hingeschickt, große, weiße Kringel."

Maria Landt erhob sich. In ihr weinte es heiß auf: „Es ist zuweilen gut, daß einer weggeht. Dann werden die andern satt. Das ist das ‚für die andern sterben'."

Es wurde ihr dumpf im Kopf, als legte sich eine schwere Hand auf ihr Haar. Sie trat wieder in die Stube. Sie waren alle fortgegangen; nur Reimer Witt saß am Bett. Sie erbot sich, die Nacht mit ihm Wache zu halten; aber er bat sie, zu gehen.

Da ging sie, nachdem sie Antje, die verstört auf der Diele stand, zu den Kindern geschickt hatte. Als sie am Wehl entlang ging — es war sehr dunkel, und sie hatte Mühe, vorwärts zu kommen, so stark schlug der Wind das Kleid gegen sie an —, kam wieder die Schwäche über sie, daß sie stehen blieb. Wieder kam der dumpfe Gedanke, als würde er durch eine schwere Hand in ihr Hirn hineingedrückt, daß der Tod des einen das Glück des andern sei. So plötzlich und körperlich stieß der Gedanke in ihre Seele, daß sie taumelte. Aber sie riß sich diesmal noch auf. Sie erhob sich schwerfällig von den Knieen und ging mutlos, in dumpfem Traum heim.

Das Sterben, das sie mit angesehen, traf ihre Seele, die von Natur weich und zart war, zu hart; sie zerfloß und verlor den Zusammenhang des Erkennens und Willens. Die trübselige, trostlose Verwirrung der Dinge auf dem Hof und im Eschenwinkel ging in ihre Seele über. Der Sturm hatte schon lange in ihr getobt, immer stärker

werdend. Jetzt, in dieser Nachtstunde, erschien der erste, weiße Gischt überm Deich. Noch ein Stoß, und das wilde Wasser überschwemmt ihre Seele.

Dennoch schlief sie in diesen folgenden Nächten, soweit Ingeborg es erinnert, tief und fest und erholte sich etwas.

Indes hielt Reimer Witt allein die Totenwache.

Er ging immer rund um den Tisch, der in der Mitte stand. Jedesmal, wenn er an der Bettseite entlang ging, sah er auf das bleiche, stille Gesicht, und jedesmal, wenn er an der Fensterseite entlang ging, sah er auf ein Bild, das da zwischen den beiden Fenstern an der Wand hing. Eigentlich sollte dort ein Spiegel hangen, und sie hatten oft davon gesprochen, daß sie einen schönen Spiegel kaufen wollten, wenn die vier ersten Kinder konfirmiert wären. Früher glaubten sie kein Geld dazu zu haben. Also hing das Bild da. Es war ein bunter Druck, zwei Hand breit nach unten und zur Seite, wohl über zwanzig Jahre alt, und darunter stand: Die Schlacht bei Verneville.

Und zuerst wußte er nicht, was die beiden miteinander zu thun hätten, das bleiche Gesicht und das bunte Bild. Aber dann mit einem Male durchfuhr es ihn. Schweiß trat ihm auf die Stirn, als er nnn fortfuhr, darüber nachzudenken.

Er hatte bisher in seinem Leben einen erschütternden Tag erlebt, das war jener Tag von Verneville, und nun fügte sich an jenen Tag dieser heutige, ebenso furchtbare, ebenso herzerschütternde. Jener Tag hatte ihn zu einem ernsten Mann gemacht, dieser machte ihn zu einem stillen Mann. Und diese Erkenntnis machte seinen Herzschlag stocken.

Da seine Seele aus den Wogen des gegenwärtigen Jammers herausstrebte, geriet sie in den Jammer der Vergangenheit.

„Hörst du die Kanonen, Reimer?"

Jan Requast, sein Nebenmann, der Knecht vom Stülperkoog, sieht ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Sein Helm sitzt im Nacken, und auf seiner Stirn stehen große Schweißtropfen wie blanke Nagelköpfe.

Sie sind beide noch Knaben, zwanzig Jahr alt; sind hinterm Pflug hergegangen, umkreist von Möven, und haben ihr Lied dazu gesungen. Sie sind dann und wann in die Kirche gegangen, dann und wann zum Tanz und haben sich weiter keine Gedanken gemacht.

„Wie Mutters Kaffeemühle! Hörst du, Reimer?"

Reimer Witt preßte die Lippen fest zusammen. Seine Augen starren finster auf die aufgewühlte weiße Grantstraße. Das zweite Bataillon zieht vorüber, gegen diese Kanonen. Von Heinrich Thiel ist nichts zu sehen.

„Marsch! Marsch!"

Es ist gut, daß sie alle mitziehen. Zehntausend vorn und zehntausend hinten ... sonst würde er alles, alles von sich werfen und würde laufen, laufen, bis er einen Acker träfe, fern von diesem Knattern und Dröhnen und Rollen und Rasen, und einen Pflug auf diesem Acker, oder einen Spaten, an den er seine Hand legen könnte, den Acker fleißig, sauber zu bestellen, den lieben, stillen Acker, über den die Möven fliegen, bis zum süßen Feierabend.

„Hörst du, Reimer? Das sind Gewehre von unsern Leuten."

„Da vorne brennt die Heide ... oder was ist das?"

Da vorne ist alles voll von blaugrauen Wolken. Die wälzen sich, lange, träge Riesen, in ihrer ganzen Länge auf der Erde und brüllen.

„Wir sind noch weit vom Schuß, Jan! ... Ich glaube, wir kommen noch nicht vor ... morgen vielleicht."

„Meinſt du? ... Ich möchte ſonſt ..."

„Was möchteſt du ..."

„Schützenzüge! ... ſchwärmen ..."

Rechts hat ſich das Feld geſenkt ...

„Ja ... wo ſind die Zehntauſend vor uns?"

Nur ſpärlich, hier und da, die Geſtalt eines Offiziers, geduckt wie zum Sprung, die Säbel vor ſich in die Erde geſteckt. Zwei, drei Pferde mit langen, blauen Schabracken jagen über die liegenden Menſchen.

In langen Reihen liegen ſie da, die Beine geſpreizt, das Kinn an der Erde, den Kolben an der Wange; in Rauch gehüllt.

„Reimer ... Menſch!"

Es ſchrie irgend etwas auf. „Es war ein Tier, Reimer."

Da liegen ſie nebeneinander.

„Rück' beiſeite. Ich kann nicht anlegen. Siehſt du die roten Kerle?"

„Rück' beiſeite, Fritz!"

Wie tot liegt er da.

Wie tot? Das Bajonett liegt ſchräg vorn gegen die Erde, und der Kopf iſt gegen den Kolben geſunken, und das linke Auge iſt geſchloſſen, aber das zielende, das rechte ... das iſt doch offen?

„Du, Jan! Fritz Hellerwatt iſt tot!"

Vorn ſtürzt ein Offizier, noch einer; der eine vornüber wie ein Bleiſoldat, der andere ſinkt in die Knie, hält die Hände hoch überm Degenknauf gefaltet. Von links kommt ein weher Schrei. Ein Huſar kommt in ſchräger Richtung gegen ſie an, kümmert ſich nicht um das Schießen, barhaupt, mit entblößtem Arm, am dem das Blut herunterträufelt. Als er näher kommt, ſieht Reimer Witt, daß ſeine Stiefel rot ſind vom roten Gras.

„Herrgott!“

Mit einem Male, wie wenn auf dem Theater die Scene wechselt, mit einem Ruck ... verschiebt sich in seiner Seele alles ... Was da wichtig war und breitbeinig und großartig im Vordergrund stand: die bunte Uniform und das Mädchen in der Stadt und die Peitsche mit dem ledergeflochtenen Stiel und Jan Requast, der lustige, sein bester Freund ... die werden alle ganz klein und treten zurück, und da war etwas ... das hatte ganz hinten in seiner Seele gelegen ... unter allerhand zerbrochenem und verachtetem Kinderspielzeug. In diesen Winkel stürzten seine Gedanken und suchten und fanden noch einige halbzerbrochene Stücke und hielten sie fest umklammert mit beiden Händen.

„Dort hinterm Wall die verdammten braunen Kerle! ... Witt! ziel ... gut ...!“

Ich bin ja nur ein Kindlein klein,
Und meine Kraft ist schwach;
Ich wollt' so gerne selig sein
Und weiß nicht, wie ich's mach'.

„Dreihundert Meter! Mensch, ich hab' getroffen. Der hat genug ... Ich bin getroffen ... hab' ... auch ... genug ...“

Wenn du wollt'st in der letzten Not
In Treuen bei mir sein,
Sollt' wohl der harte, bittere Tod
Mein Himmelfahren sein.

„Auf!“ Die Trommeln lärmen. „Sie sollen weg, so wahr wir Schleswig-Holsteiner sind.“ Drei stürzen mit einem Male.

„Grüß' sie ...“

Wenn ich vor deinem Hofthor steh',
Gott, Vater, laß mich ein:
Dein Hof so rein, dein Haus so hell,
Laß meine Heimat sein.

Reimer Witt wandte sich von dem Bilde ab und ging langsam und zögernd um den Tisch, so wie ein Knabe, der etwas bestellen soll, kurz vor seinem Ziel langsam geht, überlegend, was er sagen soll. Wie er in die Nähe des Bettes kam, wollte er vorübergehen. Da drehte er sich halb um, wie wenn er auf fernen Ruf, auf Kommandowort horchte, und dann fiel er mit einem Male nieder, gerade wie einst im Feld bei Verneville, und lag still auf seinen Knieen, und wieder, wie damals, stammelte er die Kindergebete. Aber diesmal holte er sie nicht aus dem Winkel. Sie lagen glänzend vorn an der Thür, blinkende Perlen.

Seit dem Tag bei Verneville wußte Reimer Witt, daß ein Gott die Welt regiert, ein Gott so nah, so persönlich, daß man ihn mit „du" anredet.

Sie sagen, es ist so und so lange her, daß wir nach Frankreich zogen! Es giebt viele tausend Häuser im ganzen Vaterland, kleine und große, an Bergesabhängen, an Strömen und am Meerstrand, in denen noch heute gegen Frankreich gekämpft wird. In der Erinnerung, in Wachen und Schlafen, kämpfen die einen; die anderen haben in nassen Lagern, auf kalten Vorposten, in Hunger und Kälte, durch Wunden und Krankheit den Keim des Todes mitgebracht, fallen noch immer fürs Vaterland; andere, die den Gefallenen, den nachher Gestorbenen nahe standen, tragen an Seele und Leben, an Nahrung und Kleidung, an Erziehung und Lebensführung die Narben von Verneville. Wie lange kämpfen wir noch? Dies ganze Geschlecht wird vergehen, ehe wir Frieden haben.

Fünftes Kapitel

Es war Dezember und Weihnachten nahe. Wie schwer beladene Handelsleute zogen die grauweißen Wolken herüber und versorgten alles Land mit dem herkömmlichen weißen Festkleid. Ein Wolkenwagen nach dem andern zog dahin, übervoll beladen. Und wie sie dahin fuhren, verschütteten sie einen Teil ihrer Ladung, daß Marsch und Heide ganz weiß wurden. Sie kamen von Westen her, und schon auf das wogende Meer fielen die weißen Sternchen. Was soll das kalte, unruhige Meer mit Frau Holles weißem, weichem Daunenbett? Es wird nie einschlafen.

Die Menschen sehen die Schneewagen gerne kommen. Die Kinder freuen sich, daß sie Schneemänner machen können; die Großen sagen, Weihnacht ohne Schnee sei kein rechtes Fest. Der alte Pellwormer, der Nachtwächter, der belesene, denkschwere Mann, versteigt sich zu der Behauptung, daß weiße Weihnacht mit zu den Dingen gehören, welche uns Menschen seit Noah versprochen sind.

Als Heim Heiderieter aufwachte — es war so gegen halb acht Uhr —, sah er gleich an dem hellen Tagesschein, der in das niedrige, breite Fenster fiel, was draußen

in der Nacht geschehen war. Er öffnete das Fenster und sah über die weite, schneeweiße Heide und sah in die Marsch hinunter und zeigte den oben stehenden Wolken seine Anerkennung, indem er lebhaft mit dem Kopf nickte. Dann kleidete er sich vollends an und ging stracks in den Saal und setzte sich an den Schreibtisch und arbeitete zwei Stunden.

Er hatte gestern bis zwölf Uhr im Wirtshaus gesessen, hatte eine Zeche von drei Mark gemacht, hatte ein schlechtes Gewissen und fürchtete Telsche Spiekers Angesicht.

Von der Wirtschaft in Küche und Stall hörte er nichts; von Telsche Spieker sah er nichts.

Er saß, las und grübelte. Er suchte nach einem Stoff, nach einer schönen Geschichte. Er baute Burgen in die Wolken hinein und ließ sie wieder in die Wellen fallen. Er arbeitete in den Geschicken armer Menschen, die, wie er wollte, lebten und sich drehten und starben. Er arbeitete mit Menschen wie ein zweijährig Kind mit dem Baukasten.

Er wußte nicht, was um ihn geschah. Der Hase, der draußen geduckt im Kohl saß, hätte ins Fenster sehen können, Heim hätte es nicht bemerkt.

Um zehn Uhr kam Telsche Spieker, in frischen Stalldunst gehüllt, ein warmes Tuch um Kopf und Schultern. Sie sah ordentlich frisch aus, und ihre Augen waren blank.

„Du ... Heim!"

Er hörte nichts.

„Heim! Wach auf! Und klettere mal zu mir herunter!"

Heim hob den Kopf und blinzelte seitwärts zu ihr hin: „Was ist los? Willst du eine Wärmflasche für die Hasen, die in meinem Kohl sitzen? Oder hat Ingeborg dich ganz unklug gemacht?"

„Du brauchst dich über andere Leute nicht lustig zu machen; sie könnten dir's heimzahlen ... Ich war bei Witts."

„Nun, Telsche?"

„Es geht da nicht länger so. Es ist unchristlich, das anzusehen. Was über die Landts gekommen ist, weiß ich nicht. Die kümmern sich auch wenig um die armen Würmer."

„Was ist los? Red' doch, Menschenkind!"

„Die Kleinen sitzen in den Betten und wollen den ganzen Tag darin bleiben, und sie haben recht; denn die Stube ist kalt und der Herd auch. Bertha und Karsten sind in der Schule. Fritz hockt am kalten Ofen."

„Wo ist Reimer denn?"

„Der ist seit gestern mit Klaussens Ochsen zum Markt nach Husum. Er hat mir seine Not geklagt."

„Und das Frauenzimmer, die Antje?"

„Sie haben gestern einen Brief vom Apotheker bekommen. Er redet von Pfänden. Nun ist sie hin."

„Der Kerl! Ich wollt', ich hätt' ihn hier in seiner größten Retorte. Weiß nicht, wie warm er sitzt und wie kalt die Kinder."

„Ja, nun schimpf'! Der hat wohl bald Zinstag! Nun hilf, Heim!"

„Na ... können die ... drüben?" Er zeigte mit dem Daumen nach der Richtung, wo etwa die Schule lag.

Telsche Spieker fuhr auf: „Haben die etwa nicht genug gethan in dem ganzen Jahr, als Rieke krank war? Haben sie nicht selbst ihre liebe Not? Heute nachmittag kommen die beiden hungrigen Jungs in die Ferien. Da sind die Alten natürlich aus Rand und Band. Hörst du? Die Kinder singen Weihnachtslieder. Heute mittag hört die Schule auf."

Sie lauschten beide. Von fern klang es durch die Wände und von draußen durch die Fenster herein. Die bekannte Melodie umschmeichelte sie. Sie schwiegen eine Weile. Heim sah mit finsteren Augen auf die breiten Dielen mit den blanken Nägelköpfen, die auf den vertretenen Brettern auf runden Erhöhungen standen.

„Daß man doch nie fröhlich sein kann!“ sagte er und schlug auf den Tisch. „Nicht mal zu Weihnachten! Sie thun immer, als ob zu Weihnachten alle Menschen glücklich wären, schreiben und lügen drauf los, und jeder wickelt sich bis über die Ohren in seine warme Decke. Alle Menschen glücklich! Verdammte elende Lüge!“

„Ja! Wer soll nun helfen?“

„Na ... erstmal wir!“

„Ja, hast du Geld, Heim? Ich habe noch fünf Thaler für den Hausstand, damit soll ich auskommen, bis wir den Anderthalbjährigen verkaufen.“

„Ach was, das dumme Geld!“

„Ja, das Geld! Du solltest ordentlich wirtschaften, den Kram mal mit beiden Händen anfassen und vor allen Dingen nicht Geld aus dem Fenster werfen, auf daß du habest zu geben den Dürftigen!“

„Donner!“ Er sprang auf und griff nach dem Tintenfaß.

„Ich will dir man sagen, Heim: die Geschichte geht nicht länger!“ — sie war wahrhaftig hochrot im Gesicht. — „Du mußt dir eine Frau nehmen! Wenn ich bei dir bleibe, wird nichts aus dir. Du hast keinen Respekt vor mir und hast keinen Trieb, deine Arbeit zu thun. Du denkst immer: ‚Ach, Telsche Spieker sorgt für alles. Da kann ich auf der Bärenhaut liegen und ins Wirtshaus gehen.‘“

Nun war er ganz geschlagen. Er kehrte sich nach

dem Fenster um, und ein Gefühl trostloser Verlassenheit kam über ihn.

Da wurde sie auch ruhiger, sanfter: „Ich denke wirklich fortzugehen, Heim. Es ist zu deinem eigenen Besten. Aber nun sage, was machen wir mit den Witts?"

„Geh' hinüber! Mach' Feuer im Ofen!" sagte er grollend.

„Und wer soll Essen kochen, die Stube rein machen, die Wäsche besorgen? Antje kann das nicht. Du weißt, die ist heute zu Haus und morgen im Watt, heute geschickt und morgen töfflich."

„Wozu sind denn die Weiber da?" sagte er ärgerlich. „Steckt die Köpfe zusammen und sorgt für Rat!"

Eine halbe Stunde später, als sie den Lärm der Schulkinder hörte, die mit lautem Rufen und Lachen den Spielplatz und den Weg füllten, ging sie nach der Thür, öffnete die obere Hälfte, und als sie Bertha Witt sah, winkte sie ihr. Das lang aufgeschossene Ding kam angelaufen, daß die Pantoffeln den losen Schnee aufwarfen und die dünnen Kleider um die hagern Glieder flogen. Sie hatte ihr gewohntes graues Kleid an, das aus einem Rock von Frau Strandiger gemacht war, und zum Zeichen der Trauer ein dünnes, schwarz gefärbtes Tuch um den langen Hals. Dieser Hals war von dem Tuch nun auch blauschwarz geworden.

„Was soll ich?" sagte sie, und ihre lebhaften grauen Augen funkelten.

„Komm 'rein, Deern, und halt' den Mund!"

Gleich danach saß sie am warmen Herd und löffelte an einem Teller heißer Erbsensuppe.

Telsche Spieler ging wieder an die Arbeit in den Stall und molk die kleine Schwarzweiße, die vor drei Tagen gekalbt hatte, und sah und hörte nichts.

Heim saß und schrieb.

Da öffnete sich vorsichtig die Außenthür, und Karsten Witt schlich sich, die Pantoffeln in der Hand, über die Diele nach der Küche. Er warf nur einen einzigen Blick hinein, einen langen, vorwurfsvollen Blick; dann stand er einen Augenblick still; dann dachte er an das, was sie eben in der Schule besprochen hatten, wie es im fünften Gebot heißt: helfen und fördern in allen Leibesnöten. Er stob wieder über die Diele zurück, warf die Pantoffeln auf die Erde, trat hinein und sprang den Weg hinunter und riß die Thür auf: „Telsche Spieker hat Erbsensuppe; Bertha ist schon dabei."

Gleich darauf, ohne irgend welche Ordnung, aber doch so, daß keiner zurückblieb, stürzten, stolperten sie den Weg hinauf, zogen wie auf Befehl, obgleich niemand etwas gesagt hatte, an der Thür die Pantoffeln aus — Hans war auf Strümpfen gekommen —, und nun standen sie um den Herd, und sahen auf den großen schwarzen Topf, in dem es so recht gemütlich, warmherzig brodelte, und warteten.

Und da kam Heim Heiderieter, der glaubte, die Kälber wären über die Diele gelaufen.

„Heim!"

Er übersah sofort die Lage der Dinge. Seine Augen füllten sich mit Lust und Freude. Da stand die braune irdene Schüssel, in welcher Telsche Spieker den Mehlteig anzurühren pflegte. Dahinein goß er die heiße Suppe. Nun noch sieben hölzerne Löffel.

„Ihr müßt pusten!"

Heim saß auf der Wasserbank, die Schüssel auf dem Holzstuhl vor sich und versorgte die beiden Kleinsten. Es war eine kurze, heiße, stille Arbeit.

Telsche Spieker, die über die Diele zurückkam, hörte

leises, verlornes Geräusch. Dann, als sie näher kam, war es, als wenn die Küche den Atem anhielt. Heim starrte in die leere Schüssel und biß sich auf die Lippen. Da kam Telsche Spieker.

Aber Fritz nahm der Lage jedes Peinliche. Er hatte durchaus keine Angst vor Telsche. Er sagte: „Du, kuck mal zu, ob da noch was im Pott ist."

„So!" sagte Telsche mit Fingerzeig und Nachdruck: „Jetzt kannst du sehen, woher du Mittagessen kriegst. Ich koch' dir nichts. Seid ihr satt?"

„Nein!" sagte Fritz.

„Dann kriegt ihr jeder noch ein Stück Brot. Da geht wieder ein halbes dabei weg. Bertha, geh' hinüber, mach' Feuer! Feg die Stube aus! Ich komme heut' abend und sehe nach euch . . ."

* * *

Telsche Spieker hatte ein Stück Brot gegessen und war dabei, die Küche zu reinigen. Dabei schalt sie auf die Kinder, welche so viel Schnee hereingebracht hatten. Heim Heiderieter ging zwischen Stall und Saal hin und her, wollte seinen Hunger nicht zeigen, sah mehreremal in die Küche hinein, verschwand aber wieder, wenn er das Gebrumme hörte.

Als er wieder vor seinem Schreibtisch stand kam Anna Haller, des Nachbarn fünfzehnjähriges einziges Töchterlein, herüber gelaufen. Er kannte ihren Schritt sofort, obgleich sie Pantoffeln trug. Das ärgerte ihn: „Was hat die dumme Deern denn Pantoffeln an?"

An der Küchenthür hörte er ihre freundliche Kinderstimme: „Wir haben gewaschen, eben bin ich fertig. Habt ihr schon gegessen?"

„Ja.“

„So!“ murrte Heim.

„Wir wollen jetzt essen,“ sagte Anna. „Wir haben Grünkohl.“

„Auch das noch!“ Es war seine Lieblingsspeise.

„Ich wollte fragen, Telsche, ob ich wohl den Schlitten und ein Pferd haben könnte. Die Jungs kommen heut' nachmittag.“

„Frag' ihn selbst. Er ist im Saal.“

Heim riß die Thür auf: „Du sollst sagen, der ‚Herr‘ ist im Saal.“

„Ach!“ sagte Telsche Spieker. „Der Herr? Der Herr? Über was? Über mich? Über dies Haus? Wieviel gehört ihm davon? Oder gar über sich selbst? Nein! Über sich auch nicht! Denn er hat bis zwölf im Wirtshaus gesessen. Ach . . . Er will Herr heißen! Herr Heiderieter!“

Heim fuhr mit der Hand durch sein Haar: „Was wolltest du?“

„Den Schlitten wollte ich haben.“

„Ich selbst will die Jungs holen!“

„Nein! Ich will sie holen.“

„Dann kannst du mit mir fahren.“

„Nein! Du mit mir!“

„Nun bin ich auch nicht mehr Herr über meinen Schlitten. Ich komme gleich hinüber.“

„Wir müssen erst essen!“ sagte Anna.

„Der Herr hat schon gegessen!“ rief Telsche aus der Küche.

„Ich kann ja wohl dabei sitzen, wenn ihr eßt! Ja?“

„Das kannst du. Dann komm nur gleich mit.“

Er ging mit ihr hinüber, hinter ihr drein. Sie hatte

einen besonderen Gang; es war, als wenn sie sich — bei aller Eile — erst die Stelle aussuchte, wo sie hintreten wollte. Das gab ihrer Art zu gehen etwas kindlich Unbeholfenes. Als ginge sie einen unbetretenen Weg, so vorsichtig, fast bange ging sie.

„Du hast wohl wieder mal ein sehr gutes Gewissen?" sagte er beiläufig. „Du trittst auf den Schnee, als gingst du auf Wolken."

Sie hörte mit ihrem hellen, streitsüchtigen Mädchensinn gleich das schlechte Gewissen, das er hatte.

„Wo warst du gestern abend?"

„Gestern abend? Ein wenig im Kirchspielskrug."

„Dann laß mir mein gutes Gewissen! Gestern ein wenig! Morgen ein wenig."

„Wo soll ich hin?!"

„Du hättest zu uns kommen können oder ins Pastorat."

„Denkst du, daß ich immer vernünftig sein mag?"

„Nicht? Ach! Nicht?"

„Ihr hättet mich einladen können."

„Fällt uns wohl nicht ein! ... Du weißt, daß du willkommen bist."

„Dann laßt es bleiben!"

In der Küche, als Heim in die Stube gegangen war, sagte sie eifrig: „Du, Mutter, Heim ist in der Stube. Er sagt, er hat gegessen; aber Telsche zwinkerte so mit den Augen. Biet' ihm nichts an!"

Und so geschah es. Es wurde ihm nichts angeboten, und er saß da, steif und langweilig. Der Kohl roch schön, und es blieb viel übrig.

Das trug Anna nach der Küche: „Die Jungs werden hungrig sein," sagte sie. „Ich will es ihnen warm stellen. O, wie freu' ich mich auf die Jungs!"

Dann hörte man sie draußen mit den Tellern klappern und leichthin dazu singen. Drinnen fing der Alte, der sich die Pfeife angezündet hatte, von der Behandlung des fünften Gebots an und legte alles Gewicht auf das „helfen und fördern in allen Nöten". „Denn umbringen thun sie keinen, Heim!"

„Nein," sagte Heim trocken.

„Aber helfen: das thun sie nicht ... so bei Krankheiten ..."

„Und Hunger!" sagte Heim.

„Na!" sagte der Alte. „Die Witts haben ja heute mittag bei dir gegessen. Ich sah sie daher kommen. Was gab es?"

„Erbsensuppe."

„Na, darum hast du keinen Happen Grünkohl gegessen."

Der Alte saß am Fenster wie ein eben mediatisierter Fürst, paffte mächtig nnd sah in die Schneelandschaft hinaus.

Heim wurde schwach: „Ich will einmal in die Küche gehen," sagte er.

„Und ich will einmal in die Welt gehen," sagte der Alte und griff nach seiner Zeitung.

Anna stand allein am Aufwasch; ihre Mutter hatte sich ein wenig niedergelegt.

Er setzte sich nach seiner Gewohnheit auf die Fensterbank und sah ihr still zu.

„Willst du einen Happen Kohl?"

„Ach ja. Wenn du hast, und wenn du mir es gönnst?"

Sie reichte ihm ein wenig auf einem kleinen Teller und eine Gabel dazu.

Er rührte sich nicht, hielt die Gabel hoch und plierte mit den Augen.

„Ich glaube, ich werde kurzsichtig."

„Was denn?"

„Ich kann den Kohl nicht finden. Willst du mich mal aufmerksam machen, in welcher Gegend dieses Tellers er liegt?"

„Gesteh' erst!" sagte sie.

„Mit der Erbsensuppe sind die Witts über den Deich gegangen. Gieb mir mehr Kohl, oder ich schlage alle Teller entzwei."

Da gab sie ihm.

So kam das fünfte Gebot auch bei Heim Heiderieter zu Ehren; aber etwas spät; es war ein Uhr.

Einige Stunden später — die Dämmerung war schon nahe — kam der Schlitten von der Stadt zurück. Zwischen Heim und Anna saß Otto, der Seminarist, der jetzt bei Hamburg die gute Anstellung hat. Hinten auf dem Sattel des Schlittens, die beiden langen Beine in die strohgefütterten Holzschuhe gesteckt, saß Richard, der Schlosserlehrling, und träumte von Mutters Weihnachtskuchen. Jetzt fährt er als erster Maschinist auf China, und Weihnacht ist wieder nah.

* * *

Abends saß Heim mit einem schlechten Gewissen am Schreibtisch. Er hatte heut' nichts gethan, rein nichts, und er spürte wieder einige Neigung, in den Dorfkrug zu gehn. Wenn das so beiblieb, was sollte dann aus ihm werden?

Es wollte nicht vorwärts gehen mit dem Schreiben, weil es ihm keine Freude machte. Warum machte es ihm keine Freude? Es lag ihm so fern, was er schrieb. Es war überflüssig, gleichgültig, lächerlich. Es war nicht seins, was da auf dem Papier stand.

Er stützte den Kopf auf die Hand und starrte durch die Fenster.

„Wohin hab' ich es nun gebracht, seit ich nach Tübingen zog? Bin von einem Hörsaal in den andern gelaufen. Aber wenn ich den Kopf hineinsteckte, zog ich ihn rasch wieder zurück. Ein mächtig Maul hat die Wissenschaft. Als wenn ein Krokodil einen angähnt. Wenn sie zuschnappt, sitzt man zeitlebens im Dunkeln, hat den Blick für das Schöne, Freie und Weite verloren ... Na ja ... es war auch Faulheit dabei."

Er suchte mit Mühe seine Beine zusammen und ging mit schweren, langen Schritten nach der Thür. Aus dem Stall klang das Brüllen der Tiere und Schelten.

„Ruhig da!"

Wieder hin und her, mißmutig, unruhig.

„Man müßte etwas anderes schreiben als das da! ... Ganz was anderes. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen muß. Zuweilen sehe ich es, wie ein Segel, das erscheint und wieder verschwindet; wie wenn ein Möven-zug sich wendet und die weißen Flügel auf einen Augen-blick in der Sonne blinken. Gleich ist es wieder dunkel ... Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, so wie Fritz Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im West-wind: ‚Das war frisch und schön!' Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom ... aus dem Dom, und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen ge-sehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite. Gegen Gott demütig! Das bleibt richtig, so lange die Welt steht. Aber gegen Menschen stolz, das heißt: rein und frei.

Aber dazu habe ich nicht die Kraft. Dazu bin ich

nicht ſtark, ſind meine Augen nicht ſcharf genug. Und doch muß ich ... ich muß etwas ſchreiben, das fromm und ſtark iſt, das Mut hat.

Und bin ich kein Künſtler, ſo bin ich ein Handwerker, ein ernſter und tüchtiger."

Er trat ans Fenſter. Die Dämmerung ließ den Schnee grau erſcheinen.

„Bald dreißig Jahre alt! Und ein Kerl wie ein Eichbaum. Was ſagt Telſche? Du mußt eine Frau nehmen. Eine Frau? Ich habe ja kein Brot für ſie. Und welche? Ingeborg?

Ingeborg! Nein, das iſt nichts. Erſtmal iſt nicht zu verlangen, daß ſie mich nimmt. Iſt im Strandigerhof groß geworden, ſoll in das Heidehaus ziehen? Nein! Und dann paſſen wir nicht zu einander. Das iſt alte Weisheit, die ich ſchon als Junge erfahren habe. Der Ring liegt noch im Teich. Die andere damals, die mit den braunen Händen ..." Er ſchüttelte den Kopf ... „Eine ſonderbare Begegnung! ... Und die Heidelbergerin? ... Merkwürdig! Weg, vorüber! Wo ſind ſie in der Welt? Es iſt ein Elend."

Er ſah, in ſeinen Gedanken verloren, über die Heide: „Draußen iſt die weite, weite Heide und drinnen hinter Glas und Rahmen, ich, eine Photographie von einem Menſchen, nicht ein Menſch. Die Schreiberei da hat keinen Wert. Die Leute haben nicht blitzende Augen. Wabbelich ſind ſie, haben keinen Glauben und keine Liebe. Habe ich ſelbſt keinen Glauben und keine Liebe? Liegt es daran?" Er ſchüttelte den Kopf. „Das iſt es nicht. Es liegt an etwas anderm. Es liegt am Stoff, den ich wähle. Die Geſtalten haben keinen Saft ... Ich müßte mir Leute aus alten Zeiten holen, mächtige Perſönlichkeiten. Der

Gedanke flog mir schon öfter durch den Kopf. Ich will an die Universität schreiben, daß sie mir Bücher senden, daß ich tiefer eindringe in des Landes Geschichten."

Er ging wieder hin und her, unruhig und bedrückt.

„Das hilft auch nicht! Es kann nicht am Stoff liegen, so wichtig er auch ist. Es muß an mir selbst liegen. Ich glaube, es liegt daran ... daran, daß ich nicht mit beiden Beinen im Trubel der Menschheit stehe. Ich muß mich mit meinen beiden festen Beinen breitspurig hinstellen und muß die Augen offen haben. So wie es wirklich ist, das Leben, rund um mich her, das muß ich sehen. So dies zum Beispiel mit Andrees ... und Reimer Witt. Wenn ich das ansehe mit meinen Augen, in meiner Weise. Das ist was."

Er knipste mit den Fingern und ging mit größeren Schritten durchs Zimmer, und seine Augen bekamen Glanz. „Man muß den Dingen, so wie sie sind, auf den Grund gehen. Das Leben muß man ansehen und dann seine Quellen suchen. Das Leben sprudelt rings umher; aber wer sieht die Quellen, die Wassergänge unter der Erde? Sie stehen und staunen: Bunt ist das Leben, ein Wirbel! Nein. Es hat Quelle und Lauf. Es ist ein Strom. Woher kommt er? Wohin geht er? Wer das weiß, der kann mehr als andere Leute!"

Er schlug mit den langen Armen hin und her und redete laut bei sich selbst:

„Ich glaube, da hab' ich die Katz beim Schwanz! Ich will das mal mit Ingeborg bereden. Eine Sache wird klarer, wenn man sie mit jemand bespricht. Und mit wem sonst? Nur mit Ingeborg! Eine kleine, feine Deern ist sie! Ingeborg! Mein Kamerad!"

Da kam ein rascher Schritt über die Diele, und

Ingeborg ſtand auf der Schwelle. Die ganze Geſtalt war in eine Wirtſchaftsſchürze gehüllt. Es war immer ſo, als wenn ſie gerade heute ein neues Kleid angezogen hatte, ſo friſch ſah alles aus.

„Was willſt du mich ſtören? Alle guten Geiſter!“

„Was? ſtören? Du riefſt mich ja!“

„Ich ... rief dich?“

„Du riefſt mich, daß deine alte Kate in Gefahr war, umzufallen.“

Er ſetzte ſich hin und war ein wenig verlegen. Sie ſaß ihm gegenüber in ſeinem großen Schreibſtuhl, beide Hände in den Taſchen ihrer Schürze und ſah ernſt darein. „Hier bei dir,“ ſagte ſie, „iſt friſche Luft. Es wird einem gleich ganz anders zu Mut. Bei uns lebt alles unter Bleidruck. Maria ſieht totenblaß aus und iſt wie geiſtesabweſend. Andrees ...“ Sie ſprang auf. „Heim!“ ſagte ſie: „Haſt du das jemals für möglich gehalten? O, der Jammer! der Jammer!“

„Daß er verpachtet hat ...“

„Ach ... ja, auch das. Es iſt ſchmählich. Aber denke dir: Andrees! ... Läßt uns alle im Stich, ſo feige, und geht mit dieſem Frauenzimmer in die Welt ... Andrees!“

„Er war fünf Jahre in ihrer Familie.“

„Und dennoch, Heim! Es iſt ja aber Andrees! Andrees!“

„Du haſt ihn zu hoch geſchätzt, Ingeborg; ich hab's auch gethan.“

Sie trat mit abgewandtem Geſicht ans Fenſter, und wie er nach ihr hinſah, bemerkte er, daß ihre Schultern in heißem, lautloſem Weinen aufzuckten. Da trat er an ſie heran und legte den Arm um ihre Schultern:

„Wann geht er fort, Ingeborg?“

„Ich glaube, er kann ſich nicht fortfinden. Es iſt

ihm leid, und er fühlt sich unglücklich. Ganz verbittert sieht er aus."

„Vielleicht wird noch alles gut."

„Aber der Hof ist verpachtet. Fort muß er ja."

„Dann bleibst du hier ... bei mir ... Ingeborg, und dann ... wenn du mich ein wenig leiden möchtest und ich nähme mich ... mehr zusammen, vielleicht ..."

Sie kehrte sich in seinem Arm um und sah zu ihm auf. In ihren Augen standen mit einem Mal Weinen und Lachen Hand in Hand.

„Ach, du lieber Mensch! Weil du mich weinen siehst!"

„Ich sehe dich zum erstenmal weinen," sagte er.

„Das ist es! ... Aber es geht nicht, was du da sagen wolltest, Heim! Wir haben keinen Respekt voreinander. Wir sind großartig als Bruder und Schwester. Muster sind wir, im Zanken und im Vertragen! Aber das andere kann nie werden."

„Na, denn nicht, du dumme Deern! Dann laß aber auch dein Weinen. Das kann ja kein Mensch mit ansehen. Laß ihn laufen, wohin er will, wenn er bei uns nicht bleiben mag."

Da erschrak er vor ihrem traurigen Blick.

„Laß ihn laufen, sagst du!" Dann sagte sie wie eine, deren Gedanken anderswo sind: „Komm' bald nach Strandigerhof, Heim! Hörst du?"

Weg war sie.

„Komm' heute abend noch mal wieder!" rief er ihr nach. „Ich muß noch etwas mit dir besprechen."

Doch ein wenig aus der Fassung ging Heim nach der Küche. Es war schon ziemlich dunkel.

Da saß der kleine Fritz auf der Holzbank neben dem Herd, hatte die Hände in den Taschen, die Beine an sich

gezogen und sah auf den dicken Pfannkuchen, der in der Pfanne brodelte. Man sah in dem großen, niedrigen Raum nur das freiliegende Feuer und über demselben die offene, schwarze Höhlung des Schornsteins, in die der Rauch langsam hinauf zog, und die blanken Augen von Fritz Witt, die in dem Feuer mitbrannten.

Er wandte den Flachskopf nicht vom Herd, als er Heim kommen hörte; er sagte nur: „Er muß umgekehrt werden, sonst brennt er an!"

Heim übersah sofort, daß Gefahr vorhanden war: „Da ist kein Messer."

„Messer? Messer brauchst du da nicht zu! Du mußt ihn umschmeißen!"

Heim sah bedenklich auf die Pfanne. Er hatte in solchen Dingen immer etwas Unbeholfenes und traute sich nicht viel zu. Aber angesichts der Notlage ermannte er sich.

„Wahr dich weg! Es geht los!"

Der Pfannkuchen sauste aus der Pfanne wie die Wildente aus dem Teich und schoß nach oben in die dunkle Esse. Die beiden sahen ihm nach. Heim hielt mit offenem Mund die Pfanne steif in der Hand, den wiedererscheinenden Pfannkuchen gebührend zu empfangen. Aber der kam nicht wieder. Fritz Witt wurde es dunkel vor den Augen.

„Der kommt nicht wieder!" sagte er und holte tief Atem. „Der ist schon lange aus dem Schornstein raus."

Heim stellte die Pfanne auf den Dreifuß, daß es klirrte. „Ja, wenn er noch immer fliegt, ist er aus dem Schornstein raus. Die verdrehten Weiber! Die sind an allem schuld. Telsche!" schrie er.

Aber die kam nicht.

„Du hast zu toll geschmissen," sagte Fritz. „Mutter

ſagte immer, du biſt mächtig klug; aber wenn du keinen Pfannkuchen umſchmeißen kannſt ..."

„Junge, ſag' mir, wo iſt der Pfannkuchen!"

„Weiß ich nicht! Im Himmel!"

„Da eſſen ſie keine Pfannkuchen."

„Naa? ... Ich meinte, da wäre es fein?"

„Ohne Pfannkuchen! Das verſtehſt du noch nicht."

Beide ſahen trübſinnig vor ſich hin. Fritz dachte an den Pfannkuchen, Heim an Telſche Spieker.

Fritz lugte in den Schornſtein hinauf.

„Heim! Heim! Da ... hängt er ... am Speckhaken, ganz zuſammengeknüllt." Er war mit einem Satz auf der Bank, ſetzte einen Fuß auf den Herd und ſpähte in das Dunkel des Schornſteins: „Da hängt er. Dicht an der Speckſeite."

„Das iſt Wahlverwandtſchaft, Fritz! Hol' ihn runter!"

Er hob den Kleinen mit ſeinen ſtarken Händen auf über dem Feuer. „Faß ihn gut an! ... Mach' raſch, Jung! Telſche Spieker kommt. Haſt ihn?"

„Höher rauf! Es räuchert hier."

„Haſt ihn?"

„Höher rauf!"

„So! haſt ihn?"

„Nein ... Meine Jacke ſitzt feſt. O, das raucht ... Ich kann nicht wieder runter. O, das beißt!"

„Nun ſitzt der auch am Haken."

Der Pfannkuchen fiel klatſchend neben die Pfanne. Von oben aus dem Schornſtein kamen laute Hilferufe.

Da ſprang Heim auf den Herd. Sein Oberkörper verſchwand in der Eſſe. Man ſah nur Heims Beine und Fritz Witts zappelnde Füße. In dieſem Augenblick — natürlich in dieſem Augenblick — kam Telſche Spieker in

die Küche, und hinter ihr erſchien der blonde Kopf Ingeborg Landts. Dieſe beſann ſich zuerſt und ſtellte den Jungen auf die Erde. Sein Geſicht war ſchwarz geſprenkelt und ſeine Augen voll Thränen; doch ſah er gleich wieder nach dem Pfannkuchen.

„Iß ihn auf, Jung!“ ſagte Telſche ärgerlich und drückte ihn auf die Holzbank.

„Ich wollte den Pfannkuchen umwerfen,“ ſagte Heim, „und das mißlang.“ Er ſah auf Ingeborg: „Lach' nicht!“ ſagte er und hob ſeine Hände.

„Lachen?“ ſagte Telſche. „Über ſolche Dummheit?“

Dann wurde es ſtill.

Telſche that neuen Teig in die Pfanne; Heim wuſch ſich die Hände; Ingeborg ſaß neben Fritz Witt auf der Bank.

„Sieh mal, Ingeborg! Ich wollte das mal mit dir beſprechen, worin wohl das Weſen des Dichters beſteht ...“

Telſche ſetzte die Teigſchüſſel ſchwer auf den Herd: „Du ſollteſt lieber über das Weſen des Kuhhandels ſprechen. Die Rotbunte giebt ſehr wenig Milch.“

„Komm, Ingeborg! Wir gehen in den Saal!“

Nach dem Abendbrot machte Telſche ſich Arbeit auf der Diele. Sie ſtellte zurecht, fegte und packte den großen Koffer auf, der an der Saalwand ſteht, rechts von der Glasthür. Die Thür nach draußen ſtand offen, obgleich ein kalter Oſtwind den Sandweg hinunterfuhr. Und doch hätte ſie Reimer Witt faſt nicht geſehen, mit ſo langen Schritten kam er vom Bahnhof her. Es trieb ihn zu ſeinen Kindern. Er hatte Schaftſtiefel an und einen langen Treiberſtock in der Hand und kam ſehr ſtattlich daher, mit ſtarkem Gang. Er war ſchon vorübergegangen, und ſie mußte ihn anrufen, ſo ungern ſie es that.

„Reimer, hör' mal!“

Er wandte sich um und stand vor ihr und sah sie an. Sie aber bekam Herzklopfen und fand kein harmloses Wort.

„Du brauchst dir keine Sorge zu machen wegen der Kinder, Reimer. Mittagessen haben sie gehabt, auch habe ich heute abend einige Pfannkuchen hinübergeschickt."

„Das ist dankenswert, Telsche. Wo ist denn Antje?"

„Sie war nach der Apotheke. Es war ein Brief da."

Er ließ den Kopf sinken: „Es ist ein Leid, Telsche."

„Du mußt dir eine Haushälterin nehmen, Reimer. Es geht nicht so."

„Ja ... Aber welche zieht zu mir? Soll ich mir eine aus dem Werkhaus holen oder von der Straße? Wer zieht sonst zu meinen sieben Kindern? Und Antje ist die Beigabe."

„Mit Antje ist leicht umzugehen, sie muß nur geleitet werden."

„Eine ordentliche Frau thut es nicht, Telsche. Das weißt du. Es ist kein Spaß mit den Kindern."

„Ich will mich umsehen, Reimer, ich kenne ja allerhand Frauensleute, die ledig sind wie ich, ob ich etwas für dich finde. Es muß etwas Ordentliches sein. Das andere bringt dich ganz hinunter."

„Ja. Was Ordentliches! Das andere ist mir auch zuwider. Wenn du sie empfiehlst, wird es eine gute sein. Du thust mir einen großen Gefallen. Ich bin wirklich schlimm daran."

„Das bist du ... Na, gute Nacht, Reimer! Laß den Kopf man nicht hängen. Ich will sehen, ob ich bis Weihnachten etwas für dich finde."

Sie nickte ihm zu, sah ihn an und wandte sich rasch um.

Sechstes Kapitel

Der Tag vor Weihnachten war ein heller, klarer Wintertag. Eine neue Schneedecke lag reinlich weiß auf der Heide, wie frisches Leinen über dem Weihnachtstisch. Die Sonne sah noch eben über den Deich. Der Himmel war ohne Wolken. Man sah, die heilige Nacht würde werden, wie sie sein soll: oben flimmernde Sterne, unten weißer Schnee, und die ganze Welt still, voller Erwartung.

Da trieb es Andrees Strandiger aus der Stube, in der er den ganzen Tag gesessen hatte, ins Freie. Das Gewehr über der Schulter, ging er planlos über die weiße Heide. In mächtigen Sprüngen floh ein Hase über den losen Schnee. Mochte er laufen. Sollte er heimkommen und sagen: „Ich habe einen Hasen für euch geschossen?“ für diese Leute?

Als er den Wodanshügel unfern vor sich sah, war die Sonne im Sinken. Er stieg den Hügel hinauf und sah über das stille, tief schlafende Feld bis nach der weißen, geraden Linie des Deichs und den schwarzen Ulmen des Strandigerhofs seitwärts davor. Das war alles sein gewesen! Gewesen! Er hatte es für zwölf Jahre einem andern

verkauft, wie man einen altmodischen Wagen vertauscht, um einen feinern zu haben, der weichere Polster hat.

Mit bedrücktem Gesicht stand er da und sah, wie die Sonne ins Meer sank. Und wie er da noch so in der stillen Luft stand, im Angesicht der ganzen Heimat, die sich ihm von Tag zu Tag mehr in die Seele schmeichelte, und er vor der trüben Gegenwart floh, kam er als ein Bettelnder zur Vergangenheit und flehte um freundliche Bilder. Da stellte sich die Vergangenheit neben ihn und sprach von alten Zeiten.

Die Nebel der Nacht traten aus dem Wald und gingen langsam über die Heide; von der Marsch herauf kamen ihre Freunde ihnen entgegen. Mitten auf dem Felde gab es ein Grüßen, Winken, Wallen.

„Drei war't ihr! Du und Franz und Heim. Und du warst der Erste. Das sagten sie alle, auch die Leute im Eschenwinkel. Und nachher, auf der Lateinschule, warst du der Begabteste, der Sichere. Heim war fahrig; sein Geist träumte von andern Dingen. Franz hatte überhaupt keine Lust, aus Büchern zu lernen; ihn riß das Leben fort, das um ihn war. Heim saß wie im Mondschein und träumte. Franz stand wie auf dem Markt und unterhielt sich. Aber du warst auf dem Wege, damals, als ein rüstiger Gänger, der Stolz und die Stärke deiner Heimat zu werden.

Aber dann kamst du zum erstenmal in die große Stadt und lerntest im Kreise deiner Verwandten das Leben ganz anders ansehen. Du erfuhrst, daß einige da waren zum Dienen, andere zum Herrschen, einige zum Arbeiten, andere zum Genießen. Es war ganz anders, als es in den Büchern stand. Da wurdest du allmählich — du merktest es nicht — steif und hart. Als du heimkamst, ließest du

Rieke Witt zum erstenmal stehen, als sie dich begrüßen wollte: ‚Ich freue mich, Andrees, daß du wieder da bist.‘ Du sagtest Heim ins Gesicht, daß sein Vater ein verschrobener Torfbauer wäre, und du unterließest es, Haller zu besuchen.“

Über die kalte, tote Heide kamen seine Freunde: Heim Heiderieter, ein langer Junge mit finsterm, verzogenem Gesicht und großen Thränen in den Augen. Rieke Witt ging gebeugt und müde vorüber, und Maria Landt, noch in halblangem Kleid und losem Haar, bog vor ihm aus und ging ihr nach.

Zerronnen der Nebel.

Durch das Unterholz kamen Schritte zu ihm herauf. Als er sich umwandte, kam da über die Heide ein junger Mann, neben ihm seine Genossin. Sie sahen den Mann auf dem Hügel nicht; der aber sah sie. Sie waren unordentlich gekleidet, hatten Bündel unterm Arm und etwas Unruhiges in ihren Gesichtern. Er hatte sie nie gesehen, soviel er wußte; aber sie sprachen von ihm.

„Der Strandiger soll ein wüstes Leben geführt haben in Berlin. Aber ich wette, er geht heute abend doch in die Kirche.“

„Das paßt schlecht zusammen.“

„Da sind wir beiden ehrlicher,“ sagte der Mann. „Wir schleichen uns davon und feiern in der alten Waldhütte Weihnacht.“

Sie lachten beide.

„Aber Maria Landt!“ sagte das Mädchen.

„Ja, die ist eine Ausnahme!“

„Wenn ich an die denke, dann möchte ich umkehren und in die Kirche gehen.“ Sie blieb stehen. „Darum

nimmt sie ihn auch nicht zum Mann. Er ... ist ihr einfach nicht rein und fein genug."

„Du bist mir fein genug."

„Ja. Wir passen zusammen. Ja! Still! Red' nicht so! Es ist bald heilige Nacht."

„Was haben wir damit zu schaffen?"

„Wenn wir auch nichts mit ihr zu schaffen haben, so hat sie doch mit uns zu schaffen. Wenn wir den Herrn auch nicht lieb haben, so hat er doch uns lieb. Darum will ich auch heute nacht beten."

„Das wird was helfen ..."

„Es ist nur, daß ihm seine Ehre wird, nicht meinetwegen. Er hat uns doch helfen wollen."

„Nun ... das versteh' einer!"

„Für die Reinen, daß sie rein bleiben, für Maria Landt und all die Kinder, für die alle bedeutet er was."

Die beiden gingen weiter und verschwanden im Walde auf demselben Wege, auf dem die Vergangenheit verschwunden war.

Strandiger stand und lauschte. Von der Stadt her wanderte durch die stille Dämmerung die Weihnachtsglocke. Wie weiche, rollende Meereswogen, eine nach der andern, trieb ihr Klang schräg über das Dorf, über die Heide gegen den Wald und kam vom Walde zurück und stieg seitwärts auf den Wodanshügel und stieß leise fragend gegen den einsamen Mann.

Über der Heide dunkelte es.

Da machten die Glocken eine Pause. Da kam von Süden her über die Heide ein Mann.

Er ging gebückt unter seinem Alter, das sich früh eingestellt hatte; denn er schien an Gebärden noch nicht sechzig Jahre alt. Er war auch mit einem schweren Reisesack be-

laden, der ihm über dem gewölbten Rücken hing. Er erschien als einer jener Leute, die heimatlos hin und her durchs Land gehen, die von Unglück oder Faulheit oder Laster oder schlechtem Gewissen von einem Dorf zum anderen getrieben werden, von einer Straße auf die andere; die, fünfundzwanzig Jahre alt, die Heimat verlassen und, siebenzig Jahre alt, in irgend einer Herberge am Wege verscheiden.

Er stapfte mühsam durch den Schnee in der Richtung nach dem Dorf zu. Wie er so ging und bis seitwärts vom Wodanshügel gekommen war, hob er den Kopf und sah um sich. Erst war er gedankenlos; dann wurde er aufmerksam; dann griff er an die Stirn. „Was ist denn das? ... Ich habe so manche spitze Nadel gesehen wie dort hinter den Bäumen und so manches Dorf ... wie das dort. Das kommt vom Weihnachtsabend ..."

Er ging ein paar Schritte und stolperte; sein Rock schlotterte um seinen Körper, und er stand wieder und schüttelte den Kopf.

„Das war ein Kochloch! Wenn sie hier Heide mähen, graben sie diese Löcher und machen darin ein Feuer." Er sah auf und starrte auf das Dorf, und als in diesem Augenblick der Vorhang von Dunst und Nebel sich ein wenig hob, und der erste Stern an seinem Ort, rechts über dem Kirchturm, auf Wache trat, da griff der Mann mit beiden Händen in sein graues Haar: „Heimat!" schrie er. „Meine Heimat!"

Vom Dom her kamen wieder in schweren, stoßenden Wellen die tiefen Glockentöne; jetzt schlugen auch die Dorfglocken an und schickten den ersten Dreiklang rasch aufeinander über die Heide. Man verstand deutlich die einzelnen Silben: „Fürcht' dich nicht ... kommet her ..." Aber

der alte Mann schüttelte den Kopf und bog ab und ging in den Wald, wohin die beiden Gestalten verschwunden waren.

Strandiger biß die Zähne zusammen. Die Kälte schüttelte seine Glieder. Die Nebel schwanden; Sterne wurden über den ganzen Himmel geworfen. Wie sie fielen, so standen sie. Der Mond setzte sich im Himmelssaal auf seinen Thron.

Als er noch so stand, kamen die drei Kinder von Reimer Witt aus dem Wald. Bertha lugte mit ihren hellen Augen wie ein Reh nach links und rechts. Sie zog den kleinen Fritz neben sich her. Hinter ihr ging Karsten mit einem kleinen Tannenbaum unterm Arm.

„Sieh mal," sagte Karsten, „wie dunkel es ist. Uns sieht niemand."

Fritz trabte beschwerlich durch den Schnee: „Du, Bertha, hat Haller euch schon mal gesagt, wo der liebe Gott wohnt?"

„Das weiß ich so!" sagte Bertha. „Der ist da oben. Kannst ja man hinsehen!"

Fritz sah nach den Sternen hinauf und stolperte, daß er hinfiel. Als er wieder stand, weinte er. „Mutter könnte gern mal zu uns kommen, wenn das so nah bei ist. Es ist immer so kalt bei uns. Aber sie will bloß nicht."

Die beiden andern lachten. Bertha zog ihn rasch mit sich fort. Karsten hauchte in die Hand, die am Tannenbaum erstarrt war. „Du," sagte er dann, „du kannst ja man mal zu ihr gehen. Das ist gar nicht weit. Sieh mal!" Und er zeigte dahin, wo rechts vom Walde der Mond hinter weißen Wolken stand.

„Kann man dahin gehen?" fragte der Kleine.

„Am Weihnachtsabend," sagte Bertha, „ist die Thür offen wegen des Christkindes, das mit den Engeln herunter-

kommt. Das kannſt du dir doch denken. So weit wie Heim ſein Scheunthor, als er Roggen einfuhr."

Sie lachten, daß es laut über die Heide klang.

Dann wurde es ſtill. Die Kinder waren nur noch drei Punkte auf der Ebene. Sie waren ein wenig deutlicher als die Schatten, die rings über die Heide zogen. Denn die ganze Heide wurde allmählich lebendig.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter kam Strandiger in die Arbeitsſtube des Paſtorats. Friſius hatte ſchon ſeinen Amtsrock an und ſeine Bücher unterm Arm. Seine Augen lagen tief und hatten etwas Fiebriges oder Weihnachtliches. Es war wohl beides.

„Woher kommſt du am heiligen Abend, Andrees?"

„Ich ging über die Heide, da dachte ich, ich wollte bei dir einkehren und Abſchied nehmen. Nachher haſt du viel Arbeit. Ich reiſe gleich nach dem Feſt."

Friſius ſchüttelte den Kopf: „Es iſt eine bunte Zeit. Die Menſchen verachten die Heimat, die ſie ernährt, und den Glauben, der ſich bewährt. Du verläßt beides. Du biſt doppelt heimatlos."

Strandiger ſah ſtumm vor ſich hin, bleich bis in die Lippen.

„Es thut mir leid," ſagte Friſius, „daß ich dir ſolche Worte ſagen muß, da die heilige Nacht auf die Erde niederſinkt. Mein ganzes Herz zittert vor Freude. Ich wäre in meinem ganzen Leben wie ein Sperling ohne Flügel geweſen, hätte ich nicht dieſe Freude an Gottes Sache gehabt. Nun kommſt du, der einzige Sohn von dem ernſten, tüchtigen Friedrich Strandiger, der leider viel zu früh ins

Grab ging, und sagst zu mir: ‚Ich mache mir Flügel aus Pappe und will in die Welt fliegen.‘“

„Es giebt viele, die ohne diesen Glauben fertig werden.“

„Das ist nicht wahr! Du weißt, daß es nicht wahr ist. Sie lachen, aber nicht von Herzen. Sie leben, aber nicht als Gesunde. Sie gehen nicht, sie springen oder taumeln oder sitzen am Wege und weinen. Aber des Bruders Hand in deiner und Gott in seine reinen Augen sehen, das ist Leben. Habe ich recht? Sonst sage mir, warum kommst du zum zweitenmal in mein Haus? Höflichkeitsbesuche sind das nicht. Was willst du bei dem alten, einsamen Mann? Deine Seele will von Glauben, Liebe und Hoffnung hören. Nach all der eklen Musik will sie einmal reinen Dreiklang hören, Kirchenglocken. Darum kannst du auch nicht aus der Heimat finden.“

Da kehrte Strandiger sich um und hatte den Thürgriff in der Hand. Aber der andere wollte ihn nicht so aus der Heimat lassen, und in der Not schrie er auf.

Da wandte sich Strandiger sich um, steif, hölzern, als würde er von zwei harten Händen umgekehrt, wie man ein Brett umstellt.

„Ich habe einen nüchternen, kühlen Verstand bekommen,“ sagte er, „der verbietet mir, von diesen Dingen viel zu halten.“

„Irrtum! Nicht dein Verstand verbietet es dir, sondern dein Herz! Wenn ein Mensch Gott verläßt, muß er nicht seinen Verstand anklagen, der klar ist, sondern sein Herz, das unrein ist. Der verlorene Sohn verließ das Vaterhaus nicht, weil die Haushaltung seinem Verstand zu bunt war, sondern, weil sie seinem Herzen zu rein war. Was sagt der Herr? ‚Wenn jemand will Gottes Willen thun!‘ Es liegt nicht am klaren Verstehen, es liegt am guten Willen.“

„Es gab viele große und edle Männer, die keinen

Glauben hatten. Denk' an Friedrich den Großen: er hatte nichts."

„Er hatte wenig Glauben, wenig Hoffnung; aber er hatte Liebe. Er hat einem ganzen Volk bis in seinen Tod gedient. Er hat Zehntausenden Land verschafft, Hunderttausenden Brot gegeben und Millionen das Bild der Treue gezeigt. Liebe ist größer als Glaube und Hoffnung. Wo keine Liebe ist, die sich in Thaten zeigt, da ist kein Christentum."

„Ich dachte nicht, daß du so weitherzig wärst."

„Das Christentum ist eine Weltanschauung, die man in den dichtesten Straßen Berlins ebenso brauchen kann wie auf Flackelholm."

„Und die nicht danach leben wollen? Die für sich selbst leben?"

„Andrees! So wahr du von Franz Strandiger Pacht fordern wirst, wenn Allerheiligen kommt, so wahr wird auch von dir Pacht gefordert werden für das, was dir geliehen ward, wenn Allerseelen kommt."

Strandiger öffnete langsam die Thür, bereit, zu gehen.

„Du ziehst nicht erst jetzt in die Fremde. Du bist schon lange im fremden Land gewesen. Du bist schon bei der Stelle, wo es heißt: es kam eine Teuerung über das ganze Land, und er fing an zu darben. Es ist Teuerung bei dir! Darum kommst du! Was willst du Abschied von mir nehmen?" sagte er laut ... „Du kannst gar nicht gehen. Gott und Heimat rufen dich schon. Deine Seele horcht und will auffliegen."

Da neigte Strandiger den Kopf und ging hinaus.

Als er über den Kirchhof kam, begegneten ihm viele Dorfleute. Sie grüßten ihn wie einen Unbekannten und steckten die Köpfe zusammen. Die vom Eschenwinkel sahen

auf die Erde und traten seitwärts in den Schnee, der auf den verfallenen Gräbern lag. In der Kirche sangen sie schon:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her.

Er verstand deutlich die Worte, er wußte auch, wem das Lied zuerst aus der Seele gekommen war, daß es ein rechter, starker deutscher Mann gewesen, mit einem Verstand wie Adlerflug, mit einem Wort wie klingender Amboß, mit einem Mut, ganz allein gegen die ganze Welt zu stehen. Und hatte doch dies Kinderlied gesungen! Ein Kinderlied! Und die Alten und Jungen sangen es ihm nach.

Er ging vorüber.

Im Strandigerhof saßen sie im Wohnzimmer. Franz saß am Klavier und versuchte, die Weise des Hornrufs zu spielen, die dem Regiment eigen war, bei dem er gedient hatte. Dazwischen fielen, wie Kinder unter Pferdehufe, die Töne der Betglocke, die in die Kirche rief. Lena hatte das linke Ohr gegen die Lehne des Sessels gepreßt, auf das rechte hielt sie die beringte Rechte. So saß sie und las in einem Buch, das Franz ihr als die neueste Erscheinung aus Berlin bestellt hatte, und die Glocke konnte nicht bis an ihre Seele dringen, da sie mit der geballten Hand vor dem Thor lag. Die alte Hobooken ging nach ihrer Gewohnheit quer durch das Zimmer, mit unruhiger Hast, wie der Marder thut, wenn er im Hühnerstall gefangen ist. Die Glocke suchte auch ihre Seele, aber sie fand einen Stein, in den einige tote Zahlen geritzt waren.

Da trat Andrees Strandiger in das Zimmer, die Augen verdüstert, das ganze Gesicht vergrämt und verbittert. Wie er sie da bei einander sah, kam ihm plötzlich die alte Jugenderinnerung, wie seine Eltern hier einst Weihnachtsabend gefeiert hatten, und er dachte, wie die

wilden, harten Töne des Klaviers seiner Mutter durch die Seele schnitten. Da lachte er laut auf.

Die beiden Jungen hörten gleich den sonderbaren Ton seiner Stimme, und die Gesichter mit den feinen, kühnen Zügen hoben sich zu ihm. Aber die alte Hobooken war taub und blind, wenn sie rechnete. Sie fuhr fort: „Wie viel Reinertrag schätzt du im Durchschnitt von einem Hektar Marschland, Franz?"

„Wenn du darüber hingehst, Tante, wachsen da nur Disteln."

Da blieb sie stehen, die Hände auf dem Rücken, und sah ihn scharf an: „Du bist betrunken."

„Warum nicht? Du rechnest; deine Tochter liest faule Geschichten; dein Sohn bläst zum Angriff; ich trinke. Paßt das nicht alles zum heiligen Abend?"

Da eilte Lena auf ihn zu, und da ihr nichts Besseres einfiel, sagte sie: „Du machst mir Kopfschmerzen."

„Kopfschmerzen? Ach du! Was hab' ich für Kopfschmerzen! Daß ich euch Füchse in meinen Bau ließ!... Draußen ist alles lebendig. Die ganze Natur, die Geister und die Menschen an ihrer Spitze, krabbeln wie Ameisen durcheinander. Aber ihr seid die reinen Wachsfiguren. Ihr habt gar kein Leben, gar keine Natur. Man drückt auf den Knopf, und du rechnest, und du machst falsche Augen, und du begehrst des Nächsten Haus oder Weib. Wißt ihr, daß heiliger Abend ist? In der Kirche singen sie wie mit Engelszungen: Vom Himmel hoch, da komm' ich her. Wollen wir uns unter die Kirchenmauer stellen? Wir sind nicht wert hineinzugehen. Wir sind nicht gut genug, weder für den Raum, noch für die Leute. Lange nicht gut genug! Ich gehe zu meiner Mutter."

* * *

Der ganze Himmel flimmerte von Licht. Die Sterne traten von einem Fuß auf den andern und zitterten. So kalt und klar war die Luft.

Die Wittschen Kinder saßen um den Tisch. Der Vater war seit einer Stunde fort und fütterte die Pferde des Strandigerhofs, während Hinnerk Elsen als ordentlicher Mensch in der Kirche war. Die Kinder stritten sich oder weinten oder bauten Luftschlösser. Der kleine Hans war eingeschlafen und lag auf der Erde; der hatte Weihnachten schon hinter sich.

Antje war fortgegangen. Als am Nachmittag noch keine Kuchen und Äpfel kamen, da meinte sie in ihrem ungeduldigen Sinn, es würde nichts mehr kommen, und sie wäre sowohl vom Strandigerhof als von Frisius und von Haller und Heim verlassen. Da ging sie heimlich fort, bei sich selbst scheltend und redend, und kam bei sinkendem Abend in die Gegend von Westdorf und Hindorf und fing an zu betteln. In fallendem Schnee ging sie von Hofstelle zu Hofstelle, und wenn sie die großen Dielen betrat, auf denen das Dunkel in den Ecken stand und den ganzen Hintergrund füllte, dann sang sie mit ihrer kräftigen Stimme, an der Thür stehend, das Weihnachtslied:

Lobt Gott, Ihr Christen, allzugleich
Vor seiner Gnade Thron;
Er schließt uns auf das Himmelreich
Und schenkt uns seinen Sohn.

Einmal vergriff sie sich und sang ein Neujahrslied und noch einmal und sang das Lied von den Sorgen. Da kamen die Kinder aus dem hellerleuchteten Zimmer. Das Licht fiel auf ihre blonden Köpfe, und sie standen und lachten, wagten aber nicht, bis zur Thür zu gehen;

und von drinnen klang der Jubel, flog der Lichtstrom, drängte der traute Geruch von Harz und Kuchen. Wenn die Kinder aber an der Hand der Eltern näher kamen und die große Frau mit den unsteten, bangen Augen und dem schönen, kräftigen Gesicht sahen, dann fürchteten sie sich. Die Eltern aber kannten sie fast alle und wußten um das jahrelange Leid der Armen und sagten: „Antje, kommst du noch? Komm herein, Antje!" Aber sie lachte und sagte, sie hätte ganz und gar keine Zeit, und trat von einem Fuß auf den andern, und ihre Augen flohen furchtsam in die Ecken und zu den großen, dunklen Balken hinauf, die über der Diele lagen. Da gaben sie ihr Brot und Speck oder halbe und ganze Groschen. Und sie nickte immer mit dem Kopf und sagte: „Ja ... Ja ..." und bedankte sich weiter nicht und ging weiter. Einmal in einem Hause, wo man sie nicht kannte, fragte die junge Frau, die ihr erstes Kind auf dem Arm hatte, ob sie Kinder hätte. Da lachte sie und sagte: „Ja, eine ganze Reihe!" Da bekam sie Nüsse und Kuchen, und der Kleine auf dem Arm der Mutter füllte die schönen Sachen mit seinen prallen Händen jauchzend in den Korb. Die junge Frau aber wunderte sich über die sonderbare Bettlerin, die sang und lachte und dann wieder so erschütternd ernst war.

Als der mächtige Korb — es war eine sogenannte Dänenkiepe — und all die großen Taschen in ihren Kleidern gefüllt waren, machte sie sich auf den Heimweg. Gehend sang sie das Lied zu Ende, von dem sie in den Häusern immer nur die erste Strophe gesungen hatte. Singend ging sie durchs Dorf.

Als sie in das Haus trat, saßen die Kinder um den Tannenbaum. Bertha und Karsten hielten ihn fest. Dora

hielt die Küchenlampe zwischen den Zweigen, bald höher, bald tiefer und deutete so die Lichter an, die sie nicht besaßen. Dabei sahen sie nachdenklich und ernst aus, wie Erwachsene, die bei der täglichen Arbeit sind.

Als Antje nach ihrer Gewohnheit, in der Thür stehend, laut die Kinder zu zählen anfing: „Eins, zwei ... O, wo ist Fritz?"

* * *

Fritz stapfte draußen über die Heide, unterwegs nach dem Himmel.

Zuerst hatte er auf Antjes Rückkehr gewartet, dann hatte er seine Nase gegen die halb niedergetauten Fenster gedrückt und hatte abwechselnd nach Heims Haus und nach dem Lehrerhause gesehen; aber die Häuser lagen still da, und nichts rührte sich. Da drehte er sich nach dem Tisch um und sagte mit der großartigen Kopfhaltung, die er noch jetzt an sich hat: „Ich will nach dem Himmel!"

Reimer Witt pflegte seinen Kindern das Haar in der Weise zu schneiden, daß er ein irden Gefäß, eine Milchschüssel, auf ihren Kopf stülpte und mit kurzen, kräftigen Schnitten das Haar wegnahm, das unter dem Rand des Gefäßes hervorsah. Nach allen Seiten hin nahm der hellblonde Haarschmuck ein jähes Ende. Bertha drückte auf den also geschorenen Kopf jene alte Fuchspelzmütze, die Gemeingut der Knaben war. Dann ließen sie ihn laufen und dachten, er werde bald wiederkommen, aus Furcht vor der Dunkelheit oder vor Kälte.

Aber ihm war es wahrhaftig bitterer Ernst. Er nahm schon damals alles sehr ernst und wird einst ein zuverlässiger Mann werden. Er kletterte auf der andern Seite des Wegs gleich die Düne hinauf, warf noch einen Blick

nach links, wo das Licht von Telsche Spiekers Küche über die Heide sah, kletterte über den Wall und trat in den tiefen Schnee.

Wacker und mutig arbeitete er sich vorwärts; er biß die Zähne zusammen und war stolz, daß sie knirschten. Unter dem vorstehenden Stirnhaar spähten die Augen trotzig in das Dunkel. Aber da war nichts zu sehen, als droben einige Sterne und dicht vor den Augen die Schneeflocken, die aus der Dunkelheit heraustraten und wie dichter, weißer Mückenschwarm gegen ihn anflogen.

Er sah suchend nach oben. Der Himmel war zum größten Teil mit Wolken bedeckt. Man konnte aber deutlich die Stelle erkennen, wo hinter hohen, grauen Mauern der Mond seinen Hof hielt. Mattschimmernde Sterne zu beiden Seiten bezeichneten die Auffahrt. Fritz hatte das noch nie gesehen. Was hatte er am Himmel zu suchen? Auf der Erde fand er, was seine Sehnsucht war, Brot und Spiele. Aber da die Heide vor ihm in Dunkel und Nebel lag und das leuchtende Thor nicht sehr hoch über der Erde stand, so nickte er mit dem runden Kopf, ließ die Zähne knirschen und ging stracks auf die breite Auffahrt zu und fürchtete sich nicht.

Er fürchtete sich nicht; aber er wurde müde. Nachdem er wohl so eine Stunde mit dem weichen Schnee und dem unebenen Boden gekämpft hatte, wurde er matt. Zur linken Hand war der Wald zurückgetreten, die Heide war zu Ende, es kam ein Abhang, und vor ihm lag die tiefe, weite Marsch. Ein kalter Wind kam überm Wald her und schob die Wolken nach Westen und jagte die schweren Nebelmassen über Heide und Marsch ins unwirtliche Watt hinein. Staunend sah das Kind mit weitgeöffneten Augen in ein neues Land. Der helle Mondschein lag auf weiß-

ſchimmernden, niedrigen Dächern. Unter ihnen, wie unter mächtigen, weißen Brauen, ſahen die weihnachtlich erleuchteten Fenſter. Die Bäume, mit weißem Reif bedeckt, ſtanden auf weißen Decken. Zwiſchen den Feldern liefen, wie mit blankem Stift gezogen, die geraden Linien der mit Eis bedeckten Gräben. Da glaubte er, am Ziel ſeiner Wanderung zu ſein, denn das ganze Land war von Silber gemacht, und die Häuſer waren alle große, breite Marſchhöfe.

Da wandte er ſeine Augen zufällig nach dem Himmel empor. Da waren alle Wolken verſchwunden, jeder Vorhang fortgezogen. Das Sprühen und Funkeln der unzähligen fernen Lichter, die ganze ſtrahlende, kalte Herrlichkeit der Sternenwelt ſchoß mit unzähligen glühenden Pfeilen in ſeine Augen. Da oben ... da war der Himmel. Hier unten nicht.

Ringsum alles ſtill, totenſtill. Kein Laut drang aus dem weiten, unendlichen Raum. Der Wind taſtete mit kalten Fingern nach ſeinem Leib, der von der Anſtrengung warm und feucht war. Da kam die Furcht über ihn, jähe, entſetzliche Furcht. In ſeiner Seele ſtürzte ein ganzer Himmel ein. Er drehte ſich um und lief zurück über die Heide. Müder, immer müder, mit raſchem, ſtoßweiſem Atem. Schwerfällig hob er einen Fuß nach dem andern. Wer wird ihn morgen finden? Sie werden ihn nicht finden. Der Schnee verweht ſeine Spuren; der Schnee deckt ihn zu. Wer ſucht ihn auf der Heide? Sie werden im Frühling finden, was von ihm übrig geblieben iſt.

Seine Hände waren erſtarrt und ſchmerzten furchtbar. Wie brennendes Eiſen waren ſie, ſo ſteif, ſo heiß und ſchwer. Die Augen hatte er halb geſchloſſen, nur ſo viel geöffnet, daß ein ſchwerer Tropfen nach dem andern hindurchlaufen konnte. Die runden Wangen, die vor-

hin so hochrot gewesen waren, waren blaß, und der zusammengepreßte Mund zuckte, aber kein Laut kam über die Lippen.

Er träumte schon.

Einmal fiel er; aber es war ihm, als wenn er von Kindern, die so groß waren wie er, emporgehoben wurde. Sie hatten weiße Kleider an und umgaben ihn. Er wunderte sich aber nicht mehr darüber; es war ihm gleichgültig geworden. Es war ihm auch gleichgültig geworden, was das für ein breites Licht war, das da vor ihm stand, jenseits des Walles; doch ging er darauf zu, wie hingezogen. Er kam wirklich über den Wall und rutschte auf der andern Seite hinunter und wankte zwischen den Holzkreuzen hindurch auf das Licht zu und merkte nicht, daß das Licht von einem Kind ausging, das im weißen Hemd in der Kirchthür stand. Gleich darauf füllte sich der ganze Steig und die Steinbrücke von dem Strandiger Erbbegräbnis bis zu den Grabsteinen, die an der Mauer lehnen, mit Kindergestalten. Man hörte aber keinen Schritt, obgleich sie rasch durcheinander gingen und ihre weißen Kleider im Winde flatterten. Sie kamen von den Seiten zusammen und zogen den Steig hinunter. Zwei von ihnen hatten den kleinen Fritz aufgerichtet, der ging mit halbgeschlossenen Augen, mit heiß gerötetem Gesicht und stoßweise lallend zwischen ihnen, sie alle schneeweiß, er allein in seiner greisen Jacke. Halb wußte er, wo er war, halb träumte er. So gingen sie durch die Pforte und zogen das Dorf hinunter. Unterwegs kam Anna Haller ihnen entgegen. Sie ging in ihrer zierlichen Weise auf dem Steig zur Seite und ging vorüber. Da wunderte Fritz sich, daß sie all den Glanz nicht sah, der ihn umgab. Er wollte sie anrufen; aber er konnte nicht. Als sie bei Heim

Heidierieters Haus ankamen, hoben sie alle schweigend ihre Hände und segneten links den Heidehof und rechts das Schulhaus, aus dessen Stube Weihnachtslieder klangen, und den Eschenwinkel zu ihren Füßen.

Und an dieser Stelle zeigte der, welcher der Oberste von ihnen war, auf Heims Haus. Da führten die beiden den Kleinen, der sich mühsam aufrecht hielt, die Erhöhung hinauf. Leise öffneten sie die obere Halbthür und lugten ins Innere und waren gerade so groß, daß sie überweg sehen konnten, nicht größer. Es kam ihnen warm und wohlig der Stallgeruch vom Kuhstall entgegen, und behagliches Brummen der Rotbunten ließ sich hören. Alte Erinnerung von Bethlehem kam über sie. Sie traten ein und schlichen quer über die Diele und legten den Kleinen beim Schein, der von ihren eigenen Gesichtern ausging, in die niedrige Kuhkrippe am Ende, gleich hinter der Thür. Es ist noch alles so im Heidehof, wie es in jener Nacht war.

Und sie gingen hinaus und lachten.

Telsche Spieker war allein im Hause, saß in der Stube und ärgerte sich. Sie war sehr unzufrieden mit Heim. Hatte es noch einen Zweck, dieses Mannes Haushalt zu führen? War da noch etwas zum Haushalten? Hatte sie sich nicht immer nach einem vollen Hause gesehnt, nach Arbeit vom Morgen bis zum Abend? Nach einem Hausstand, der vorwärts ging und nicht zurück? Nein, es war kein Ehrenposten, dieser Posten in Heim Heidierieters Haus.

Telsche Spieker ärgerte sich. Sie ärgerte sich nicht über Heim, sondern über sich selbst. Sie hatte in der Dämmerung über der Halbthür gelehnt und an Reimer Witt gedacht. Dann hatte sie nach seinem Hause hinuntergesehen und hatte bemerkt, wie die Kinder mit der

Lampe den Tannenbaum erleuchteten. „So geht das nicht weiter.“

„Habe ich eine Verpflichtung gegen Reimer Witt und seine Kinder? Was für ein trauriger Weihnachtsabend! Dies unselige Haus, in dem ich nun zwanzig Jahre wohne, in dem kein Fleiß, kein Verstand, kein Glück war. Da drüben die sieben Kinder! Und wenn er nach Haus kommt, ist da weder eine warme Stube, noch ein warmer Herd. Daß Gott erbarm!“

„Soll ich die zweitausend Mark, die ich in zwanzig Jahren mühsam verdient habe, den Wittschen Kindern in die Hälse werfen? Denn darauf läuft es hinaus. Ich kenne die Welt! Und werde mich hüten.“

Den Kopf schüttelnd und bei sich selbst redend, wie Menschen zu thun pflegen, die viel einsam sind, zündete sie die Lampe an und setzte sich neben den Beilegeofen, der von der Küche aus geheizt wurde. Sie nahm die Bibel vom Bord, die wohl schon zweihundert Jahre dort wohnte, setzte sich und las die Weihnachtsgeschichte und hielt das Buch ein wenig von sich, denn sie fing schon an weitsichtig zu werden. Sie war schon um die vierzig und hatte viel über die weite Ebene der Heide gesehen.

Während sie las und zu der Stelle kam: „war da auf dem Felde die Menge der himmlischen Heerscharen,“ da fing es draußen an den Fenstern an zu klopfen mit leisen, schüchternen Fingern, und gleich darauf an der Thür, die nach der Diele führte; sie hörte viele leichte Schritte, und leises Lachen kam von der Diele her. Sie horchte, während sie den Atem anhielt, sah aber immer noch auf das Buch, auf das Wort: himmlische Heerscharen. Dann gab sie sich einen Ruck, stand auf und ging nach der Diele. Da war alles dunkel. Aber links von der Thür, vom

Kuhstall her, kam das laute, feste Schlafen eines Kindes. Merkwürdig klang es zwischen dem Wiederkäuen der Tiere. Sonst war alles still, so still, als horchte die ganze Welt auf das Atmen eines Kindes.

Da ging Telsche Spieker in die Stube zurück, zündete mit zitternder Hand die Stalllaterne an und ging wieder hinaus und öffnete vorsichtig die Thür zum Kuhstall, da lag Fritz Witt zu ihren Füßen in der Krippe. Er lag zusammengekrochen, wie sich ein Igel zusammenrollt, den Kopf so in den Armen versteckt, daß man nur den Haarschopf sah. Aber daran erkannte sie ihn; denn niemand schnitt das Haar mit so starken Schnitten wie Reimer Witt. Sie erkannte aber auch die Hose, welche er anhatte, die sie vorgestern geflickt hatte.

Sie stand eine Weile, horchte auf den Atem und sah auf das zusammengeknaulte Häufchen Unglück. Dann sagte sie so recht patzig: „Da liegt er! Aber von den himmlischen Heerscharen ist nichts zu sehen. Er ist ihnen wohl zu dreckig gewesen.“ Sie stellte die Laterne hin und nahm das Kind in ihre Arme und trug es in die Stube und legte es auf den Tisch neben den Ofen. Die himmlischen Heerscharen standen rund um den Heidehof.

Einen Augenblick war sie noch im Zweifel; ihre Augen waren sinnend und vergrämt auf das schlafende Kind gerichtet. Sie dachte an eine, die unterm Schnee auf dem Kirchhof lag. Und wie sie länger an diese dachte, kam ein tiefernster, mutiger Zug in ihr Gesicht. Sie ging nach der Fensterbank und kam mit Schreibzug zurück, und, sich über den Tisch beugend, schrieb sie im Stehen zwischen dem Kind und der Bibel, quer über den ganzen Bogen hin, mit großen Buchstaben: „Telsche Spieker hat sich empört gegen den Herrn Heiderieter, Haus zu halten.

Melken und miſten kann er ſelbſt. Es wünſcht alles Wohl und gute Geſundheit, was ja vorhanden iſt, aber Fleiß und eine gute Frau, was nicht vorhanden iſt, Telſche Spieker, Haushälterin bei Herrn Heidereiter, jetzt dasſelbe bei Reimer Witt im ſogenannten Eſchenwinkel."

Dann ſah ſie noch nach dem Ofen im Saal, löſchte das Licht, nahm ihr Bett, wickelte den Knaben hinein und trat vor die Thür. Sie ſchloß ab und ſteckte den Schlüſſel nach der Gewohnheit des Heidehofs oberhalb der Thür zwiſchen Strohdach und Balken. Es iſt nur gut," dachte ſie, „daß er nicht zu Haus iſt; ſonſt tühnt er mir die Ohren voll und thut ſo lange ſchön, bis ich nachgebe." Langſam und ſchwer auftretend, mit zurückgebeugtem Körper ging ſie den Sandweg hinunter. Fallender Schnee bedeckte ihre Tritte, als wäre ſie nie im Heidehof geweſen.

Siebentes Kapitel

Das neue Jahr war da, und die Menſchen waren hineingegangen, gerade ſo wie die Kinder vom Eſchenwinkel auf das junge Eis des Wehls gingen. Die Jungen von Dwenger, welche immer voll Übermut und Leichtſinn ſind, hatten ſchon in der Morgendämmerung einen Glitſch gemacht, quer über die Ecke in das Reth hinein, auf Geratewohl. Das hatte geſauſt, gekracht, geſchwirrt und einige blutige Riſſe gegeben. Aber ſie waren Helden; und das war die Hauptſache. Die Kinder von Schütt trippelten mit bläulichen Naſen und die Hände bis zum Ellbogen in den Hoſentaſchen am Ufer hin und her, zeigten einander durch das helle Glas die dunkle, unheimliche Tiefe, ſchüttelten den Kopf über die Dwengers und wagten nicht, einen herzhaften Schritt vorwärts zu thun. Gegen elf Uhr erſchien Lehrer Haller. Da gingen Kleine und Große, Beherzte und Bange hinter ihm her, der voranging. Stattlich ſchritt er dahin — er wog damals gegen zweihundert Pfund — dem Weltlauf nicht unähnlich, den ſtarken Gang des Schickſals verſinnbildlichend.

Dreißig Tage lang zogen die Kinder in den Spiel-

ſtunden die Düne hinunter, und jedesmal, wenn ſie aus der Schulthür traten, mußten ſie die Hände über die Augen legen, ſo blendend ſtand die Sonne über dem weißen Land.

Alſo waren dieſe dreißig Tage voll Sonnenſchein und fröhlichem Kinderlärm.

Aber Heim Heiderieter machte ein finſteres Geſicht. Er ſah ſein Hausweſen verfallen. Sein Viehſtand hatte keine Pflege, er ſelbſt keine Gemütlichkeit. Er ſuchte eine Haushälterin. Da er aus dem Dorfe oder aus der nächſten Ungegend keine haben wollte, ſo hatte er eine Anfrage in der Zeitung erlaſſen; aber er hatte nichts Paſſendes gefunden. Aber doch ſollten die dreißig Tage Sonnenſchein auch noch auf Heim ſcheinen.

In den letzten Tagen des Januar bekam er ein Schreiben von der Frau Möller, die früher den Mönchshof beſaß, jetzt aber in ihren alten Tagen am Marktplatz in der Stadt, ſchräg gegenüber dem Mönchshof, wohnte und aus dem Fenſter ſah, ob ſie etwa jemandem helfen könnte. Heim Heiderieter aber war ihr Liebling geweſen, ſchon damals, als er ein Sekundaner war. Sie hatte ihn ein wenig bemuttert, ihn oft ſatt gemacht, ihn ſpäter zuweilen geſcholten und ging in der letzten Zeit mit dem ernſten Gedanken um, ihn zu verheiraten; denn ſie hatte ihn im Laufe des Winters allzu oft geſehen, wie er vom Mönchshof her mit ſeinen flinken Braunen über den Marktplatz fuhr. Sie kannte die Schwäche ſeines Geldbeutels ebenſo genau, wie die ſeines Charakters.

Alſo dieſe Frau Möller vom Mönchshof, die in der ganzen Landſchaft wegen ihrer ſaubern, runden Erſcheinung, wegen ihrer feinen Klugheit und ihrer tüchtigen, hilfsbereiten Art bekannt iſt, ſchrieb an Heim, daß ſie glaubte, ein Mädchen gefunden zu haben, die bei beſcheidenen An-

sprüchen seinem Hausstand aufs beste vorstehen würde. „Denn viel, lieber Heim, kannst Du nicht erwarten. Dein Hausstand ist etwas mager, und Du hast einige Fehler.“ So schrieb die Frau.

Da spannte Heim seine Braunen an und fuhr durch all den Sonnenschein und den blendenden Schnee nach der Stadt. Nachdem er im Mönchshof wegen der Kälte zwei Glas Grog getrunken hatte, ging er in bester Stimmung, mit so recht sichern, stolzen Schritten über den Marktplatz, grüßte nach dem bekannten Fenster hin und trat in die gemütliche, warme Stube.

Und zuerst, wie es hier zu Lande Brauch ist, sprach die bewegliche, runde Frau von anderen Dingen, von ihrem Einzigen, dem Christian, der draußen am witten Knee den großen Geesthof hat, vom letzten Freitagsmarkt, von der letzten Wäsche und vom Torfbauern, der ausgeblieben war. Dann stand sie mit einem Male auf, öffnete die Thür und rief nach der Küche hin:

„Eva! Kommen Sie herein! Der Herr Heiderieter ist da!“

Und gleich erschien in der Thür, das klirrende Theebrett in der Hand, ein großes, starkes, braunes Mädchen mit einem kräftigen, runden Kopf und schönem, dunklem Haar, wohl über zwanzig Jahre alt. Sie hatte eine braune Sammetbluse an mit niedrigem Kragen und schmaler, weißer Halskrause und einen schwarzen Rock. Heim weiß das noch heutigen Tages.

„Siehst du, Heim?“ Heim sah allerdings. „Dies ist Eva Walt. Die hat wohl Lust, dir den Hausstand zu führen.“

Das Theebrett stand, und Eva Walt, deren Gesicht vom Fensterlicht abgewandt war, machte mit gesenkten

Augen eine kleine Verbeugung gegen Herrn Heiderieter. Der war ſtumm.

„Wollen Sie nun ein paar Kuchen bringen, Eva? Ich will ſehen, ob er davon ißt. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn Herren ein Stück Kuchen nicht verſchmähen. Unſolide Leute eſſen keinen Kuchen.“

Heim erholte ſich: „Aber, Tante . . .“

Da war die Fremde ſchon wieder da und bot ihm den Teller. Er nahm und ſagte zögernd: „Ich kann mir nicht denken, daß Sie in meinem einfachen Haushalt und in der Einſamkeit des Dorfes . . . und dann die viele Arbeit . . .“

„Warum nicht? Weil ſie ſauber ausſieht?“

„Wo iſt Ihre Heimat, Fräulein Walt?“

„Aus der Gegend von Marburg bin ich, Herr.“ Sie hatte eine weiche, tiefe Stimme.

Heim lehnte ſich in den Stuhl zurück und verſuchte eine ruhige Haltung zu gewinnen. Wenn einer eine Haushälterin ſucht, muß er einen geſetzten Eindruck machen: „Ich weiß nicht, ob Sie ſich richtig vorſtellen, wie das Leben und die Arbeit auf einem Hofe iſt, wie ich ihn beſitze.“

„Glaubſt du, daß ich ihr nicht haarklein erzählt habe, wie es bei dir ſteht und geht?“

Da biß Heim tief in den Kuchen.

„Frau Möller hat mir alles erzählt, Herr: die Lage des Hofes, die tägliche Arbeit. Nicht wahr, Sie haben einen jungen Knecht, der hier und da zur Hand geht? Es ſind ſechs Kühe zu melken und zuweilen ißt ein Tagelöhner mit am Tiſch. Ich glaube wohl, Herr, daß ich Ihrem Hauſe vorſtehen könnte, wenn ich Sie nur im Anfang um Rat fragen dürfte. Ich kenne wohl die Arbeit, die auf einem Beſitz zu thun iſt, wie Sie ihn haben; aber ich kenne die hieſige Lebensart nicht.“

Heim holte tief Atem: „Ehrlich gesagt, Fräulein, ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, in so einfache Verhältnisse zu gehen. Sie haben Bildung und Lebensart genug, um in der Stadt Ihr gutes Brot zu finden. Was wollen Sie auf dem Lande, in meinem einfachen Hause?" Er richtete sich ein wenig auf: „Ich fürchte, Sie werden mir mein Haus gemütlicher machen, als ich gewohnt bin, und Sie werden bald von mir fortgehen, weil Ihnen die Arbeit zu groß und das Haus zu still ist."

Nun sah sie ihn zum erstenmal an. Kluge, dunkle Augen blickten mit ernstem Ausdruck auf ihn. „Ich bin ein einfaches Mädchen," sagte sie, „und habe viel Hartes durchgemacht. Ich möchte stille, emsige Arbeit haben, alle Tage. Ich habe alles mit Frau Möller besprochen, kenne die Arbeit, weiß auch, welches Gehalt Sie zahlen wollen."

Das war der Schwerpunkt. Heim atmete erleichtert auf und sagte: „Und du Tante, meinst auch, Fräulein Walt soll zu mir kommen? Sag' mir noch, wie kommst du denn zu der Bekanntschaft?"

„Eva war in Hamburg bei meinen Verwandten und suchte Stellung. Nun war mein Mädchen gerade krank. Da bat ich sie, mir auszuhelfen. So kam es."

„Na, denn man zu! Du übernimmst die Verantwortung."

„Gern, mein Junge, was Eva betrifft! Ich wundere mich, daß du so viel Umstände machst. Bin ich eine praktische Frau oder nicht?"

„Die erste von allen, Tante!" Er stand auf, und da das Mädchen an ihm vorüberging, reichte er ihr die Hand und sagte: „Ich hoffe, daß Sie es nicht bereuen."

„Nein, ich bin Ihnen dankbar für Ihr Vertrauen. Ich gehe heute schon mit Ihnen, Herr!"

Es ist sehr angenehm, von einem so starken, schönen Mädchen in diesem ehrerbietigen Ton „Herr" genannt zu werden. Man muß aber das nötige Selbstbewußtsein haben.

* * *

Unterwegs, nebeneinander sitzend, unterhielten sie sich sehr gut. Heim führte die Zügel und das Wort. Er erzählte von der Entstehung des Landes und von der Geschichte der Menschen, die darauf wohnen. Sie hörte aufmerksam zu und sah in die Marsch hinein bis an das Meer. Er erzählte von seinen Bekannten, von Frisius und Haller, von den Witts und Landts, von Peter Nahwer, der nicht rauchen durfte, und von dem Pellwormer, der nicht sprechen konnte. Sie lenkte mit klugen Fragen wie mit festem Zügelruck den Wagen seiner Erzählung.

Er merkte, daß sie einen verständigen Sinn und ein warmes Herz hatte.

Da fing er an, in seiner gemütlichen, übertreibenden Weise von dem Heidehof zu sprechen: „Das Geestland," sagte er, „liegt zu hoch. Es liegt so hoch, daß der Regen unter ihm hinweg zieht. Das Marschland liegt zu tief; es schaut nur in einigen schönen Junitagen aus dem Wasser. Für unten habe ich eine besondere Sorte hochbeiniger Kühe angeschafft, die wegen des Wasserreichtums und wegen Darwin immer langbeiniger werden. Für oben habe ich mir eine Herde Schafe aus der Lüneburger Heide kommen lassen. Nachdem diese Heide, wie Sie gelesen haben werden, kultiviert ist, suchten sie durch die Zeitungen eine Stelle im Vaterland, die mager und trocken genug für sie wäre. Ich war der einzige, der sich anbot."

„Und der Heidehof?"

„Der Heidehof," sagte er, „ist ein gewesenes Hünengrab oder ein gewesenes Kochloch. Man streitet sich darüber. Jedenfalls ist es ein Loch in der Heide, mit einem spitzen Strohdach darüber wie eine Kornhocke. Aus dem Stroh ist allmählich Heide geworden. Christoph Dwenger — Sie werden ihn kennen lernen und es ihm zutrauen — mähte in diesem Herbst Heide, mähte, sah nichts, ahnte nichts, bis seine Sense in meinen Schornstein schlug. Jetzt steht da eine Warnungstafel: ‚Hier fängt Heim Heiderieters Hausdach an.'"

„Sie haben studiert, Herr?"

Er wandte sich zu ihr und sah ihr in die dunklen Augen: „Ich bin überzeugt, daß Sie mich besser kennen, als ich mich selbst. Sie wissen alles von Frau Möller. Ja, ich bin auf der Hochschule gewesen, in Tübingen, fünf Jahre lang, aber da, gerade als ich irgend ein Examen machen wollte — so sagte Frau Möller doch? — da flog mir etwas ins Auge, daß mir das Land dort nicht mehr gefiel. Ich mußte nach Haus."

„Und gehen nicht wieder fort?"

Er sah über das Dorf hin, das vor ihnen in der Senkung lag, und über die Heide nach dem Heidehof: „Ich will hier bleiben," sagte er ernst, „und ich will versuchen, das kleine Erbe, das da in der Abendsonne liegt, und wenn ich sonst noch ein anderes habe, zu bebauen und auszubauen. Aller Anfang ist schwer," sagte er seufzend und dachte an seinen Schreibtisch und an die vorjährige Kartoffelernte. „Sehen Sie den Heidehof? Das alte verständige Haus hat zur Feier Ihres Kommens die Sonne um Glanz und Schmuck gebeten; seine große Haube, weiß von Schnee, kleidet es gut, und die Augen, mit

denen es über den Weg ſieht, funkeln von Sonnengold. Ich wünſche Ihnen in dieſem Hauſe ein fröhlich Herz. Steigen Sie ab; wir ſind zur Stelle."

„Ich danke, Herr."

Er ſah ihr nach, wie ſie zur Thür hinaufging.

„Wenn ſie nur nicht immer ‚Herr' ſagte!"

Die Sonne that noch einen langen, freundlichen Blick nach dem Heidehof; dann ſchloß ſie ihr goldenes Auge und ſtieg ins Meer.

Eva Walt ſtand allein in der Stube, in der Telſche Spieker gewohnt hatte. Sie trat ans Fenſter, öffnete es und ſah über die Heide und ſchaute lange ſinnend nach dem Wald hinüber und nach dem Wodanshügel, der ſich davor erhob, weiß wie die Heide. Dann trat ſie zurück, ſchloß das Fenſter, ſah auf die Blumen in der Fenſterbank, auf die alten frommen Bilder an der dunklen Wand, auf das ſaubere, weiß überzogene Bett. Und als ſie das alles geſehen hatte, ſetzte ſie ſich in den Stuhl am Tiſch, ſah noch einmal verlegen um ſich, während ihr friſches Geſicht ſich mit Rot bedeckte, legte beide Arme auf den Tiſch, verbarg ihr Geſicht darin und weinte.

* * *

Dreißig Tage ſchien die Sonne hell auf den Schnee. Aber im Strandigerhof war das Wetter trübe.

Für Lena kam jeden Montag ein Bücherpaket aus Berlin. Dann war ſie drei Tage lang wie verſchwunden; nur zum Mittageſſen erſchien ſie. Nach dieſen Tagen ging ſie mit geröteten Wangen und glänzenden Augen durch das Haus. Sie hatte Berliner Luft geatmet und war heiß dabei geworden. Sie ſprach aufgeregt mit jedermann, wollte durchaus mit Andrees über die Heide reiten

und machte den Versuch, Hinnerk Elsen aus seiner Ruhe zu bringen. Gegen Ende der acht Tage stand sie viel am Fenster und ging allein durch den Schnee, den Deich entlang, sah über das Meer, kehrte um, sah über die Heide, kam nach Haus und schloß sich ein, und man hörte sie weinen. Am andern Morgen fand Anna Witt die Staatskleider ausgebreitet, darauf waren die Thränen gefallen.

Am Sonntagmorgen stand sie mit heißen Augen vor ihrem Bruder: „Kannst du nichts thun, daß er mit uns nach Berlin geht? Fange irgend etwas an, daß er dieses Haus nicht mehr sehen mag, daß er mit uns fortzieht."

Franz Strandiger fuhr mit der Hand über die Stirn. und seine Augen sahen finster zur Erde: „Ja, ja, ich will sehen, Lena. Ich habe auch einen Plan; aber ich muß vorsichtig sein, daß er sich nicht ganz von mir abwendet; denn es wird schwer halten, rechtzeitig die Pacht zu zahlen."

Da verließ Lena Strandiger das Zimmer, und seine Mutter kam und setzte sich an seinen Schreibtisch und lernte in ihren alten Tagen die verwickelte Buchführung eines Gutsbesitzes und nahm die Brille ab und rief ihren Sohn und deutete mit ihren Fingern auf die Seite im Buch, wo die Reparaturen, Erträge und Zinsen des Eschenwinkels standen und sagte: „Die Seite muß leer werden, ohne Erbarmen!"

Als sie aber das Zimmer verließ, nachdem sie über die Pacht gesprochen hatten und über Verbesserungen, die nötig wären, sagte sie: „Wieviel Vermögen haben die Landts? Sagtest du nicht schon vor Jahren, daß jede vierzigtausend Mark hätte? Denke an den ersten November, Franz!"

Andrees Strandiger wanderte oft unstet über die Heide. Am Abend saß er, ein beschwerlicher Gesellschafter, in dem großen Wohnzimmer, in dem er einst mit Vater und Mutter

geſeſſen hatte, und dachte über allerhand nach, am meiſten über die Frage: Wie kann einer ſeine Heimat, ein Stück von ſeinem Leben und von ſeiner Seele, verkaufen? Es ſei denn, daß die Not ihn in die Fremde treibt?"

Sein Geiſt ging bald dieſe Gedankenreihe: Ich habe den Hof verpachtet, weil ich mit Lena Strandiger ein Leben des Genuſſes führen wollte. Nun wohlan: hinaus in die Welt! Aber dann ſtand vor ihm auf dem Weg der Mann, von dem Friſius geſprochen hatte, und ſagte: „Geh' du auch in den Weinberg!"

Dann wieder dachte er: Ich will Maria Landt bitten, daß ſie meine Frau wird, mein Kamerad. Ich will lernen, wie ſie zu denken, und zu leben, wie ſie lebt. Ich will der Heimat dienen, und ein einfach Leben führen. Aber wenn er dieſen Weg ein wenig entlang ging, dann ſtand da in den Sand geſchrieben: „Laſſet uns eſſen und trinken; denn morgen ſind wir tot."

Er mied den Heidehof und das Paſtorat. Im weiten Bogen ging er auf ſtundenlangen Wegen um das Dorf über die Heide nach dem Deich und ſtand und ſah und dehnte ſeine Bruſt und genoß die Luft: „Ich bin in der Heimat! In der Heimat!" Als er in der Fremde geweſen, hatte er ſie verachtet, hatte er geſpottet. Da er aber täglich in ihr träumendes, wehmütiges Geſicht ſah, hatte er ſie lieb und lieber. Sie breitete die Arme aus; ſtrahlender wurden ihre Augen. Sie griff nach ſeinem Herzen und umſchlang ihn mit ihren Armen: „Bleibe bei uns!"

Die Frauen oben lebten ſtill für ſich hin. Frau Strandiger verlebte den größten Teil des Tags in ihrem Lehnſtuhl am Fenſter. Sie war nun faſt ganz erblindet; ſie konnte nur noch unterſcheiden, ob der Tag dunkel oder ſonnig war. Sie ſaß da und horchte auf das Spielen der

Kinder am Wehl. Das Strickzeug in der Hand wurde nie fertig. Es sank gleich wieder in den Schoß, als wenn eine Hand es hinunterdrückte, und als wenn einer sagte: „Laß nur!“ Wenn sie angeredet wurde, fing sie gleich an, von ihrem Sohn zu sprechen, wie er in Sprache und Gang seinem Vater gliche und ebenso treu und tüchtig wäre. Nur waghalsig wäre er nicht; das Watt und Flackelholm würde er nie betreten. „Ich bin eine schwache Frau gewesen,“ sagte sie, „aber er wird den Hof wieder in Glanz bringen. Wie weit ist er mit den Häusern im Eschenwinkel?“

Andrees erschien auf der Schwelle, er wollte mit Maria bereden, was sein Herz zerrieb.

„Nicht wahr, Andrees? du bringst Vaters Hof wieder in stand?“

Er nickte und sagte laut: „Ja, Mutter!“ und trat an den Stuhl und strich mit der Hand über ihr weißes Haar und starrte auf den Wehl hinaus und wagte nicht, nach dem Tisch hinzusehen, an dem Maria Landt saß, und ging hinaus und hatte eine Wunde mehr im zerrissenen Herzen.

Niemand wagte der alten Frau zu sagen: „Der Hof ist verpachtet. Andrees geht nach Berlin.“

Franz Strandiger kam jeden Vormittag hinauf, um nach dem Befinden seiner Tante zu fragen. Oft aber vergaß er, mit der alten Frau zu reden. Er setzte sich Maria gegenüber und sprach mit ihr über tägliche Dinge in gleichgültigen Worten. Sie aber fühlte, daß er etwas von ihr wollte. Dann wurde ihr blasses Gesicht noch weißer, und sie stand auf und ging schweigend aus dem Zimmer. In ihrer Schlafstube schrie sie leise auf und lag auf den Knieen und sprang wieder auf und beugte sich am Tisch über das Buch, aus dem sie sich Trost und Rat holte, und fand ihn

nicht und kam, von Unruhe und Angst getrieben, zurück, verstört im Gesicht und mit abwesenden Augen.

Dreißig Tage nach Neujahr fuhr der erste Frühlingssturm brausend über das Land. Am ersten Tag riß er den Kindern, die auf dem Wehl Schlittschuh liefen, die Mützen vom Kopf, er faßte sie im Rücken und jagte sie in die Rethstoppel am Ufer, wo sie zu Fall kamen. Am zweiten Tage verjagte er sie vom feuchtglänzenden Eise. Lehrer Haller stand barhaupt neben Heims Scheunthor, rief und winkte.

Nun blieb Ingeborg Landt allein auf dem Wehl.

Einmal ließ sie sich von dem starken, böigen Wind treiben, das andere Mal mußte sie gegen ihn an. Wenn sie sich treiben ließ, machte sie ein stilles, nachdenkliches Gesicht; aber wenn sie gegenanfuhr, zogen sich ihre Augen zusammen, und die Stirn wurde kraus, und sie legte ihre Brust mit Kraft vor. Ihre Augen waren ernst über ihr Alter, und sie sprach bei sich selbst.

„Maria weinte diese Nacht. Wenn er sich so viel um mich kümmerte, wie um Maria, ich wollte ihn schon fassen und halten; aber er sieht mich nicht an, ich bin ein Kind in seinen Augen ... Ich bin stärker und schöner und mutiger als Lena Strandiger ... Maria ist mutlos, wenn es ein wenig gegen den Wind geht. Dann wächst mir der Mut ... Sie weinte; aber ich ... ich dachte nach, wie ich den Gang der Dinge ändern könnte ... Kann doch nichts weiter thun, als ihm meine Liebe zeigen und der andern die Zähne ... Daß Maria ihn gewönne, könnte ich ertragen. Dann ginge ich fort von hier. Aber daß die andere ihn wegnimmt und achtet ihn nicht und sieht nach andern Männern ... Das ertrage ich nicht ... Das soll er einsehen, daß ich stärker und mutiger bin als

ſie beide ... Meine liebe Schweſter! ... Ach, ſie paßt nicht zu ihm."

Ihre Augen leuchteten, und ihre Wangen wurden heiß; ſo ſehr brannte es in ihrem Herzen.

Als ſie, die Schlittſchuhe in der Hand, über den Hof ging und Franz ihr begegnete, lachte ſie ihn an, nickte und ſagte: „Gehen Sie noch mal zu Maria hinauf? Ich glaube, ſie freut ſich, wenn Sie kommen." Als ſie auf der Treppe Andrees begegnete, hielt ſie ihn an, und obgleich er ſehr finſter ausſah, ſagte ſie atemlos: „Ich mag noch nicht in der Stube ſitzen. Es iſt ſo ſchön draußen, ſo wild und friſch. Nimmſt du mich mit?"

„Über die Heide!"

„O, das wird eine Freude!"

Und ſie ſtürmte an der blaſſen Schweſter vorbei: „Ich gehe mit Andrees über die Heide!" und ſie knipſte mit den Fingern nach Lenas Stube hinüber: „Ich gehe mit Andrees über die Heide." Und ſie gingen.

Es war gerade ſo wie damals, vor etwa acht Jahren, als er mit Maria ging. Nur daß damals ſchönes, helles Herbſtwetter war und die Herzen der beiden Wanderer Kinderherzen waren. Jetzt wehte ein naßkalter, rauher Weſtwind hinter ihnen her. Sauſend ſtieß er gegen die beiden, fuhr zwiſchen ihnen durch, warf kalte Regenſchauer zwiſchen ſie, füllte all die kleinen Mulden am Boden mit ſchmutzigem Schneewaſſer, daß ſie auseinandergehen mußten, und ſchrie klagend und heulend von verlorenen Tagen und gegenwärtiger Not.

Sie waren beide ſtill und hörten zu und beugten die Köpfe.

Am Wodanshügel kehrten ſie um. Da ſchlug der Sturmwind gegen ſie an und warf die naſſen Fetzen von

seinem zerrissenen, flatternden Mantel gegen sie. Da hoben sie die Köpfe und Augen. Das lag in ihrer beider Wesen, daß sie Mut bekamen, wenn es gegen den Wind ging.

Ingeborgs Augen blickten nach dem Deich hinüber; sie glänzten wie Stahl. Das Tuch, das sie um den Kopf hatte, wurde wie von einer vorbeijagenden Hand zurückgerissen. Dieselbe Hand warf Wasserperlen über das blonde Haar.

Da sah er sie an und erkannte wieder, daß sie ganz anders wäre als ihre Schwester. Maria war treu und schwach, diese war treu und stark.

War sie treu?

Er kannte sie ja gar nicht. Er hatte ja immer an Maria gedacht. „Magst du so mit mir gehen, gegen den Wind?"

Sie legte den Kopf zurück und sah ihn an, und er sah, wie sie schwer atmete.

Nach einer Weile faßte der Sturm sie fester an, riß ihre Kleider zurück und warf jedes Fältchen gegen ihre Glieder, der Sturm sauste und rüttelte an ihrem Körper und an ihrer Seele und rüttelte Gedanken hell wach, die in der Ecke geschlafen und unruhig geträumt hatten.

„Magst du so mit mir gehen?"

„Wohin gehen wir?"

„Immer weiter, Ingeborg! Dies ist die erste frohe Stunde in der Heimat. Fürchtest du dich nicht? Wirst du nicht müde?"

Sie lachte laut und bitter auf: „Ich fürchte mich nicht, aber ..." und sie streckte die Arme mit den geballten Händen vor sich hin, und ihre Zähne schlugen im hilflosen Zorn aufeinander.

Da fühlte er, daß diese ihm die Nächste war. Schleier zerrissen, Nebel wichen, Thore thaten sich auf, und er sah fern einen Weg und eine Hoffnung.

„Was soll ich thun?“ rief er.

„Was du willst . . .“

„Maria sagt: Gottes Willen, Magdalena sagt: ihren Willen.“

„Deinen Willen!“ sagte sie laut.

„Mein Wille reißt mich hin und her.“

„Du mußt Gottes Willen nehmen und deinen eigenen Willen, und mußt den Hammer des Muts nehmen und beide zusammenschlagen. Dann steht auf der einen Seite Gottes Bild und auf der andern deine eigene Schrift. Dann bist du etwas wert.“

Da stand er still und starrte sie an: „Woher hast du das, du bist noch so jung?“

„Ich habe über uns alle nachgedacht, warum wir im Elend sitzen. Maria fehlt der eigene Wille, dir fehlt Gottes Wille.“

„Das Herz kannst du gesund machen. Ich muß noch mehr mit dir reden. Wenn ich wüßte, daß du zu mir ständest . . .“

„So frage mich doch, Andrees! Mache die Augen auf!“ Sie schlug beide Hände vors Gesicht, die Flammen zu bedecken, die aus Augen und Wangen schlugen.

Da gingen sie schräg den Abhang der Düne hinunter.

Und unter der Düne, am Wehl, stand Maria neben Eva Walt, die Wasser holte. Und Maria sah von ungefähr auf und sah in das Gesicht der Schwester. Dann ging sie mit Eva Walt dem Eschenwinkel zu.

Der Sturm sprang heulend über den Deich, glitt sausend über den Wehl und warf sich gegen den Heiderand.

Ingeborg sah Andrees an: „Wird es nun wirklich Frühling?“

Achtes Kapitel

Der Eſchenwinkel hatte winterlichen Beſuch bekommen: Die Not ſchlich von Schwelle zu Schwelle. Geräuſchlos öffnete ſie eine Thür nach der andern und ſetzte ſich auf den Steinherd, auf dem ein kümmerliches Feuer unterm Grapen brannte.

Die Männer hatten ſeit acht Wochen keine Beſchäftigung. Regen und Froſt, Waſſer und Schnee verhinderten das Arbeiten auf dem Felde. In andern Jahren war wohl geſorgt worden, daß das Korndreſchen auf dem Hof wochenlangen Verdienſt brachte; aber Franz Strandiger hatte von der hohen Geeſt Arbeiter bezogen, die ihm billiger wurden als die Marſchleute.

„Er hat kein Herz für uns," ſagten die Frauen zu Maria. „Er weiß gar nicht, wie unſer einer in Sorgen iſt. Woher ſollen wir Brot und Mehl nehmen? Von Speck gar nicht zu reden. Wir ſind täglich neun Mann zu Tiſch. Und die Kinder ſind bei der Kälte hungrig wie Wölfe, wenn ſie aus der Schule kommen."

Mehr ſagten ſie nicht. Von dem täglichen Jammer ſprachen ſie nicht. Dieſe Armut hat niedergeſchlagene Augen.

Aber wenn ſie über Franz Strandiger ſprachen, dann ſahen ſie auf, und finſtere Bitterkeit lag in ihren Mienen, und ſie verbargen nichts: „Er wird uns im nächſten Jahr das Kartoffelland nehmen; er hat es ſchon zu Peter Schütt geſagt.“

„Das thut er nicht!“ ſagte Maria raſch.

„Der fragt nicht nach Gott noch Menſchen; auch die Häuſer wird er uns nehmen. Ehe zwei Jahre vorüber ſind, wird hier, wo unſere Kinder ſpielen, Weide ſein, und ſeine Kühe werden hier graſen. Kühe nähren, Kinder zehren.“

„Er wird es nicht thun,“ ſagte ſie wieder, und das Herz ſchlug ihr bis an den Hals.

„Er wird es thun. Es wird alles ſo werden, wie wir ſagen. Wir kennen ihn.“

„Ja,“ ſagte die alte Thiel, „ſie haben recht. Es iſt nichts Gutes in ihm. Das beſte für uns wäre, wenn er eine Frau bekäme, die ein Herz für kleine Leute hat.“ Und die alte Frau ſah mit zwinkernden Augen in Marias Geſicht: „Das iſt die einzige Rettung,“ ſagte ſie, „das ſage ich.“

Da ging Maria weiter.

Sie hatte zwei Thalerſtücke zu ſich geſteckt, die wollte ſie in den beiden Häuſern laſſen, in denen die Not am größten war. Sie trat in das Dwengerſche Haus. Es war das dritte Haus neben Witt.

Die Frau hatte einſt auf dem Strandigerhof gedient, damals, als Maria Landt noch ein Kind war. Die kräftige, blühende Erſcheinung des Mädchens war einer der tiefſten und erſten Eindrücke, welche das Stadtkind, das mit erſtaunten Augen um ſich ſah, auf dem Strandigerhof empfing. Jetzt war ſie Mutter von ſieben Kindern, von

denen drei schulpflichtig waren. Die Kinder hatten alle der Reihe nach die englische Krankheit gehabt, und es hatte lange gedauert, ehe sie fest auf den Füßen standen. Einmal konnten die drei Jüngsten nicht gehen. Jetzt waren da zwei, die auf dem sandbestreuten Fußboden hin und her rutschten, unfähig aufzustehen. Der Mann, Christoff Dwenger, war ein tüchtiger, fleißiger Arbeiter; aber ein Quartalstrinker. Wenn die wilde Gier über ihn kam, was alle fünf bis sechs Wochen geschah, vertrank er das Geld, das er gerade in der Tasche hatte, oft den Verdienst einer Woche, machte Streit, schrie, prahlte, schlug Frau und Kind, kurz, handelte wie ein unvernünftig Tier. Später, nach Jahren, ist er in den Orden der Guttempler eingetreten, der so segensreich in unserer Provinz gearbeitet, der manchen kalten Herd warm gemacht und viele traurige Frauen- und Kinderaugen leuchtend gemacht hat. Unter dem Schutz dieser Brüderschaft hat er den zweiten Teil seines Lebens still, nüchtern und glücklich verbracht, hat seine Frau wieder aufblühen und seine Kinder groß und brav gesehen.

Dwengers Frau empfing Maria mit dem unsichern, suchenden Blick, der ihr von der Stunde an eigen war, da sie erkannt hatte, daß sie die Frau eines Trinkers war. Sie war einst sehr stolz gewesen, besonders stolz auf den großen, starken, frischen Mann, den sie bekam. Darum wurde sie so tief niedergedrückt und inwendig zerrissen, als er mehr und mehr ein Trinker wurde.

„Wo ist dein Mann, Liese?"

„Er ist nach der Stadt. Es ist ja Viehmarkt heute. Er hofft, daß er als Treiber einige Mark verdient." In ihrem blassen Gesicht stand die Sorge: „Wie kommt er heim?"

„Er hatte lange keine Arbeit?"

„Franz Strandiger läßt nichts machen, weder kleien noch dreschen. Die Deicharbeiten werden wohl auch wegfallen.“

Da war wieder der Name.

Maria griff hastig in die Tasche. Aber die Frau sah es und beugte sich zu ihrem jüngsten Knaben nieder und sagte: „Wir sind ja, Gott sei Dank, alle gesund. Ja, wenn wir krank sind, dann müssen wir Hilfe haben! Krankheit frißt Geld und macht demütig. Aber solange wir gesund sind ... Ich denke, er kommt bald zurück und bringt zwei oder drei Mark mit. Manchmal hat er guten Verdienst.“

Da ließ Maria Landt den Thaler in der Tasche und ging traurig hinaus. In der Thür lehnte die Frau am Pfosten und sagte, die Augen niedergeschlagen: „Es wurde gestern gesagt, daß Franz Strandiger sich verheiraten würde. Kannst du etwas darüber sagen?“

Maria kehrte sich um: „Ich weiß nicht,“ sagte sie und ging fort.

Und heimgehend, am Wehl entlang schleichend, dachte sie an die Nacht, die schon im Reth des Wehls lauerte und über dem Wasser ihren Atem legte, daß es schwarz aussah. Sie würde wieder nicht schlafen können. Sie würde auf dem Rücken liegen und mit offenen Augen nachdenken über das, was sie zu thun hätte. „Das wird dem Eschenwinkel helfen. Das wird Andrees aufschrecken. Das wird ihn aus Lenas Macht zu Ingeborg treiben. Dann wird auch die alte Frau Frieden haben.“

Aber es graut ihr, das zu thun, was nötig ist. Und zu ihrem Grauen sucht sie einen andern Weg zu gehen, den Weg zu Andrees; aber der ist ganz verschüttet.

Da irrt ihr Geist hin und her. Er tastet im Dunkeln, wie Frau Strandiger thut, wenn sie mit vorgestreckten Händen durch die Stube geht.

* * *

Dunkle, lichtloſe Nebelſtreifen lagen noch am andern Morgen auf der Marſch. Die Sonne ſtand in ihrem Rauch und Dunſt rechts am Waldrand auf der Heide. Da ging Reimer Witt nach dem Strandigerhof.

Er war ein breitſchultriger Mann mittlerer Größe, mit geraden, ſtarken Gliedern. Sein Gang war etwas ſchwerfällig ſteif, und ſein Rücken zeigte zwiſchen den Schultern die Laſt der ſchweren Arbeit. Er war in ſeinen Gedanken und Kenntniſſen ein ſehr einfacher Mann; aber ſeine geſunde, chriſtliche Überzeugung, und ein gewiſſer angeborener Takt gab ihm etwas Starkes, Ritterliches, und ſeine gute Laune machte ihn überall beliebt.

Die lange Krankheit und der Tod ſeiner Frau hatten ihn freilich tief bekümmert; die trüben häuslichen Zuſtände, welche wie Trauergeleit dem Sarge folgten, hatten ihn eine Zeit lang verwirrt und ratlos gemacht. Aber ſeine chriſtliche Lebensanſchauung hatte ihn aufrecht gehalten. Er hatte ſich mit ſeinem lecken Fahrzeug in dieſen Hafen treiben laſſen. Nun beſſerte er an ſeinem Fahrzeug, takelte neu auf und achtete ſchon wieder auf Wind und Wellen draußen. Seit Telſche Spieker ſeinem Hauſe vorſtand, ging es gar ſauber und fleißig her.

Auf dem Weg unter den Ulmen kam ihm Andrees entgegen. Sie blieben beide ſtehen.

„Ich wollte mir etwas Geld holen," ſagte Reimer Witt. „Ich habe im bunten Krug achthundert Meter Graben ausgeworfen; das macht dreißig Mark."

Andrees ſtarrte aus trüben Augen auf die Erde: „Das iſt ſo, Witt . . . Sie wiſſen doch, daß ich verpachtet habe."

„Muß ich zu Ihrem Vetter gehen?"

„Ja. Aber ich wollte ſagen . . ." Er ſuchte in der Weſtentaſche nach einem Goldſtück: „Sie haben in dieſem

Winter so viel Ausgaben gehabt . . ." Seine Augen liefen den Weg auf und nieder, wie ein Hund, der die Spur verlor.

„Ich wollte mir das Geld holen, das ich verdient habe, genau für achthundert Meter."

Reimer sagte es rauh und kalt. War der Mann nicht mehr sein Arbeitgeber, was war er dann? Irgend ein Fremder.

„Ganz recht . . . aber ich kannte Ihre Frau gut und Sie auch . . ."

„Das ist ja nun vorbei. Sie gehen in die weite Welt, ich gehe meiner Arbeit nach, und Rieke liegt auf dem Kirchhof."

Er wandte sich um und ging mit seinen steifen Schritten nach der Hausthür zu.

Franz Strandiger saß schon in dem kleinen Zimmer zur linken Hand am Schreibtisch und berechnete die Kosten der Dreschарbeit, die beendet war. Er kannte den Mann wohl, der, die Mütze in der Hand, an der Thür stand. Er hatte, als er ein Knabe war, manchen schönen Augenblick mit ihm verplaudert, im Winter im Stall, im Sommer am Grabenrand. Sie waren damals besondere Freunde gewesen; sie trugen ja beide in Gestalt und Charakter das feste und stolze Wesen, das die Leute am Strand der Nordsee zeigen. Aber das waren vergangene Zeiten. Franz Strandiger war jetzt Herr hier, Herr! Also mußte der andere ein Knecht werden. Darum sprach er auch jetzt in dem nachlässigen, kalten Ton, der die Eschenwinkler so verletzte: „Ich wünsche, daß die Leute mich vor zehn Uhr nicht stören. Was haben Sie?"

Reimer Witt nannte kurz sein Anliegen.

Kommen Sie ein andermal wieder; ich muß mir das erst ansehen."

„Sie brauchen nur einen Blick in die Karte zu thun.“

„Ich will Ihnen was sagen, Witt. Sie sind zu lange auf diesem Hof gewesen. Ich kann Leute, wie Sie, die klüger sein wollen als ihr Herr, überhaupt nicht brauchen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sehen Sie — wenn Sie noch eine Erklärung wünschen —, ich war da früher Verwalter auf einem Gut ... Rübenbau ... da habe ich einen andern Schlag Arbeiter kennen gelernt.“

„Ah, Sie meinen die Sorte, die sich den Tag über wie Hunde behandeln lassen und abends vergnügt ihren Rosenkranz beten.“

Franz Strandiger stand auf. Nun waren sie beide die harten, jähzornigen Männer.

„Das ist allerdings meine Auffassung vom Christentum: ein stilles, ruhiges Leben führen, ohne Murren dastehen, wo man vom Schicksal hingestellt ist.“

„Ich weiß nicht, Herr Strandiger, ob das Schicksal Sie hierher gestellt hat. Auch weiß ich nicht, woher Sie diese Ansicht vom Christentum haben. Es ist in einer feinen, warmen Stube zurecht gemacht wie diese hier, und von einem Mann, den das sogenannte Schicksal gut hingestellt hatte. Mein Christentum hat einen Drescherkittel an und hat schwielige Hände wie ich, von Helfersarbeit.“

„Dumme, verdrehte Ansichten!“

„Sie meinen, weil ich nicht viel gelernt habe. Nun, ich bin am Ende auch auf Hochschulen gewesen. Zuerst Anno siebenzig in Frankreich. Einige hat der Krieg roh gemacht; mich hat er ernst gemacht. Dann zum zweiten bin ich in die Kirche gegangen. Nicht häufig. Wir haben ja nur den Sonntag für Familie und Haus. Aber wenn ich kam, habe ich die Worte genau so aufgefaßt, wie sie

daſtanden, das Wort ‚Bruder‘ und ‚Barmherzigkeit‘ und ‚reines Herz‘ und das Gleichnis vom reichen Mann. ‚Herbergt gern!‘ ſteht da. Da habe ich meine Schweſter zu mir genommen. Alle dieſe Worte habe ich ſo verſtanden, wie ſie bei uns gebraucht werden. Zuletzt habe ich noch das Sorgenland kreuz und quer durchwandern müſſen. Das war ſehr lehrreich! ... Ach, was wiſſen Sie davon.“

Er wandte ſich ab, den Thürgriff ſchon in der Hand.

„Der Strandigerhof hat in Zukunft keine Arbeit mehr für Sie; und mit dem Eſchenwinkel mache ich ein Ende.“

Da lachte Reimer Witt auf: „Sehen Sie? Das iſt Ihre Religion! Das Chriſtentum ſagt: ‚Hilf deinem Bruder und ſei freundlich mit ihm!‘ Ihre Religion ſagt: ‚Hilf deinem Geldſack und deinem Zorn!‘“

Sie ſtanden ſich nahe gegenüber.

„Hinaus! ſag’ ich.“

Er ging langſam hinaus.

Im Gang, dicht neben der alten Stehuhr, ſtand Maria Landt: „Was hattet ihr, Reimer? Wie ſiehſt du aus!“

Sie ſahen beide nicht, daß Franz Strandiger in der offnen Thür ſtand.

„Ich wollte mir mein Geld holen; ſtatt deſſen haben wir uns erzählt, was wir von unſerm Herrgott halten.“

„Reimer! Reimer, ich bitte dich. Sprich mit Andrees!“

„Mit dem? Ebenſogut kann ich mit dieſer Uhr ſprechen. Was iſt der? Iſt er irgend etwas? Der gehört jetzt zu den Eckenſtehern des lieben Gottes.“

„Reimer!“ ſagte ſie, und die helle Angſt ſtand wie flackerndes, vom Wind erſchrecktes Feuer in ihren Augen: „Du weißt, es giebt einen, der harte Herzen weich machen kann.“

„Nein, Maria! Sie bleiben, wie ſie ſind. Sie eſſen

zeitlebens sehr gut. Und weil sie gut gegessen haben, hoffen sie gut zu schlafen. Die werden bis in den Tod nicht anders."

„Ich will mit ihm reden. Ich glaube, Reimer, ich kann helfen."

„Na," sagte er und schüttelte gedankenvoll den Kopf: „Für uns ist das Wort geschrieben: ‚Sorget nicht!' Wenn wir sorgen wollten, so wäre es besser, wir machten dem Jammer ein kurzes Ende. Wir müssen so sorglos sein wie die Bälle, mit denen die Kinder spielen. Wir fliegen, von Kinderhänden geworfen, hin und her, zuletzt, wenn's gut geht, in Gottes Hand! ... Der ganze Eschenwinkel soll verschwinden! Der ganze Eschenwinkel!"

Er ging kopfschüttelnd davon, mit seinen Gedanken in seinem Hause und bei dem, was er in demselben in achtzehn Jahren erlebt hatte.

Franz Strandiger zog die Thür leise an sich und murmelte: „Sie will helfen." Seine Augen sahen mit einem finstern Ausdruck nach der Thür. Es ward ihm nicht leicht. Das Ritterliche, das Ehrenwerte in ihm bäumte sich auf, dann biß er die Zähne zusammen und öffnete wieder die Thür.

Maria Landt ging gerade vorüber und stand still. Sie sagte nichts. Aber sie sahen sich an. Da merkte er, daß sie um ihn warb. Und der Gedanke erschütterte ihn so, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Er hatte auf diesen Augenblick gehofft; aber er hatte bei seiner starken, leichtlebigen Natur nicht daran gedacht, daß der Augenblick so ernst sein würde. Nun stand sie mit großen, angstvollen Augen vor ihm.

„Was wollen Sie mit Witt und dem Eschenwinkel thun?"

„Liegt Ihnen noch immer der Eschenwinkel am Herzen, wie damals, als Sie vierzehn Jahre waren?“

„Es ist nicht anders geworden.“

„Es ist wirtschaftlich richtig, daß die Häuser niedergerissen werden. Also wird es geschehen.“

„Es giebt doch andere Gesichtspunkte. Wenn Sie nur Wirtschafter sein wollen, dann müssen Sie auch keinen Sonntag feiern, keine Weihnachten; dann werden die Tage addiert, bis der letzte kommt.“

Ihre mutlose Stimme machte ihn weich; aber dann kam gleich die Bitterkeit über ihn, so heftig, daß sein Körper bebte und seine Stimme rauh war: „Von Weihnachten sprechen Sie! Ich weiß gar nicht, was das ist. Alle diese Dinge gab es bei uns nicht. Mutter liebte das nicht. Ich wollte einmal mit einem andern Knaben gehen, seinen Weihnachtsbaum zu sehen; da wurde ich geschlagen. Wenn wir das Wort ‚Weihnachtsbaum‘ sagten, lachte Mutter. ‚Firlefanz!‘ sagte sie.“

Der Jammer seiner öden Kinderjahre stand höhnend vor ihm.

„Sie sind eine Heilige, wie sie im Buche steht! Ich war diese Weihnacht Ihr Hausgenoß. Haben Sie mich eingeladen? ‚Komm' mit, du sollst unsern Weihnachtsbaum sehen?‘ Ich habe da am Fenster gestanden und das Licht von Ihrem Weihnachtsbaum auf dem Schnee gesehen. Um mich hat sich noch nie einer gekümmert; nach meiner Seele hat noch nie einer gefragt; da haben sie schließlich gemeint, ich hätte keine. Darum gehe ich meinen eigenen Gang, und zwar diesen: Ich will Herr sein. Das ist meine ganze Weltanschauung: es ist kein Wunder!“

Sie war ans Fenster getreten. Von ihm abgewendet stand sie, schwer atmend. In ihrer bangen Seele wogte es auf und nieder: „Ich muß es thun; es giebt keinen andern Weg. Ich helfe Andrees und Ingeborg und dem Eschenwinkel. Auch ihm helfe ich.“

Nun fing er wieder an, ruhiger geworden, tief Atem holend, und er log nicht, was er sagte:

„Ich habe einen alten Wunsch von Kindertagen her. Seit fast zwanzig Jahren steht er auf meinem Wunschzettel: Ich wollte auf eigenem Boden Herr sein. Wenn ich das bekäme, dann könnte ich wohl auch weiche Gedanken haben. Hilf mir dazu! Du weißt, Maria Landt, was ich meine! Gieb mir Weihnachten, sei freundlich mit mir! Vielleicht habe ich ja auch eine Seele!“

„Und anders ... anders nicht?“

„Nein, anders nicht! Geht die Liebe der Heiligen nicht so weit, so bleib' ich ein Stein, an dem noch mancher sich stoßen soll. Es liegt in deiner Hand!“

Da ging sie an ihm vorüber aus der Stube. Und als sie draußen war und die Treppe suchte, taumelte sie gegen die Standuhr. Ihre Hand gegen die Schläfen gedrückt, hörte sie auf das Schlagen ihres Herzens. Und das Schlagen der Uhr ging rascher, immer rascher, und das Herz wollte mit und konnte nicht und lief sich die Füße wund und keuchte und sank nieder und fiel am Steg des Wehls in die Kniee und beugte sich über den Steg in das Wasser. Da lag der große graue Stein auf dem grünen Grund, und sie stieg hinunter und hob ihn auf, und er war eisig kalt an ihrer Brust, aber er wurde warm und schwer und deckte sie zu. Und die Uhr sagte: „Es schlägt zwölf. Sie ist tot.“ Sie lag auf dem Grund

des Wehls und ſchlief, und die Waſſerfrauen deckten naſſe Laken über ihr Geſicht.

Anna Witt fand ſie ohnmächtig auf der Diele liegen.

* * *

In Peter Nahwers Werkſtatt, die zugleich ſeine Wohnſtube war, war an dieſem Abend der halbe Eſchenwinkel zuſammengekommen. Schütt war da und ſeine Frau, die beiden Genthins, die beiden Dwenger und andere. Die Thielſche ſaß dicht am Ofen und hielt die Hände über der heißen Platte. Peter Nahwer, die kalte Pfeife im Mund, kochte Leim. Friſcher Holz- und Leimgeruch durchdrang den ganzen niedrigen Raum.

Sie beredeten die Kündigung, die Reimer Witt widerfahren war.

„Paßt auf! Nun kommen wir auch an die Reihe! Das dauert nicht lange!“

„Der ganze Eſchenwinkel wird verſchwinden!“

„Ja, das wird er!“

Die Thielſche legte die ſchweren Arme auf den Tiſch: „Ich habe da fünfzig Jahre das Korn gebunden, erſt hinter meinem Mann her, bis der ſtarb; dann hinter dem Jungen her, bis der nach Frankreich mußte; dann hinter anderen Männern her, hinter freundlichen und ſcheltenden, hinter bekannten und fremden. Nun bin ich alt und kalt geworden.“

„Du haſt deine Rente, Thielſche!“ ſagte Peter Nahwer und ſog an ſeiner Pfeife. „Aber was ſoll ich?“ Und er nahm die Pfeife, nachdem er noch einen tüchtigen Zug gethan hatte, und deutete mit der Spitze auf ſeine Bruſt.

„Du?“ ſagte Schütts Frau: „So ein vertrockneter Junggeſell! Frag' lieber, wo ſollen wir hin mit all' unſeren Kindern.“

Ein junger Arbeiter, der bei den Franzern in Berlin gedient hatte, sagte mit militärischer Kürze, so wie ein Soldat eine dienstliche Meldung macht: „Man muß es dem Kaiser sagen.“

Aber Peter Nahwer erhob drohend die Pfeife: „Das laß bleiben! Der muß an das Allgemeine und Große denken. Als Christian der Achte achtzehnhundertsechsundvierzig durchs Dorf fuhr, wollte Thomälen ihm erzählen, daß Pastor Jürgens seinem Schlingel von Jung eine tüchtige Tracht Prügel gegeben hatte. Er prahlte und sagte: ‚Ich habe bei den Regulären in Glückstadt gedient und weiß, wie's gemacht wird: Hand an der Hosennaht, drei Schritt zurück, dann los!‘ Aber er kam nicht dazu; der König sah über die Marsch hin; der Wagen fuhr vorbei. Es war gut, daß er die drei Schritte zurück machte, sonst wäre ihm der König über die Zehen gefahren. Nein, das ist nichts.“

„Das Richtige ist: wir wandern alle aus nach Jowa.“

Das Wort gab der Verhandlung neuen, reichen Stoff.

„Ich bin zu alt,“ sagte Peter Nahwer und schüttelte Kopf und Pfeife.

„Ich geh' mit,“ sagte Thielsche, nachdem sie die Schürze wieder geglättet hatte: „Ich weiß nicht, warum ich nicht mitgehen soll, alle meine Deerns sind da.“

„Da auf der andern Seite haben sie Erde unter den Füßen und infolgedessen das tägliche Brot reichlich.“

„Das ist wahr. Das sagt auch der Pastor. Sie haben nicht bloß Kartoffeln, sondern auch Fleisch.“

„Ordentlich lutherisch: Essen, Trinken, Haus, Hof, Acker, Vieh, Geld . . .“

„Nein, Geld und getreue Nachbarn haben sie manchmal nicht.“

„Und ich glaube, mit dem ‚gut Regiment‘ ist es auch man mau.“

Genthin, der im Frühjahr in der ganzen Umgegend die Strohdächer ausbesserte, bekam von seiner Frau einen Stoß. Er war eine stille Natur und hat von seiner kleinen lebhaften Frau manchen Anstoß bekommen. Sie war eine Dänin. Bei einem Viehtransport von Jütland her hatte er sie kennen gelernt, und sie war des Deutschen nicht ganz mächtig geworden: „Hörst du?“ sagte sie. Dann wandte sie sich an die andern: „Die Genthine sagt manchmal, dee Regeerung ist nicht richtik!“

Die andern lachten: „Ja, du hast Brüche bezahlen müssen, weil dein Schornstein ein großes Loch hatte.“

„Weis' den Brief, Genthine, den die Len' geskrieven hat, du hast ihn in der südlichen Rocktasch.“

Genthin, der Langsame, öffnete mit bedächtiger Hand den Rock und holte einen Brief hervor, und indem er sich auf die Kante des Haublocks setzte, der neben dem Ofen stand, las er mit zusammengekniffenen Augen:

„Liebe Mutter! Geld kann ich Euch nicht schicken . . .“ — na . . . das brauch' ich nicht zu lesen — „Wir melken sieben Kühe, sechsundzwanzig Schweine, siebenzig Hühner, und wir essen uns täglich dreimal satt, all was hinein kann. Liebe Mutter! Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Wo steht das man noch? Hier haben wir was zu essen und zu trinken. Kleidung, da geben wir nicht viel auf weg, wir haben hier ja auch keine Thielsche . . .“

Die Thielsche richtete sich auf und sah mit strengen Augen auf Genthin: „Was sagt sie?“

„Wir haben hier ja auch keine Thielsche,“ las er lauter, „die abends an allen Fenstern steht.“

„Ah so! Das schreibt die Lene! Sie war immer naseweis."

„Es ist weit weg," sagte Dwengers Frau, die an ihre Kleinen dachte.

„Ach was, weit weg! Wir kriegen Land und Brot!"

„Mensch! Wenn ich das noch erleben könnte!" sagte der Franzer.

„Ein Stück Land und eine Kuh!"

„Ja, Land für eine Kuh!"

„Das ist, was uns hier fehlt!"

Der Abend sank dunkel und traurig hernieder, und sie gingen mit schweren Gedanken auseinander.

* * *

Im Strandigerhof, in ihrem Zimmer mit den weißen, langen Gardinen und dem Himmelbett von hellem Eschenholz saß Maria am Tisch und las die Kapitel im Johannes, wo der Herr von den Seinen Abschied nimmt. Der Lichtschein von der Lampe fiel auf ihren vorgebeugten dunklen Kopf.

Sie konnte die Worte nicht mehr fassen.

‚Geben, lieben, verklären, sehen . . .' Die Worte hatten keine Gestalt mehr; es waren wesenlose Schatten und machten sie wirr. Zuletzt blieben Augen und Gedanken bei dem letzten Wort: ‚Daß die Liebe, damit du mich liebst, sei in ihnen und ich in ihnen.'

Wie sie so zusammengekauert saß und der Lampenschein auf ihren Kopf fiel, sah man, daß die einzelnen Haare, glänzend, schwarz, genau wie in Reih' und Glied nebeneinander lagen. Es sah aus, als wenn einer sie zurecht gelegt und gezählt hätte.

Spät am Abend trat Ingeborg in die Stube.

Als sie das Buch sah, sagte sie erregt: „Du solltest

das Leſen laſſen. Das Leſen und Grübeln hat gar keinen Zweck. Aber wenn du helfen könnteſt?“

Nach einer Weile, während welcher ſie ruhelos hin und her ging, ſagte ſie: „Reimer Witt iſt gekündigt, und eben hat er Antje hinausgeworfen. Sie ſchreit durchs Haus.“

Maria hob die Augen: „Wo iſt Andrees?“ fragte ſie leiſe.

„Der? Der ſitzt bei ſeinem Fräulein! O, das iſt ein Mann! Ein Ekel iſt er und ein Greuel!“ Sie war in furchtbar wilder Erregung: „Ich will ihn heut' abend noch fragen ... von ferne ... ſonſt halte ich mich zu gut. Ich will ihm ſagen: Menſch oder Aff? Ölgötz oder Chriſt? Ich will ihm mein Schürzenband hinhalten: Halte dich daran, Andreeslein! Es iſt dunkel!“

Da ſank Marias Kopf auf das Buch, und ſie weinte laut auf.

Neuntes Kapitel.

Am zweiten Abend — es war der Sonnabend vor Estomihi — trat Ingeborg in das Zimmer, in welchem Maria neben Frau Strandigers Bett saß. Sie winkte mit Händen und Augen. Da ging Maria hinaus, ganz blaß geworden. Sie wußte, was kommen würde.

„Der ganze Eschenwinkel ist gekündigt. Zum ersten April müssen sie alle die Häuser räumen. Alle unsere Bekannten, die Alten und die Jungen, müssen fortziehen. Die kleinen Witts und Schütts ... weg! Alle weg! Wo sie hingehen, das weiß Franz Strandiger und Gott."

Maria stand in der Thür und sah still vor sich hin.

„So sag' doch, Maria, was wir thun sollen."

„Thun?" Sie hob den Kopf. „Ja, man muß etwas thun."

„Er geht durch Haus und Hof mit einem Gesicht so frech und frei, als fragt er nichts nach Gott und Menschen. Die Eschenwinkler sind keine Männer mehr, sonst würden sie ihn heut' abend finden und in den Wehl werfen, wo er am tiefsten ist."

„In den Wehl? Was redest du? Sei doch still!"

Ingeborg stürmte hinaus, das von Zorn und Liebe heiße Herz draußen in der frischen, kalten Winterluft ruhig zu machen. Sie war zweimal bis zur Schule gegangen, dann stieg sie den Sandweg hinauf nach dem Heidehof.

Heim Heiderieter saß mit einem Scheitel, so glatt, wie er ihn sonst nicht hatte, und mit einem Gesicht, so ernst, wie es sonst nicht war, an seinem Schreibtisch. Links von ihm sah man mehrere holsteinische Geschichtswerke aufgeschlagen übereinander; rechts lag ein Bogen Papier, auf dem zwei Zahlenreihen nebeneinander von oben nach unten gingen. Die langen Beine unter dem Tisch gegen die Wand gestemmt, berechnete Heim sein Soll und Haben: links das Soll, das in Form von protokollierten Schulden sehr genau feststand, und rechts das Haben, das in Haus, Acker, Vieh, Geld, Gut nicht so genau anzugeben war. Zuletzt, nach vielem Hin- und Herwiegen des Kopfes und manchem: Na! na! zog er die Schuldensumme vom Haben ab.

Es blieben vierzehntausend Mark Vermögen.

Nun saß er und sah nachdenklich auf diese Summe. Dann zeichnete er daneben ein Gesicht, das mit dem seinen eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Nur war es länger und bekam dadurch einen etwas dumm-erstaunten Ausdruck; und die Haare waren nicht kraus, obgleich sich solches Haar so gut zeichnen läßt, sondern es stand starr vom Kopf, was sich noch leichter zeichnen läßt.

Als Ingeborg in ihrer rücksichtslosen Weise, ohne anzuklopfen, in den Saal kam, blieb er geduckt sitzen und hörte ihren Bericht an.

„Was sagst du dazu?"

„Ich? Ich? Sieh da!" sagte er und sah sie mit großen, erstaunten Augen an und zeigte auf den haar-

sträubenden Kopf: „Was meinst du wohl, wer das ist? Das bin ich! Ich bin das! So seh' ich inwendig aus!"

„Bewahre!"

„Und ich soll mich um andere Leute kümmern? Ich habe den ganzen Kram, das ganze Leben verpfuscht. Über zehntausend Mark habe ich verstudiert! ... So fein könnte ich hier sitzen! So gemütlich ist es hier. Aber Schulden! Schulden!"

Sie sah ihn mit ihren grauen, kühlen Augen an: „Du bist plötzlich unklug geworden. Was sind das für Bücher ... da?" Sie deutete mißtrauisch auf den Haufen Bücher unter der Lampe.

„Holsteinische Geschichte," sagte er grimmig. „Ich will ja immer was schreiben. Aber ich weiß nichts und kann nichts. Da hat mal einer gesagt, ich glaube Gustav Freytag: Man muß Geschichte studieren, dann hat ein Schriftsteller festen Boden unter den Füßen. Aber wenn man Schulden hat! Schulden! Weg ist der Boden! Bis an die Kniee sitzt man im Schlick! Da nützt alle Geschichte nichts!"

„Ach was," sagte sie, nun ganz erzürnt. „So'n dummes Jammern ist ganz unnütz. Du kannst ja man fleißig und sparsam sein. Aber das kannst du nicht: arbeiten!"

Er sah rasch auf und machte mit Kopf und Hand eine Deutung nach der Küche hin: „Sprich doch nicht so laut! Man hört es ja durchs ganze Haus."

„Aha!" sagte sie und wiegte sich auf ihrem Stuhl: „Hast du Angst? Das thut dir gut, lieber Heim!" Sie sah sich im Zimmer um. „Sie ist sauber, und dein Haus ist auch sauber, und mir scheint, deine Haarkrone hat frischen Glanz. Wer weiß, Heim?"

„Du bist toll! Toll bist du, wie gewöhnlich!"

Da ging die Thür auf, und die Haushälterin trat in den Saal. Sie hatte von der Arbeit rote Wangen, und ihre Augen blitzten von Jugend und Gesundheit. Sie trug ihre starke, stattliche Gestalt hoch aufgerichtet; aber den dunklen Kopf hielt sie geneigt.

Ingeborg stand auf und gab ihr die Hand. Sie waren schon Bekannte und vertrugen sich gut: ja es schien, als wenn sie viel Zuneigung zu einander hatten.

„Sagen Sie, Eva, was treibt dieser Mann den ganzen Tag?"

„O, was im Haushalt zu thun ist, das besorge ich und der Knecht. Der Herr ist fleißig bei den Büchern."

Heim bückte sich tief auf sein Soll und Haben hinunter. Er wurde rot, wenn sie in Ingeborgs Gegenwart „Herr" sagte. Dieser Respekt, mit dem sie das sagte! Wenn er doch noch einmal so viel Achtung vor sich selbst bekäme!

Ingeborg sah mit kritischen Augen von einem zum andern. Der dort am Schreibtisch war durchsichtig wie Glas. Sein Schreibtisch ist geordnet; sein Haar ist glatt; sein Kragen rein; ein Löchlein am Ellbogen hat er selbst gestopft. Der Mann hat Respekt vor seiner Hausgenossin und jammert ihretwegen über versäumte Jahre und geschehene Thorheiten. Was Telsche Spieker und ich nicht fertig brachten, daß er sich aufraffte, das ist ihr leicht geworden. Aber das kräftige Mädchen mit dem dunkeln, geflochtenen Haar, der stolzen Haltung und demütigen Kopfneigung, ist ein Rätsel. Ist sie wahr oder spielt sie eine Rolle? Sieht sie denn nicht, daß dieser Mann um den Finger zu wickeln ist? Hat sie nicht gehört, daß er an Telsche Spiekers Schürze hing? Sieht sie nicht, daß er tanzt wie Schön Ingeborg pfeift? Warum ist sie so

demütig, ehrerbietig und still? ... Aber ... ob absichtlich oder nicht ... wenn sie so beibleibt, macht sie einen andern Menschen aus Heim Heiderieter.

Sie sah auf Eva Walt und hatte eins ihrer kurzen, unüberlegten Worte auf der Zunge; aber sie sah in zwei dunkle, ernste Augen, da biß sie das Wort mit den weißen Zähnen kurz ab und, schon im Gehen, an der Thür, wandte sie sich um und sagte mütterlich tröstend zu dem stillen, saubern, gedrückten Mann am Schreibtisch: „Mache dir man keine Sorge, Heim. Ich glaube, daß noch alles gut wird, sowohl hier, als auf dem Strandigerhof. Weißt du, man muß die Dinge fix von vorn angreifen, im übrigen Gott walten lassen."

Draußen, da die Haushälterin ihr bis zur Thür das Geleit gab, sagte sie wohl überlegend und mit Betonung: „Ich freue mich, daß mein Jugendfreund Sie für seinen Haushalt gewonnen hat. Ich bin überzeugt, daß Sie die Aufgabe, die Sie haben, richtig verstehen und auch lösen werden. Ja, das glaube ich."

Eva Walt nickte ernst.

Damit gingen die beiden Evatöchter auseinander.

* * *

In derselben Stunde öffnete sich im Strandigerhof geräuschlos die Thür der Arbeitsstube. Franz Strandiger hatte in der Dämmerung am Fenster gestanden und über landwirtschaftlichen Plänen gebrütet, die wie Nebelgestalten vor ihm standen und ihn um Leben baten. Er wollte eine neue Dampfmaschine kaufen, er wollte die Moorwiesen jenseits des Waldes entwässern, er wollte den Eschenwinkel wegreißen und hinter den Wirtschaftsgebäuden eine Kaserne bauen. Aber zu dem allen brauchte er Geld.

Vergrämt und finster sah er in die öde Dämmerung hinaus. Ein tüchtiger Landwirt, voll von seinem Beruf, mit einer rastlosen Energie, Herr eines großen verlotterten Hofes, aus dem sich etwas Sauberes, Einträgliches machen läßt und ... kein Geld in Händen, keine Macht ... hier am Fenster stehen und grübeln, und draußen im Schnee stehen all die schönen Pläne.

Leidenschaft und Zorn durchbebte ihn: „Ich wäre im stande, mir zu stehlen, was ich brauche."

Er wandte sich um und sah Maria Landt an der Thür, die sie leise hinter sich schloß.

„Sie haben den Eschenwinkel gekündigt. Was soll daraus werden?"

„Ich kann mein Geld nicht aus dem Fenster werfen. Ich kann billigere Arbeiter haben."

„Aber hier ist ihre Heimat. Auf dem Kirchhof liegen ihre Kinder."

„Und hier stehe ich, ein Mann, der vorwärts möchte. Und diese Leute und ihre Häuser hindern mich."

Er hatte sich von seiner Erregung hinreißen lassen; nun kam er auf sie zu und sagte ruhiger: „Setzen Sie sich hierher! Ich will versuchen, Ihnen klar zu machen, daß ich ein normaler Mensch bin ... Sehen Sie, ich bin hier jetzt Herr! Ich habe die Verantwortung, daß auf den Weiden kräftiges Gras wächst, auf den Äckern starkes Korn, daß das minderwertige Vieh aus den Ställen verschwindet, und ein neuer, kräftiger Schlag hinein kommt. Frau Strandiger sorgte dafür — und sie konnte sich das leisten —, daß die Menschen auf ihrem Land zu ihrem Recht kamen; ich aber will dafür sorgen, daß das Land zu seinem Recht kommt, und da müssen, wegen meines schmalen Geldbeutels, die Menschen zurückstehen. Daß ein Mensch unglücklich

iſt, das kann ich ruhig anſehen; aber ein verlottertes Feld iſt mir ein Greuel. Die klarſte Wirtſchaft will ich führen, gerade die größten Erträge will ich haben, an der Spitze will ich gehen. Ich bin nie für zweite Stellen geweſen. Arbeiten will ich, wie je ein Strandiger gearbeitet hat! Aber ich will auch Herr ſein!... Denken Sie ſich in meine Lage! Da läuft der Eigentümer dieſer Pachtung mit einem Geſicht herum, wie ein zahnloſer Hund. Da iſt meine Schweſter, die morgens von Berlin redet und abends vom Sterben. Da ſind die Eſchenwinkler, die einen ſind grob, die andern ſind verrückt. Da ſind Sie, Maria Landt, machen Augen, daß mir angſt und bang wird; von Ihrer Schweſter nicht zu reden, welche die Fäuſte ballt, wenn ſie mich ſieht. Und das alles, weil ein Mann in dies Haus gezogen iſt, der weiß, was er will."

Maria Landt lehnte ſich gegen die Thür: „Sagen Sie mir, was Sie wollen."

Er nahm das Lineal vom Schreibtiſch und that einen Hieb durch die Luft, daß ein feiner, ſingender Ton durchs Zimmer drang: „Wenn Sie ſich entſchließen könnten, auf meine Seite zu treten, dann iſt mit einem Male alles klar: Andrees kommt zu einem Entſchluß; die Eſchenwinkler bleiben in ihren Häuſern, bis ich oder Andrees neue baue. Sie und Ihre Schweſter werden hier bleiben und den Eſchenwinklern und ihren Kindern ſo viel Liebe erweiſen, als Ihnen gut ſcheint. Alſo!"

Wieder ein Hieb durch die Luft. Aber man hörte ihn nicht. Maria weinte leiſe.

Er ſaß auf dem Rand des Schreibtiſches; hatte den kurzgeſchorenen Kopf vorgebeugt und ſah auf ſie. Es war ein kluger, feingezeichneter Kopf. Es war wie der Kopf eines edlen Jagdhundes, der ein leiſes Geräuſch im Unterholz hört.

„Ich kann nicht klar erkennen," sagte sie; „ich weiß nicht, ob es recht ist oder unrecht."

Er wiegte den Kopf hin und her, während er immer auf sie sah: „Sie vertreiben mit einem Windstoß alle Wolken, die über Strandigerhof stehen. Es wird allen geholfen. Ich will ganz klar und wahr sein: Sie helfen auch mir. Ich muß ein gutes Stück Geld in Händen haben, sonst kann ich das Gut nicht so anfassen, wie ich möchte. Sie haben mehr als ich brauche. Den Rest mögen Sie verwenden, wie Sie wollen. Ferner: Wenn Sie, Maria Landt, die Frau des Pächters sind, und Sie sprechen den Wunsch aus, hier zeitlebens zu bleiben, und Sie tragen im Lauf der Jahre Sorge, daß der Riß zwischen mir und Andrees heilt, dann wird die Pachtung nach zwölf Jahren nicht gekündigt werden; ja, ich wage sogar zu behaupten: Dann werden wir beide einst Besitzer des stattlichsten Hofes sein, den es auf zwei Meilen in der Runde giebt."

Sie hatte ihr Taschentuch an den Mund gedrückt und sah ihn aus großen Augen an.

„Sagen Sie ‚ja', Maria Landt! Sehen Sie ... von Kind an habe ich zwei Dinge gewußt. Die sind mir durch die Verhältnisse meiner Jugend eingebrannt. Erstens: herrschen wollte ich, König sein. Zweitens: dazu gehört Geld, viel Geld. Da hat sich all mein Sinnen auf Geld gerichtet ... Ich habe Ihnen nun nichts verheimlicht."

„Es ist mir eine Beruhigung," sagte sie weinend, doch in guter Haltung, „daß es nur das Geld ist, das uns zusammenführt."

Er hob hastig den Kopf und sah sie an: „Das ist nicht ganz richtig. Ich habe helle Augen, Maria Landt, und will Herr über alles sein. Ich muß Ihnen auch das sagen."

Sie hob, schwach abwehrend, beide Hände: „Es ist gut," sagte sie tonlos. Und mit einer vertrauenden, erschütternden Kindlichkeit in Augen und Haltung fragte sie: „Sie glauben, daß nun alles gut wird?"

Da flog ein Schein von weicher Empfindung über sein scharfes, stolzes Gesicht: „Morgen machen wir unser Geheimnis bekannt, Maria, dann ist alles geordnet."

„Morgen ist Sonntag," sagte sie. „Wir müssen Kirchgang halten, das schickt sich so."

Er wollte auf sie zugehen, weil es ihn jammerte, daß sie nun wieder so gebrochen und mit so leeren Augen dastand. Aber sie nickte mehreremal in Gedanken und ging schnell an ihm vorüber.

„Sagen Sie es heute niemand," sagte er, „damit uns keiner dazwischen redet."

Dann ging sie.

Es war sehr still und ruhig in ihr. So still und tot würde es nun immer in ihr sein. Nie würde sie den Kopf heben. Wer eine schwere Tracht auf der Schulter hat, der sieht vor sich auf die Erde.

Als sie die Treppe hinaufging, langsam, bei jeder Stufe tief Atem holend, wurde sie sehr müde. Auf der letzten Stufe erfaßte sie wieder ein Schwindel. Aber sie hielt sich und ging in ihr Zimmer und legte sich auf ihr Bett und schlief gleich ein und schlief traumlos, ruhig, wie sie lange nicht geschlafen hatte.

Nach einer Stunde — es war ganz dunkel im Zimmer — wurde sie von Anna geweckt, die mit einem Licht in der Hand unweit der Kommode stand und eine hauswirtschaftliche Frage that.

Sie erhob sich und antwortete nicht und ging gegen ihre Gewohnheit unruhig im Zimmer auf und ab. Dann

sagte sie: „Du könntest heute abend nach dem Eschenwinkel gehen."

Anna, die sich am Ofen zu schaffen machte, richtete sich auf. Da fiel Maria auf, daß sie so blaß aussah. Und wie Maria Landt immer an anderer Leute Leid dachte, nicht an ihr eigenes, fragte sie: „Bist du erkältet?"

„Ja . . ."

„Dann solltest du im Hause bleiben. Du mußt aber nicht im Hause das große Tuch tragen, da erkältest du dich erst recht."

Anna Witt zog das Tuch noch fester um sich: „Mich friert," sagte sie, und ihre Augen flogen furchtsam hin und her.

„Wenn du nach dem Eschenwinkel kommst, dann sage deinem Vater, daß die Kündigung zurückgenommen ist. Alle Eschenwinkler bleiben in ihren Häusern. Und Arbeit bekommen sie auch. Nun laß mich allein . . ."

Als sie allein war, fing sie wieder an, hin und her zu gehen. Sie hatte gedacht, daß es nun ruhig und still in ihr sein würde, ja, sie hatte gehofft, ein wenig das Gefühl des Gelingens, des Glückes zu haben. Aber nun standen da rund um sie neue Verhältnisse und fragten viel und wollten Antwort und machten sie unruhig, daß sie am ganzen Körper zitterte.

* * *

Das dritte Haus rechts war das kleinste im Eschenwinkel. Wenn man durch die einzige Thür hineinkam, war man in der Küche, grad aus war der Herd. Rechts war eine Stube, links auch eine. In der Stube zur Linken wohnte der Pellwormer, der Nachtwächter; zur Rechten wohnte die Witwe Thiel.

Eine Treppe hatte innerhalb des Hauses nicht angebracht werden können. Man stellte draußen über der Hausthür eine Leiter an und gelangte so durch die kleine Dachluke auf den Boden, auf dem der helle, leichte Torf lag, der überall gebrannt wurde.

Beide Stuben sind voll von Menschen, und auf den beiden Tischen steht je eine Branntweinflasche aus klarem Glas. Die bleichsüchtige Februarsonne steht mit ausdruckslosen Augen draußen am Fenster und kann mit ihrem blinden Gesicht den Dunst nicht durchdringen. Sie blinzelt nur ein wenig nach der Flasche auf dem Tisch, daß es einen widerlichen gelben Schein giebt.

Wie Ameisen aufgestört werden, so sind sie heute morgen in Aufregung. Und nun sind sie zusammengelaufen.

Von Auswandern reden sie . . .

Vor vielen hundert Jahren, in grauer Vorzeit, da waren einst die Bewohner des Landes zusammengekommen, als der Märzschnee schmolz, und hatten über Auswandern beraten.

Über die weite, dunkle Heide war ein Mann gekommen, von Norden her, ob sie mit nach Süden reiten wollten. Auf der Heide, am Wodanshügel, berieten sie über Bleiben oder Fahren, über Sitzen oder Wandern, über Hütte oder Wagen.

Es wogte und drängte damals im Volk, wie unter der Herde, die im Frühling aus dem Stall getrieben wird. Zu eng war der Tummelplatz für die jungen Fohlen, zu zahlreich waren die Kinder, zu kraftvoll die Glieder, zu hoch der Mut, zu leuchtend die Augen.

Dazu hatten sie einen Mann gefangen, draußen am Strand, dessen Boot der Westwind auf den Sand geworfen, daß es krachte. Blaß und naß kletterte der

schiffbrüchige Mann die Düne hinauf; mit banger Sorge sah er über das unwirtliche, von herbstlichem, kaltem Nebel bedeckte Land; mit Herzklopfen trat er in die Hütte.

Aber er kam zur guten Stunde.

Der Metkessel stand überm Herdfeuer, und rund um ihn lagerten im niedrigen Raum unter verräucherten Speckseiten verräucherte Männer. Lind war der Empfang; warm war das Bleiben; heiß waren die Schilderungen des fremden Landes; wie kochender, aufsprudelnder Met zuckten des rheinischen Krämers Hände. Über die Wahrheit weg schossen seine Worte.

Er ist Schuld an der Wanderung der Teutonen! Er hat sie auf dem Gewissen, daß er des Mets nicht entsagte, da es Zeit war! Aber er war der Gastfreundschaft und der guten Stunde überfroh.

„Der süßeste Met hängt in schweren Dolden an den Bäumen!" sagte er. „Hier ist Mutter Erde eine Bärin!" rief er, „sie hält in weißem Pelz Winterschlaf; dort ist sie ein schönes, junges Weib, das durchs ganze Jahr der Augen Lust ist."

So sprach er und verwirrte die Gemüter.

Er aber erreichte, daß es ihm gut ging, und daß er warm saß diesen ganzen Winter. Nichts Übles widerfuhr ihm weiter, als daß ihm einmal, da der Hausherr auf der Jagd war, der Hausfrau größter Kochlöffel, aus Lindenholz gemacht, unsanft die Wange rührte.

Also berieten sie im Anfang des Märzmonats am Wodanshügel. Und nach sieben Tagen, da sprang das letzte Pferdeblut aus tief geschlagener Halswunde, rauchte das letzte Opferfeuer, ward der letzte Blick gethan über Meer und Heide. Dann tauchten sie in den Waldweg unter. Das

letzte Knarren des letzten Wagens. Sie zogen fröhlich nach Süden. In Frankreich an der Rhone liegen ihre Knochen.

Im selben Jahre noch, als der Maiwind seine weiche Wange auf die Heide legte, lugte das erste Wendengesicht durch das helle Buchengezweig, schiefe Augen im tiefen Thal zwischen hohen Knochen. Unschön, kurz und krumm waren die Beine, nach außen gebogen, ob des vielen Reitens.

Als er die Heide leer fand, nirgends den Rauch einer Hütte, noch eines germanischen Mannes Spur, und er, Probislav der Springer, als der Erste seines Volkes das gewaltige Meer jenseits der Heide sah, die heißersehnte Nordsee, nach der sein Volk lange schon unterwegs war, da sprang er wie eine Katze den Wodanshügel hinauf, kehrte sich um und brach in ein solch Geheul aus, daß die germanische Heide sich vor Grauen in allen Blättlein sträubte, und die Erdgeisterlein, die zwischen den Grabsteinen im Wodanshügel eingeschlafen waren, entsetzt auffuhren. So greulich brüllte der Wende.

Denn die alten Geister waren im Lande geblieben, wie die Katzen im verlassenen Haus. Aber von Stund an ruhten sie nicht mehr. Sie wurden boshaft und den Eindringlingen über die Maßen beschwerlich. Sie trieben mit trübseligem Unkenruf die Paare auseinander, die in der Dämmerung am Waldrande der Liebe pflogen. Sie lenkten den Pfeil vom Wild und legten sich als knorrige Eichenzweige zwischen die krummen Beine des nachsausenden Jägers. Sie rissen in der schwarzen Sturmnacht die Pflöcke der Hütte los, sausend flog das Hausdach über die Heide, elend, im Schnee und Sturm lagen die Insassen auf der Erde. Sie plagten die Alten mit Zahnpein und Hexenschuß und zerschlugen nächtlicher Weile die rundbauchigen Thontöpfe, die neben der Hütte standen, der Wendenmutter

Stolz. Denn das Geschlecht der Wenden war ihnen verhaßt, und sie konnten die Sippe nicht leiden, die mehr krüppeligen Hainbuchen glichen als Menschen, die in der Mondnacht in greulichen Tönen Liebes- und Trinklieder sangen.

Und sie hofften auf eine neue germanische Zeit, die auch bald gekommen ist.

Denn wie die Quecke im Geestland, so dehnten sich die Sachsen über die Elbe und bevölkerten wieder das Land. Echte Germanen, an denen alles breit war, breit der Gang, breit die Äxte, breit die Rede, breit die Schädel. Da schafften die Erdgeister wieder in freundlicher Weise. Sie legten der alten Mutter, die mühsam durch den Wald ging, einen handlichen Stab in den Weg, sich darauf zu stützen; sie neckten die Kinder, die am Waldrand entlang liefen; sie standen plötzlich in der dunklen Ecke der Hütte, daß die Mädchen laut aufschreiend dem in die Arme fielen, auf den sie schon lange ihre Augen geworfen hatten.

Jetzt, hört man, leben Menschen, die so klug sind, daß sie alles wissen, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, und also nicht mehr nötig haben, die Augen offen zu halten. Sie liegen gähnend auf der Heide und im Moos des Waldes, jappen in die Luft und sagen, es sei langweilig.

Derweil spielen die Erdgeister über ihre Nasen hinüber: „Bock, steh' fest."

* * *

Unter dem niedrigen Strohdach des Pellwormers reden sie auch von Heimatverlassen. Aber es ist wenig Hoffnungsfrohes, es ist nichts Leuchtendes in ihren Augen, wie einst in den Augen ihrer Vorväter. Sie müssen wandern, sonst bleiben sie, wo sie sind.

Sie haben drei Wege. Sie können in die Nähe der Stadt ziehen und dort in kleinen Häusern am Rand der Geest Mietsleute werden und dann umher auf den Marschhöfen, auf stundenweiten Wegen, Arbeit suchen. Das wollen sie nicht.

Sie können nach Hamburg gehen und dort, in der Stadt oder am Hafen, Arbeiter werden; aber einige von ihnen haben im vorigen Winter, während eines Strikes, dort gearbeitet. Sie haben zwar eine Hand voll Geld mitgebracht, aber auch die Erfahrung, daß die Stadt zu eng ist für Leute, die den weiten Blick über Heide, Marsch und Meer gewohnt sind.

Sie können endlich nach Amerika auswandern. Und davon reden sie jetzt.

Und die Thielsche hat ihre Brille aufgesetzt, die durch ein Band um die weiße Nachtmütze gehalten wird, und liest mit polternder Stimme — diese Stimme hat sie, wenn sie vorliest, sonst spricht sie mit hohem, etwas weinerlichen Ton — zwei, drei Briefe vor.

Sie hören alle zu. In ihren Mienen ist nichts zu lesen als stille, ruhige Aufmerksamkeit. Da ist keine Spur von Aufregung oder Beifall. Sie ringen mit dem alten Mißtrauen, das sie an sich haben.

Also das schreibt Dora, die seit zehn Jahren in Jowa ist:

„Liebe Mutter! Ich ergreife die Feder zur Hand, um Dir einen Brief zu schreiben, und ich hoffe, daß ich mit meinem Schreiben Dich bei guter Gesundheit antreffen werde. Liebe Mutter! Daß ich an Dich schreibe, ist dies. Die Kinder haben heute mittag so viel gegessen; da muß ich wohl daran denken, daß wir acht Mann am Tisch waren und saßen alle rund um und hatten die Löffel in

der Hand und schlugen damit auf den Tisch. Und das mochtest Du nicht haben; denn wir waren aber so hungrig. Heinrich stand am Fenster und sagte: Vater kommt. Und Du sagtest manchmal, wir nehmen alle jeder drei Klöße, sonst kann Vater den Spaten nicht in die Erde kriegen; denn es war ja gegen Frühling, so im März, und die Erde noch etwas gefroren. Liebe Mutter! Wir können hier jeden Tag Schweinefleisch essen, die Pökeltonne steht in der Küche, und wenn ich will, geht mein Klaus hinaus und schießt eine Henne; hier schießen sie die Hühner. Liebe Mutter! Wenn ich daran denke, was Du alles mit Vater, der man schwach war, und mit uns für Not gehabt hast, und Dein einziger Jung ist tot . . ."

„Verschollen!" sagte Antje.

„Dann weine ich manchmal, denn ich habe jetzt selbst Kinder, zwei holen die Pferde und eins ist an der Brust, und ich weiß nun wohl, wie lieb Du uns gehabt hast. Darum schreibe ich Dir nun wieder in diesem Brief, sei man nicht bang vor dem Wasser. Das dauert man zehn oder zwölf Tage. Komm' man herüber; es wird ollreit!"

Die Alte schlug mit schwerer Hand auf den Tisch und sagte halb weinend, halb scheltend: „Ich kriege meine Rente und verdiene noch manchen schönen Groschen mit Sackflicken. Ich kann hier doch nicht so weglaufen!"

Peter Schütt hatte schon das dritte Glas Kümmel ausgetrunken. Er stammt von jenen Schütts, die nun schon im dritten Glied Trinker sind. Sein Großvater, der alte Thoms Schütt, brachte die Familie um den Hof, den sie im Dorf unweit der Kirche besaß. Aber im letzten Jahr seines Lebens trank er nicht mehr. Man erzählt, er habe eines Tags seinen Enkel, eben diesen Peter Schütt, als einen zehnjährigen Jungen im Kuhstall gefunden, wie er

die Branntweinflaſche an den Mund ſetzte, da habe ihn ein Grauen gepackt, und er ſei bis an ſein Ende nüchtern geweſen. Die Schütts haben kein Ehrgefühl. Das iſt im Spiritus ertrunken wie eine Fliege. Sie ſind die einzigen im ganzen Eſchenwinkel, die ihre Kinder im Winter auf Bettel ſchicken. Die andern ſind alle ernſte, ehrenwerte Männer; aber Peter Schütt iſt verkommen und roh.

Der Pellwormer, dem betrunkene Leute zuwider ſind, ſitzt ihm gegenüber und beobachtet ihn mißtrauiſch. Er will ihm ſagen, das Trinken zu laſſen; aber er kann wegen ſeiner ſchweren Zunge nicht über das erſte Wort hinwegkommen.

Schütt ſchlägt auf den Tiſch und fängt an zu lärmen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtelein hinaus ...“

Da ſchießt der Pellwormer gegen den Tiſch; ſeine Brauen verſchwinden in den Stirnhaaren, und er ſingt nach derſelben Melodie: „Wo du kommſt, wo du kommſt, da ſäuſſt du den Kram, ſäuſſt du den Kram!“ und er hielt den ſteifen Finger auf die Branntweinflaſche, und von Stottern war nicht die Rede.

„Da haſt du mal recht!“ ſagte Thielſche und nickte ihrem alten Hausgenoſſen zu und nahm umſtändlich mit beiden Händen die Brille ab und rückte die verſchobene Haube in die rechte Lage: „Ich muß ſagen, ich bin hier ganz zufrieden. Aber das muß ich auch ſagen: Die Kleinen von meinen Deerns — es ſind im ganzen vierzehn, ſoviel ich weiß — die möcht' ich wohl mal ſehen.“

„Aber wir,“ ſagte Dwenger, „wir haben das Haus voll Kinder.“

„Was in den Briefen ſteht, iſt alles wahr,“ ſchrie Schütt.

„Ja!“ ſagte die Alte. „Wenn Thereſe das geſchrieben

hätte, die konnte immer ein bißchen übertreiben. Aber was Dora schreibt, das ist wahr. Sie haben in diesem Jahr drei Schweine geschlachtet."

Es wurde einen Augenblick still. Sie standen alle vor schönen, feisten Schweinen, die an der Leiter hingen, und saßen alle an schwergedeckten Tischen. Dwengers Frau sagte leise: „Dreihundert Pfund."

So deutlich sah sie das Schwein.

„Und dann das Land! Hundertvierzig Acker!"

„Wieviel sind das denn?"

„So zwanzig bis dreißig Morgen."

Wieder wurde es still.

„Aber arbeiten müssen sie."

„Wie Pferde!"

„Das müssen wir hier auch."

„Aber sie kommen auch vorwärts!"

„Das ist der Unterschied."

„Hier macht Arbeit halb satt, dort ganz."

Na . . . satt bist du immer geworden . . . du mit deinen drei Kindern."

„Ja, aber wo viele Kinder sind, da hapert's den ganzen Winter."

„Mensch! Denk' mal: dreißig Morgen Land!"

„Und wenn's nur zwei Morgen wären!"

„Land!"

Sie sahen einander an.

„Ja, das ist das Schlimme, daß wir kein Stück Land haben. Deshalb und darum sind all die andern weggegangen. Und darum gehen wir auch."

„Überall, wo wir gehen und stehen, kann man uns verjagen. Gehen wir auf die Heide, die gehört Heim Heiderieter. Gehen wir in den Wald, der gehört den

Bauern. Wenn wir uns auf den Deich ſetzen, der gehört dem Strandiger. Wenn wir in unſerer Stube ſitzen, die gehört der Sparkaſſe."

„Ja, ſo iſt es."

„Ich will an meinen Onkel ſchreiben, der hat eine Farm bei Klinton. Klinton heißt die Stadt, liegt in Jowa."

„Ja ... man zu! An Dora und Thereſe Thiel ſchreiben wir auch."

„Und ich ſchreibe an meine Brüder, die ſchicken gleich Geld."

Und deine Kinder, Rohde."

Rohde, der überhaupt nur wenig ſprach, nickte nur ernſt mit dem Kopf. Er hatte ſchon ganz graues Haar, hatte vor Metz die Ruhr gehabt. Ihm ging es noch am beſten im Eſchenwinkel. Seine Kinder waren, bis auf den Jüngſten, in Amerika. Dieſer Jüngſte ſaß neben ihm. Er war Knecht im Dorf und, wie alle Rohdes, ernſt und tüchtig.

„Dora ſoll auf jeden Fall zwei Freikarten ſchicken," ſagte Thielſche, „wenn ich es ihr ſchreibe, thut ſie es."

„Wenn ... wenn ... ich es ihr ſchreibe!" ſagte der Pellwormer. Denn er ſchrieb die Briefe; Thielſche hatte das Schreiben nie gelernt.

Der junge Rohde beugte ſich zu ſeinem Vater, der ſtill daſaß: „Ich möchte wohl mit, aber du und Mutter ..."

„Wenn du meinſt," ſagte der Graukopf ... „Dann geh'! Die andern ſind auch hinüber. Geh' du auch!"

„Ich meine, weil ich der Letzte bin ... Ihr könntet ja mitgehen ..."

„Ich habe hier fünfzig Jahr gewohnt und bin mit in Frankreich geweſen. Nun ſo fortziehen, als ginge mich alles nichts an, das kann ich nicht ... Mutter kann auch nicht von den beiden weg, die auf dem Kirchhof liegen."

Schütt ſchrie dazwiſchen: „Menſch, du biſt bange vor Heimweh! Heimat? ... Für die Katz ... Was thu' ich mit der Heimat? Gott ſtraf mich!“

„Das ... das wird er thun ...“ ſang der Pellwormer ... „das ſollſt du ſehen. Denk' an den Pellwormer!“

Sie ſaßen alle mit ſtillen Geſichtern da.

Die Hausthür ging auf, und alle ſahen dahin.

Da ſtand Anna Witt mit blaſſem Geſicht. Sie ſtellte ſich hinter den breiten Rücken der Thielſche und ſagte: „Ich ſoll von Maria Landt ſagen, daß die Kündigung zurückgenommen iſt. Wir bleiben hier alle wohnen, und Arbeit giebt's auch wieder.“

„Donnerwetter!“

„Nun hör' an!“

„Warum denn mit einem Male?“

Schütt brüllte: „Die Katze ſpielt mit den Mäuſen. Ich wandere doch aus. Die ganze ſogenannte Heimat kann mir im Mondſchein begegnen.“

„Wer hat es dir geſagt?“

„Maria Landt!“

„Ja, was hat die zu ſagen?“

„Wollt ihr wetten, die hat für uns gebettelt!“

„Vielleicht iſt ſie mit Franz Stranbiger einig geworden.“

Anna Witt zuckte auf: „Nein!“ ſagte ſie.

„Aber ich ſage, es iſt zu ſpät.“

„Es wird doch nicht gehen mit Stranbiger, dem harten Schuft.“

„Nein! Nein! Niemals! Er jagt uns der Reihe nach weg.“

„Wir ſitzen hier auf der Wippe, ſo lange wir leben.“

Der junge Rohde beugte ſich wieder zu ſeinem Vater: „Was meinſt du, Vater?“

„Das mußt du wissen. Kümmere dich nicht um uns! Wir wollen deinem Glück nicht im Wege stehen. Du weißt ja, wie kümmerlich es uns in all den Jahren gegangen ist."

„Dann schreibe ich morgen nach Jowa, Vater."

„Natürlich! Wir schreiben!" riefen einige. „Es ist ja nicht wegen der Kündigung, sondern wegen dieses Menschen. Der ist und bleibt ein Leuteschinder."

„Wir schreiben. Natürlich, wir schreiben."

Und sie gingen auseinander, um bei trübem Lampenschein, auf braungestrichenen Tischen die schwerfälligen Briefe zu schreiben. In diesen Briefen war das häufigste Wort: „Land!"

Der Pellwormer war kopfschüttelnd in seiner Stube zurückgeblieben und hatte die Thür zugemacht, das Gesangbuch aufgeschlagen und sang leise vor sich hin. Da er nicht gut sprechen konnte, sang er gern.

In der Stube der Thielsche war nur noch Anna zurückgeblieben. Sie saß der alten, dicken Frau gegenüber und sah sie an, als wenn sie bat: „Sag' mir die Wahrheit!" Die hatte die Brille wieder aufgesetzt und starrte ihr in das blasse Gesicht. „Du bist krank," sagte sie.

„Nein!" sagte Anna und sah auf den Tisch.

„Du siehst gerade so aus wie Therese damals, als sie nach Amerika ging."

Anna Witt kannte die Geschichte. Sie kannte seit einem Jahre alle diese Geschichten. „Ja!" sagte sie.

„Wann wollt ihr Hochzeit machen?"

Sie schüttelte sich und sah auf, und in ihrem Blick lag ihre ganze Not.

Da ging die Thür, und Hinnerk Elsen trat gebückt in die Stube: „Ich habe dich bei deinem Vater gesucht," sagte

er, „komm' mit, die Uhr iſt gleich neun.“ Er hatte die Uhr in der Hand.

„Ihr ſolltet bald Hochzeit machen!“ ſagte die Alte.

Hinnerk Elſen ſah ſie überlegen an. Er konnte die Thielſche nicht leiden; ſie war ihm zu unordentlich mit dem Mundwerk. „Wir müſſen erſt ſparen,“ ſagte er. „Unter zweitauſend Mark mache ich keine Hochzeit. Anna iſt auch noch zu jung.“

Die Alte lehnte ſich in ihrem großen Stuhl zurück und ſah ganz verblüfft zu ihm auf: „Was?“ Sie hatte die Brille in der erhobenen Hand.

Aber die beiden ſtanden ſchon auf der Schwelle.

„Wollt ihr auch nach Amerika?“ rief ſie.

„Nein!“ ſagte Hinnerk Elſen und ſteifte den Nacken: „Wer ſeinen Kram zuſammenhält und mit dem Heiraten wartet, der kann hier auch was werden.“

Da ſchlug die Alte ganz verwirrt auf den Tiſch: „Na, denn nicht!“

Zehntes Kapitel

Am andern Morgen fiel ſtarker Schnee. Ein ſcharfer Oſtwind jagte ihn über die Heide, über die Marſch ins Meer. Wenn aber die kleinen, vom Wind gejagten Flocken einen Halt fanden, und war es auch nur ein Heideſtrauch oder ein Maulwurfshaufen oder ein dürres Grashälmchen, da warfen ſie ſich raſch nieder, duckten ſich und entgingen der ſchrecklichen Treibjagd. Die meiſten aber wurden vom Wind erfaßt und zeriſſen und füllten mit ihrem Staub die Luft, ſo dicht, daß die Leute ſchwer den Weg in die Kirche fanden. Hinter größeren Erhöhungen, hinter Häuſern und Wällen und am Abhang der Heide bildeten ſich lange, ſpitzrückige Dämme, und weiße Wälle lagerten ſich quer über den Kirchweg, Spielzeug für fröhliche Kinder, beſchwerliche Dinge für alte Leute.

Dennoch gingen viele Leute in die Kirche.

Das Kleinmädchen vom Strandigerhof war ſchon früh morgens, ein wandelndes Schneeweibchen, durch das Dorf gekommen und hatte Leute aufgeboten, den Kirchgang frei zu machen, und hatte raſch hinzugefügt: „Brautleute halten Kirchgang!“ und hatte altklug dabei ausgeſehen und war wie eine große Flocke im tollen Wirbel verſchwunden.

Vom Eschenwinkel kamen viele den Sandweg hinauf. Im Vorbeigehen wurden fünf Briefe in den Postkasten am Schulhaus gelegt, fünf Briefe mit steifer Aufschrift und fast demselben Inhalt. In der Kirche angekommen, standen sie im Quersteig, besprachen die Briefe und die Zurücknahme der Kündigung und sahen nach dem sogenannten Glaskasten hinüber, dem Familienstuhl der Strandiger.

Heim Heiderieter kam an, die Hände tief im Rock und ganz verschneit. Ein Schneewirbel stob hinter ihm her durch die Thür. Seine Haushälterin hatte heute morgen zu ihm gesagt: „Der Herr geht gewiß in die Kirche?" Da hatte er rasch ja gesagt. Er hatte die Absicht gehabt, an diesem Sonntagmorgen die geplante Arbeit anzufangen; aber wenn sie in diesem Ton sagte: „Der Herr geht gewiß in die Kirche?"

Er war aber doch guter Laune. Er war jetzt meist guter Laune. Er hatte das Gefühl, als käme er vorwärts.

Im Hause ging es eifrig her, in den Stuben war es gemütlich, und im Stall besserte sich das Vieh. Auch — und das war das Wichtigste — im Herzen waren neue Dinge entstanden, erst Beschämung, dann geheimer, aber starker moralischer Zwang, ernst und arbeitsam zu sein, dann Arbeitslust, danach Selbstbewußtsein.

Und nun kann niemand sagen, was noch werden mag.

Er stampfte den Schnee von den Stiefeln und trat in seiner gemütlichen Weise mitten unter die Eschenwinkler: „Was giebt's?"

Sie erzählten ihm, was sie wußten, und was sie vermuteten.

„Wir glauben, daß Maria Landt sich mit Franz Strandiger verlobt hat."

Da ward Heim still.

Dann setzten sich alle, die Frauen in der Mittelreihe, die Männer zu Süden; die Norderreihe bleibt meistens leer. Die Klingelglocke wurde gezogen. Als sie schwieg, hörte man gleich das Klappen der Pastorthür. Die Orgel setzte ein. Pastor Frisius ging gebückt und stakig quer über den Chorgang nach seinem Stuhl, öffnete sein Gesangbuch und ging singend hin und her und sah nicht auf.

Alles wie sonst.

Da ging wieder die Pastorthür. Es ist die südliche Chorthür.

Andrees Strandiger ging langsam über das Chor nach dem Strandigerstuhl. Er hatte die Augen am Boden und ging wie in tiefen Gedanken. Sein vergrämtes Gesicht sah in dem bleichen Licht des dunstigen Wintermorgens kränklich aus.

Frisius war in seiner Wanderung stehen geblieben und hatte aufgesehen und leicht den grauen Kopf geschüttelt. Die Leute in den Bankreihen sahen sich an und sahen sich um. Einige Frauen rückten dichter zusammen, als fürchteten sie, allein zu sein.

Heim Heiderieters weiches Herz wallte auf vor Mitleid; der Kopf wurde ihm heiß, und er dachte: „Ich will morgen zu ihm gehen. Vierzehn Tage lang habe ich in der Stube gehockt und habe mich nicht um ihn gekümmert. Wie elend sieht er aus."

Wieder geht die Chorthür.

„Maria Landt! . . . Da! . . . Franz Strandiger! . . ." Sie kommen langsam nebeneinander durch den Gang. Mitten im Chor legt Franz Strandiger ihren Arm in den seinen. So gehen sie auf den Strandigerstuhl zu.

Heim Heiderieter beugt sich weit vor und starrt mit

bangen Augen auf Andrees. Die Orgel spielt; der Gesang ist verstummt. Sie sehen alle auf Andrees.

Der ist aufgestanden und steht schon in der geöffneten Thür. Wie wenn einer in jungen Jahren den Tod auf sich zukommen sieht, so sieht Andrees Strandiger auf das Paar. Dann, als wenn ihn ein Schmerz durchstößt, dreht er sich um und geht zwischen den lautlosen und steinernen Menschen mit ungleichen, stürzenden Schritten aus der Kirche. Hinter ihm setzten die lauten Kinderstimmen wieder ein:

Es sind ja Gott geringe Sachen
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Großen klein und arm zu machen ...

Das übrige verweht der Wind.

In der Kirche ist es ein stilles Grübeln, Staunen, Pläne machen; keine Andacht. Nur Maria Landt versucht zu folgen. Es wird in der bekannten schlichten, eckigen und wahren Weise von dem Herrn gepredigt, wie er für seine Sache gestorben ist. Es ist ja Sonntag Estomihi, der letzte Sonntag vor der Passion.

Am Ausgang standen sie dicht gedrängt. Die einen weiten Weg hatten, knöpften die Mäntel fest, schlugen die Kragen hoch und drückten die Mützen in die Stirn. Draußen standen die Eschenwinkler auf einem Haufen. Als Maria Landt aus der Thür trat, konnte sie zuerst nichts sehen; ein Wirbel füllte die Luft mit Schnee. Dann sah sie plötzlich in all die ernsten Gesichter.

Da erschrak sie, daß ihr das Herz stand, und ihre Gedanken verwirrten sich. Sie trat aber auf die Thielsche zu, neben der Schütt stand. „Seid ihr nicht zufrieden?"

Da sagte die Thielsche: „Sie wollen doch nach Amerika."

„Fünf Briefe sind abgegangen," sagte Schütt und schielte auf Franz Strandiger, der mit kaltem Gesicht halb abgewendet über den verschneiten Kirchhof sah.

„Warum denn? Sagt doch: warum?"

Der Wind heulte wieder auf und warf dichten Schneestaub um die Menschen. Maria Landt forschte in den Gesichtern; aber sie sahen auf den wirbelnden Schnee zu ihren Füßen, auf die verschneite Kirchenthür, auf die Vorübergehenden. Dwengers Frau beugte sich zu ihrem Kinde nieder und zog ihm die warmen Faustschuhe an. Und keiner sah in die Augen, aus denen immer dunkler, finstrer, stiller die Not sah.

Da berührte sie den Arm ihres Verlobten und ging still fort. Und als die Thielsche hinter ihr her sah, sagte sie: „Seht mal! Sie ist ordentlich kleiner geworden!" Und sie zog die wollenen Handwärmer an, die Maria ihr vor acht Tagen geschenkt hatte.

Sie war eine harte Frau. In einem mühseligen Leben hatte sie verlernt, Mitleid zu haben. Wenn sie Leid sah, ward ihr wohl. Sie dachte: „Das habe ich auch durchgemacht." So hatte sie gestern abend mit Anna Witt geredet, so redete sie heute mit Maria Landt: hart und kalt. Sie ging häufig in die Kirche; aber Pastor Frisius konnte lange über Freundlichkeit und Barmherzigkeit predigen! Das lief wie Wasser über Stein. „Pastor Frisius versteht das nicht. Was hat Pastor Frisius durchgemacht?"

Unter gleichmäßigem Reden gingen sie nach dem Eschenwinkel hinunter. Als sie bei ihren Häusern auseinandergingen, rief Schütt, schon in der Thür stehend, zu Dwenger hinüber: „Kommst du nachher zu mir? Ich habe eine

Flasche Kümmel im Haus. Wir fangen heute abend an, Fastnacht zu feiern. Es ist jetzt alles gleichgültig."

* * *

Inzwischen war Andrees Strandiger in die Wohnstube gestürzt: „Hast du gewußt," schrie er die alte Hobooken an, „daß Maria Landt die Frau deines saubern Sohnes werden will? Antworte!"

Lena fuhr entsetzt vom Sessel auf; das Buch fiel aus ihrer Hand und glitt blätternd auf den Teppich.

Die alte Frau blieb steif und starr: „Ja, was hast du dagegen?"

„Das sollst du sehen! Maria die Frau von Franz?! Das ist ja Unsinn."

Als er das sagte, ward die Thür geöffnet, und Anna Witt sah von einem zum andern, fuhr zurück und schlug die Thür hinter sich zu. Draußen im Gang legte sie die geballten Hände an die Schläfen und sagte leise: „Sie wird seine Frau ... sie!"

Drinnen im Wohnzimmer war Andrees ruhiger geworden. Er lehnte an der Wand und redete wie mit sich selbst: „Sie hat es für den Eschenwinkel gethan, das ist klar! Dadurch haben sie das arme, weichherzige Kind gezwungen. Ihr ... ihr habt mir mit eurem jahrelangen Umgang die Augen geblendet; aber nun sehe ich einen Schimmer von Licht ... ich sage mich los von dir ... Lena Strandiger ... Ich bin frei von dir! ... Und sehen will ich" ... er hob beide Hände — „ob ich nicht sie und uns frei machen kann von euch."

Dann ging er.

Lena Strandiger hob das Buch auf und schob es unter den Arm und ging nach der Thür zu: „Franz hat für

ſich gut geſorgt, aber ſchlecht für mich.“ Dann ſtand ſie ſtill, atmete hoch auf und reckte die Arme, wie einer, der Müdigkeit von ſich abſchüttelt: „Na! ... Schluß! Zu Ende, Akt Strandigerhof! Ich reiſe heute abend nach Berlin!“

Die alte Hobooken ging allein im Zimmer auf und ab, die Hände nach Männerweiſe auf dem Rücken, ſteif und ſteil wie von Holz. Der harte Zug um den Mund war noch ſchärfer geworden.

* * *

Maria war die Treppe hinaufgegangen, nachdem Franz ſie im Hausflur verlaſſen hatte.

Die raſtloſen Gedanken irrten ſchon wieder umher und ſuchten. Sie trat ins Wohnzimmer. Da ſaß Ingeborg am Fenſter und ſah nach dem Teich zu in das tolle Treiben des Schnees. Sie hatte heiße Wangen, und ihre Augen waren voll Glanz; ſie war in Gedanken auf der Heide geweſen, und ihr junges Herz glühte und klopfte. Andrees war frei von der einen, frei von Maria ... für wen? für wen?

„Willſt du mir helfen?“ fragte Maria und blieb an der Thür ſtehen und verſuchte, mit den erſtarrten Händen das Jackett zu öffnen.

Da ſprang Ingeborg auf und ging in ihrer leichten, hohen Weiſe durch das Zimmer, die feine, ſchlanke Geſtalt biegend, wie die Birken am Wodanshügel ihre Stämme wiegen, wenn der Weſt weht. Als ſie das bange, müde Geſicht der Schweſter ſah, ſagte ſie leiſe: „Ich weiß nicht, warum du es gethan haſt; du ſiehſt nicht aus wie eine Braut.“ Sie beugte ſich nieder und neſtelte an den untern Knöpfen des Jacketts; er ſtieg ihr heiß in die Augen: „Aber ... was du thuſt ... iſt immer gut ... immer!“

Da schloß Maria sie warm in ihre Arme: „Du bist meine liebe Schwester!“ Und eine Weile hielten sie sich umfaßt, dicht aneinander.

Ingeborg fing an, bitterlich zu weinen.

* * *

Der Abend kam, Maria saß am Fenster und träumte in die Dämmerung hinaus. In den trüben Augen war das letzte Feuer niedergebrannt. Das Herz war müde und wollte schlafen; aber es wurde immer wieder durch ein hartes Wort aufgeschreckt: „Sie gehen doch nach Amerika!“ Wenn sie an das Wort dachte, glimmte es unter der Asche. Aber das war kein Lebensfeuer. Das gab grellen, unheimlichen Schein.

Ingeborg kauerte draußen am Ende des Ganges im Schatten des Geländers auf der Treppe. Den blonden Kopf vorgeneigt, die Hände zwischen den hochgezogenen Knieen, horchte sie mit funkelnden Augen. Das ganze blasse Gesicht war Leben.

Da unten wurde gepackt und getragen. Ein Koffer nach dem andern wurde nach der Hinterthür geschafft. Man hörte Lena Strandigers Weinen; dann ihres Bruders ruhige, bestimmte, einmal kurz auflachende Weise. Ein rechtes herrisches Strandiger-Lachen. Einmal huschte Anna die Treppe hinauf. Sie war ein feines, zierliches Mädchen. Schreiend fuhr sie zurück, als sie die Gestalt da im Dunkeln kauern sah.

„Geht sie fort?“ fragte Ingeborg.

Aber die hörte nichts.

Da konnte Ingeborg es nicht länger ertragen, sie lief die Treppe hinunter. Ungesehen kam sie über den dunklen Gang. Als sie in Eile durch die Hinterthür gehen wollte,

stand Franz Strandiger plötzlich vor ihr. Sie drückte sich zur Seite eng gegen die Wand und ließ ihn so, indem sie ihre Augen scharf auf ihn richtete, stumm an sich vorübergehen. Er grüßte leicht und redete sie nicht an. Es lag etwas Fremdes, Abwehrendes in ihren Augen und noch mehr in der steifen Haltung, die sie plötzlich angenommen hatte.

Wie gejagt lief sie nach den Pferdeställen; da stand Hinnerk Elsen, die Uhr in der Hand.

„Spannst du an?"

„Noch nicht." Er drehte sich um, im Licht der Laterne die Uhr zu erkennen.

„Ach, die dumme Uhr! Wissen will ich, ob du in die Stadt fährst."

„Ja . . . acht Uhr zwanzig."

„Wen?"

„Fräulein Strandiger."

Wie der Wind war sie fort. Nur den langen Schatten sah Hinnerk noch, den ihre Gestalt auf die Mauer warf. Er stand und wunderte sich, wie solche Wesen so geschmeidig und so neugierig sein können und so leichtfertig über den Wert der Zeit urteilen.

Als er noch stand, schlich auch Anna hinaus, atmete hörbar schwer und wollte ihm etwas sagen. Aber er kam ihr zuvor: „Du bist erkältet; mach', daß du in die Küche kommst, und gehe heute abend nicht aus! Hörst du?"

Er sagte es nicht gerade unfreundlich. Sie that ihm ein wenig leid; sie hatte in der letzten Zeit so etwas Furchtsames. Er hätte sie gern einmal in seine Arme genommen; aber die zweitausend Mark waren noch nicht voll. Und er war im Dienst. Alles zu seiner Zeit.

Nach einer halben Stunde trat Ingeborg in Marias Zimmer, und als sie dort niemand fand, öffnete sie leise die Thür zu dem Zimmer, in dem Frau Strandiger schlief. Maria stand über das Bett der alten Frau gebeugt und kehrte sich um.

„Die Strandiger ist fort!“ sagte Ingeborg leise.

Maria sah sie an; aber die Nachricht schien keinen Eindruck mehr auf sie zu machen. „Sie gehen doch nach Amerika. Es ist alles umsonst.“ Sie legte den Finger auf den Mund und sagte im natürlichen Ton ihrer Stimme: „Du ... Tante ist krank. Sie hat etwas Fieber, wir müssen morgen nach dem Arzt schicken.“

Als sie beide im Wohnzimmer waren, strich Maria mehreremal mit der Hand über die Stirn und sagte: „Tante Strandiger weiß noch immer nichts von der Verpachtung. Und nun die Verlobung? Weißt du, Ingeborg, was Andrees vorhat; du mußt es doch wissen?“

„Nichts weiß ich.“

„Es wird ein harter Schlag für Tante.“

„Er ist an all dem Unglück schuld.“

Maria wandte sich vom Fenster ab und sah lange prüfend in die Augen der Schwester.

Da überzog sich Ingeborgs Gesicht langsam mit dunklem Rot, und sie senkte die Augen.

„Ingeborg!“ sagte Maria leise, „du mußt immer, immer auf Andrees' Seite stehen und nicht heucheln, als hättest du ihn nicht lieb. Dadurch ist schon schwerer Jammer gekommen. Er nimmt alles so schwer und ist ein Grübler und kann nicht mit sich selbst zurechtkommen. Steh' ihm treu bei, Ingeborg. Sag' ihm: Ich bin dein

Kamerad. Dann wird er erkennen, was an dir ist. Verlaß ihn nicht, Ingeborg!"

Ingeborg wandte sich um und ging hinaus.

* * *

Am andern Vormittag, am Montag, kam der Arzt. Er fand den Zustand der alten Frau durchaus nicht bedenklich, meinte, das Fenster, an dem sie gesessen, sei wohl nicht ganz dicht verschlossen gewesen, so sei eine geringe Erkältung gekommen. Er plauderte ein langes, verschrieb ein weniges und ging wieder. Die alte, blinde Frau saß aufrecht im Bett, fühlte sich in der treuen Pflege sehr behaglich, und, angeregt durch den Besuch des Arztes, auf den sie große Stücke hielt, fuhr sie fort, ein wenig zu plaudern:

„Sag' mal, Kind, wann geht denn Franz Strandiger mit den Seinen wieder weg? Das ist ja ein langer Besuch."

Maria schwieg.

„Ich mag die Hobooken nicht leiden. Merkwürdig ist, daß Peter Strandigers beide Kinder nach ihrer Natur Hobooken sind. Die Hobooken haben harte Herzen. Ich habe immer für Ingeborg gefürchtet, daß sie Franz lieb gewönne; sie hatten früher manche Ähnlichkeit, als sie Kinder waren, und auch jetzt noch. Sie waren immer so übermütig und machten sich über dich und Andrees lustig, weißt du noch? Da habe ich sie neulich gefragt: ‚Ingeborg, wie ist es mit Franz und dir? Ihr spielt doch nicht Versteck miteinander wie damals hinter den Ulmen?' Aber sie sagte: ‚Tante! Ich mag ihn ja nicht ansehen! Er hat so etwas Wildes an sich. Den rühr' ich nicht an!' So sagte sie. Leider konnte ich sie nicht sehen, ob sie auch

rot wurde. Sag' mal, Kind, denkt ihr beide, du und Andrees, nicht an Hochzeit?"

Da erhob ſich Maria und griff mit zitternden Händen nach dem Neuen Teſtament: „Ich habe noch nicht vorgeleſen." Und ſie begann aus dem Evangelium vorzuleſen. Und indem ſie las, kam wieder eine troſtloſe, düſtere Verwirrung über ſie, und ihr Geſicht wurde blaß. Von furchtbar bangem Herzklopfen gequält, wollte ſie aufſpringen. Wie ein Menſch in einem brennenden Hauſe, der keine Thür finden kann, ſchrie ſie auf und brach am Bett zuſammen.

Elftes Kapitel

Am Dienstagabend ſchlug das Wetter um. Es ſtieg von oben her, wo er den ganzen Tag graue Wolken vor ſich hergeſchoben hatte, ein weicher, ſtarker Weſtwind auf die Erde und verwandelte im Lauf von zwölf Stunden das ganze Landſchaftsbild. Er kam, wie wenn Anna Witt mit Feudel, Beſen und Wiſchtuch in ein Zimmer trat im vorigen Sommer, als ſie noch das ſtarke, friſche Mädchen war. In wenigen Stunden war alles gefegt, gereinigt. Am Mittwochmorgen lag nur in den Gräben hier und da noch ein Streifen Schnee. Der Wehl war ganz klar und voll von kleinen, wandernden Wellen. Die ganze Landſchaft war in der Nacht ſauber gewaſchen und bot dem Morgen ein friſches Antlitz.

Am Dienstagabend kam es in der Schreibſtube des Pächters zu einer heißen Scene. Andrees erſchien und machte in furchtbaren Worten ſeiner Verachtung und ſeinem Zorn Luft. Man hörte ſein: „Du biſt ein Lügner, ein Ehrloſer!“ durch die Gänge bis an die Hausthür ſchallen. Die Gegenrede hörte man nicht. Franz ſagte nicht viel. „Ich bin kein Träumer wie du und Heiderieter. Ihr

kriecht, ich ſchreite. Ich wollte Herr werden, darum pachtete ich dieſen Beſitz. Ich wollte Herr bleiben, darum machte ich Maria zu meiner Braut. Du haſt freiwillig verpachtet, ſie hat freiwillig ‚ja‘ geſagt.“

Und all die Wellen, die da unten in der Schreibſtube entbrannten, ſtürmten und brandeten da oben gegen das Mädchenherz, das viel zu ſchwach gegen ſolchen Anſturm war.

Zuerſt kam Anna Witt. Sie ſtand in der geöffneten Thür und ſtarrte Maria an und wußte nicht, was ſie reden ſollte.

„Ich war ihm gut,“ weinte ſie auf, „ihm, Franz Strandiger!“

„Anna! ... Du? ... Sei ſtill, Anna! ... Man muß nicht darüber nachdenken ... du auch nicht ... das verwirrt den Kopf noch mehr ... und dann ſchlägt es wie Waſſer über einem zuſammen ... und man will helfen und ... es iſt ... viel zu ſchwer. Geh' nur und lege dich ſchlafen, und vergiß alles, und ſprich nicht davon. Geh' nur. Leg' dich auf die rechte Seite, und träume nicht wieder von ſo ſchrecklichen Dingen.“

Da lief Anna aus dem Zimmer.

Und Maria blieb dieſe Nacht am Krankenbett, auch den folgenden ganzen Tag, den Aſchermittwoch. Sie wollte niemanden um ſich haben, ſagte ſie zu Ingeborg, der Kranken thäte vollſtändige Ruhe not.

Wenn Ingeborg in ſpätern Jahren an dieſe traurigen Tage zurückdachte, dann hat ſie ſich nicht erinnern können, daß ſie irgend welche Spuren einer Geiſtesverwirrung an Maria bemerkt hat, bis zu dieſem Abend, wo ſie deutlich hervortrat. Doch hat Ingeborg, ſoviel man weiß, nur mit Friſius und Eva darüber geſprochen. Die alte Frau Strandiger aber hat noch Jahre ſpäter mit ſtiller, leiſer

Stimme erzählt, die offnen, blinden Augen vor sich hin gerichtet, die Hände gefaltet, im Bett sitzend, daß Maria in diesen Tagen voll stillem Mitleid und helfender Liebe gewesen. Sie hätte fast gar nicht gesprochen; nur die Lektionen hätte sie morgens und abends gelesen, mit einer eintönigen, gleichgültigen Stimme: „Als ob sie Gottes Wort nicht mehr begreifen konnte," sagte die Blinde.

An diesem Abend, in der Dämmerung, kam Andrees ins Krankenzimmer. Man konnte ihn nicht zurückhalten. Er zog Maria vom Bett der Kranken, die eingeschlafen war, am Arm ins Wohnzimmer. Sie sahen beide nicht, daß Ingeborg zusammengekauert im Fensterschatten saß.

Die wurde furchtbar aus seligen Träumen gerissen.

„Ich will nicht," sagte er mit unterdrückter, wilder Stimme, „daß du sein Weib wirst. Ich will's nicht. Er soll dir dein Wort wiedergeben."

„Laß mich los! ... Ich habe es ihm gegeben, und er hat es bar bezahlt."

„Es wird die Hölle sein. Du bei ihm! Wie kommst du zu dem Wahnsinn?"

„Wie ich dazu kam? Ich will ihm sagen, daß er den Eschenwinklern neue Häuser baut. Dann spiegelt sich die Sonne in den Fenstern und die Fenster im Wehl; das wird ein Glanz. Die Geschichte vom barmherzigen Samariter will ich ihm vorlesen."

„Das soll helfen! Besinne dich, Maria! Weißt du noch, wie du oben mit mir am Fenster standst, als wir Kinder waren? Und wir sahen nach dem Eschenwinkel hinüber und nach Flackelholm? Und ich zeigte dir alles und hielt deine Hand fest!"

„Das war eine schöne Zeit!"

„Komm mit mir! Wir gehen irgendwohin. Wohin du willst!“

„Ich kann ja nicht. Bis die neuen Häuser fertig sind, muß ich warten. Ich muß auf dem Steg am Wehl sitzen und mich freuen.“

Sie strich mit der Hand über ihr Haar, als besänne sie sich: „Aber du kannst ja gerne fortgehen. Du kannst ja nach Flackelholm gehen. Das liegt weltverloren ... weltverloren im weiten Meer. Weltverloren! Darauf kommt es an. Wer das kann, der bekommt die Krone. Nach Flackelholm mußt du und baden! Antje sagt, da weht ein frischer Wind.“

„So komm, Maria! Liebe Maria!“

Sie hob die Arme und legte die Hände um sein Haar und sagte bedauerlich: „Lieber Andrees, nicht mit mir! Ingeborg muß mit dir gehen. Ich muß ja nach dem Eschenwinkel ... die wollen auswandern, weg aus den schönen Häusern. Das sollen sie nicht. Ich muß hin, laß mich los, ich will mit ihnen reden.“

Ihre Stimme wurde immer leiser. Wie wenn sie beide furchtsame Kinder im Dunkeln wären, so redete sie: „Ich verwalte dir das Deine, bis du wiederkommst. Dann hast du weißes Haar und hast den Eschenwinkel lieb, und dann lachen wir.“

Sie streichelte mit beiden Händen seine Wangen: „Weißt du, wie heißt doch noch das Lied, das die Mädchen singen, wenn sie am Wehl entlang spazieren gehen?

Als sie noch beid' in blonden Haar'n,
Da schwuren sie ewige Treu':
Sie machen die Liebe nimmer still,
Nicht soll geschehn des Teufels Will',
Des Teufels Will'.

Als vierzig Jahr' vergangen war'n,
Sie ſah'n ſich wieder bei Tiſch,
Das Haar war weiß, die Augen ſtill,
Sie ſagten: „Es war Gottes Will',
Ja, Gottes Will'."

Sie weinte laut auf: „Es ſchickt ſich nicht für mich! Vater unſer! der du biſt . . ."

Da brach bei ihm der ganze Jammer aus: „Was red'ſt du? Ich verſteh' dich nicht."

„Sei ſtill!" ſagte ſie. „Deine Mutter ſchläft; ſie darf von all dem nichts wiſſen. Sie hat ja keine Augen zum Weinen. Aber ich kann weinen. Ich kann ſo leiſe weinen, daß es niemand hört."

Er hielt ſie an beiden Armen. „Ich komme heute abend. Kein Wort! Ich komme um ſieben Uhr. Gleich nach ſieben komme ich. Hörſt du?"

Er eilte fort und lief in den Stall und beſtellte den Wagen und lief in Unruhe um das Haus, lief unſtet ein Stück über die Heide und kam wieder zurück und ſtand mit der Uhr in der Hand im Wirtſchaftshof, und die Hand flog hin und her, und Kälteſchauer durchſchüttelten ihn.

Ingeborg huſchte aus dem Zimmer und drückte die Glieder in das weiche Bett und ſchluchzte leiſe klagend. Dann, als die Uhr gegen ſieben ging, ſaß ſie, vor ſich hinbrütend, auf der Fenſterbank, die Hände über die hochgezogenen Kniee geſchlungen und ſtarrte in die Nacht, die mit großen, bangen feuchten Augen im Garten unter den Ulmen ſtand. Es tröpfelte leiſe von den Bäumen. Überm Wehl hob ſich ein Schein, da ſtanden einige Sterne bei einander und ſahen nach dem Strandigerhof und nach Ingeborg herüber.

Aber Ingeborg ſah ſchräg vor ſich in den Garten und

hörte auf die fallenden Thränen. Die fielen immerzu. Was für ein troſtloſes Weinen.

Als die Uhr im Treppenhauſe anhub, ſieben zu ſchlagen, kam Maria ins Zimmer. Sie ging mit ſonderbar ungleichen, raſchen Schritten auf Ingeborg zu und ſagte — man merkte, wie ſtark ſie ſich zuſammennahm; ſie ſprach, als löſte ſie die ſchwerſte Rechenaufgabe —: „Ich will zu Bett gehen. Ich bin müde, gehe du zu Tante!"

Ingeborg war von der Fenſterbank heruntergeglitten, bebend am ganzen Leib.

„Sag' zu Andrees, daß ich krank bin und im Bett liege ... Er wollte etwas von mir; was war es doch? ... Er wollte etwas von mir ... Ich weiß nicht was. Es war etwas, das nicht möglich iſt; er mag ja den Eſchenwinkel nicht leiden. Sag' es allen, auch Anna Witt und der Frau, der ich die braunen Handwärmer gemacht habe, daß ich nun endlich ſchlafen gehe. Ich bin müde."

„Aber wenn Andrees ... hierher kommt?"

„Schließ du die Thür ab, Ingeborg! Schließ du die Thür ab ... Spricht er von Flackelholm? Da weht reine Luft, und du mußt mit ihm gehen ... Schließ die Thür ab, Ingeborg!"

Ingeborg ging nach dem Wohnzimmer hinüber und ſtand an dem runden Sofatiſch und hatte die Lippen feſt zuſammengepreßt und die Augen groß und ſtarr vor ſich hin gerichtet. In die Stirn wurden von einer harten, rohen Hand tiefe, häßliche Furchen gegraben. Es war kein Licht im Zimmer. Sie wollte aber die Hand auf den Tiſch ſtützen, weil ihr die Kniee zitterten. Da, wie ſie die Hand auf die Platte legte, berührten ihre Finger ein Zündhölzchen, das da lag. Wie ſchmeichelnd legte es ſich an die Finger. Und erſt ſchob ſie es achtlos hin und her, bis ein ſchwacher,

schwefliger, Geruch zu ihr herauf kam. Da legte sie das Hölzchen wie spielend auf Zeigefinger und Mittelfinger und brach es mit dem Daumen in der Mitte durch. Kurz ab und fast lautlos zerbrach es. Sie fühlte nach den beiden Hälften, und als sie erkannte, daß sie ungleich an Länge waren, warf sie sie wie absichtslos auf den Tisch, besann sich, schloß die Augen und suchte mit der Hand und fand ein Stückchen und lief zum Fenster und sah, daß es das längere war.

Da entstellte sich ihr Gesicht, und ihren Augen erschien etwas Furchtbares: so entsetzten sie sich.

Sie ging aus dem Zimmer, und als sie durch den Gang kam, schloß sie im Vorbeigehen die Thür der Schlafstube ab. Der Schlüssel glitt in die Tasche. Aber Maria Landt war nicht mehr im Zimmer; die saß schon am Steg des Wehls.

Als Ingeborg den Gang weiter entlang ging und die Treppe erreicht hatte, sah sie unten Pastor Frisius in der Hausthür stehen. In seiner gebeugten Haltung kam er die Treppe herauf. Er wollte bei Frau Strandiger Krankenbesuch machen. Ingeborg flüchtete in den Schatten des Gangs zurück und blieb dort mit klopfendem Herzen stehen, bis die Gestalt im Krankenzimmer verschwunden war. Dann ging sie wieder nach der Treppe zurück.

Und hier kauerte sie, ganz wie vorgestern, im Schatten des Geländers. Aus dem Krankenzimmer kam zuweilen ein schwacher Ton der Unterhaltung, von unten kam der Schall von fernen Schritten. Sonst war es ganz still. Mit sichern Augen und verhaltenem Atem spähte sie durchs Geländer. Eine Thür wurde unten geöffnet. Wieder Stille.

Wie ein Sarg ist das Haus. Pastor Frisius redet draußen am Sarg. Thörichte Gedanken.

„Wie lange mag er noch bleiben?“

Nicht lange. Es ist ja Aschermittwoch heute. Um siebeneinhalb Uhr ist der erste Abendgottesdienst. Er wird gleich wieder fortgehen, und dann wird der andere kommen ... Andrees!

Da geht wieder eine Thür. Das ist sein Schritt. Er kommt. Rasch geht er die Treppe hinauf. Da erhebt sie sich aus dem Dunkeln, so rasch, so hoch, daß er erschreckt nach dem Geländer greift. Seine Zähne schlagen vor Kälte und innerer Erregung zusammen.

„Was willst du?" sagte er mit flackernden Augen.

Sie lacht leicht auf: „Maria ist krank, soll ich sagen. Sie hat sich eingeschlossen, liegt im Bett und schläft."

„Geh' hin und sage, ich wär' da."

Sie schüttelte den Kopf und sah fest in seine Augen: „Sie macht nicht auf; sie läßt mich nicht ein." Er wandte sich halb ab, bleiche Mutlosigkeit fiel über sein Gesicht.

In diesem Augenblick ging die Thür des Schlafzimmers, und man hörte Pastor Frisius durch den dunklen Gang sich nähern. Andrees trat in den Schatten der Treppe, aber Ingeborg blieb in dem Licht stehen, das von der Hausthür her mit ungewissem, schwachem Schein auf sie fiel. Er sah Andrees gar nicht, aber er sah in Ingeborgs Gesicht. Er sah in das Gesicht des bösen, frechen Gewissens.

„Wo ist deine Schwester, Ingeborg?"

„In ihrem Zimmer. Sie schläft."

„Geht's ihr gut?"

„Sie ist schwach und wollte gerne schlafen."

„Grüß' sie! Sie soll sich gesund schlafen ... Wo willst du hin?" — „In die Kirche," sagte sie und sah ihn an.

Er sah vor sich nieder und sagte langsam: „Es ist eine ernste Zeit. Ich war vorhin bei Theissens im Dorf. Die kleine Elsa ist an Lungenentzündung gestorben. Sie

war acht Jahre alt und hatte kein leichtes Ende. Liese Nagel wird auch müde; liegt nun bald zwei Jahre lang im Bett. Sie meint, sie habe Leid genug gehabt, und sehnt sich nach Ruhe, obgleich sie erst zweiunddreißig Jahre alt ist. Christoph Dwenger liegt betrunken unter der Wand des Heidehofs, und seine Kinder stehen um ihn. Hier unten ist immer und überall, wo wir hinsehen, Aschermittwoch. Wir haben wohl Ursache, in Gottes Haus zu gehen."

Sie sah ihn an. „Ja!" sagte sie laut. Da ging er.

Unten schlug die Hausthür mit dumpfem Schlag hinter ihm zu. Ein leichter Wind lehnte sich gegen das Haus; sonst war alles still. Sie wandte sich erregt um: „Andrees, komm' mit!" sagte sie. Ihre Stimme eilte, wie ein Kind, das von einem bangen Ort atemlos fortläuft. Aber gleich, plötzlich kam es mit furchtbarer Gewalt über sie, daß sie körperlich zusammenbrach. Sie faßte seinen Arm und sagte mit fliegender Stimme: „Ich . . . kann's nicht! Ich kann's doch nicht! Maria soll . . . doch mit dir! Warte, Andrees! Warte . . . einen Augenblick! Bleib' hier stehen! Ich will sie wecken . . . ich . . . ich . . ." Sie riß den Schlüssel aus der Tasche und flog den Gang zurück, schloß auf und rief laut jubelnd ins Zimmer: „Maria, Kind! Steh' auf!"

Aber das Zimmer und das Bett waren leer. Da kam sie zurück, ein wenig bedrückt, aber ihr ganzes Gesicht leuchtete wie von einem inwendigen reinen Licht, und nie ist Maria Landts Schwester schöner gewesen als in diesem Augenblick. „Sie wird in der Kirche sein, Andrees. Komm', wir wollen nachgehen. Wir beide! Dann überreden wir sie, und ihr reist mit dem letzten Zug."

„Du bist gut, Ingeborg."

„Natürlich bin ich gut! Sehr gut! Nur nicht immer! Das ist schade um Ingeborg Landt."

Sie sprang die Treppe hinunter und lachte: „Komm' flink, Andrees! Sonst kommen wir zu spät."

Links von der Thür nahmen sie rasch Mäntel und Hüte vom Ständer und eilten hinaus.

Draußen, in ihrer Freude, legte sie die Hand in seinen Arm, und so, neben ihm hergehend, plauderte sie: „Wie ich mich freue! Wie ich mich freue! Weißt du, ich war dir böse! Wegen dies und das! Aber nun ist alles gut. Wie wird Maria glücklich! Meine Maria!"

„So ist's richtig, Andrees! Wir müssen sie rein mit Gewalt aus dieser Umgebung reißen. Wenn ihr erst in der Stadt seid, dann ist sie dein. Ich schicke euch die Sachen nach. Ihr bleibt ein paar Tage in Hamburg, dann reist ihr wohl gar nach Berlin und weiter und schreibt lange, schöne Briefe. Derweil pfleg' ich das Mütterlein und besorge den Hausstand. Das wird ein Leben! Komm', laß uns rascher gehen; es läutet schon."

* * *

Das Licht überm Wehl war größer geworden. Eine ganze Zahl Sterne standen bei einander und sahen auf die Erde. Der Wind ward stärker. Mächtige dunkle Wolkenzüge wanderten über den abendlichen Himmel nach Osten zu. Sie ließen lange, breite Nebelmassen nach unten hängen, als gingen sie auf schweren Füßen über den Himmelsraum. Auf ihren Schultern trugen sie etwas Längliches, Dunkles, wie einen Sarg. Zu beiden Seiten standen Sterne und trugen Lichter. Der Wind zog leise und traurig singend hinterdrein.

Maria Landt saß am Steg, zusammengekauert. Die kleinen Wellen, durch die grotesken Erscheinungen in der Luft erschreckt, trieben bange und unruhig, weinend und schluchzend gegen sie an und baten sie um Hilfe.

„Ich kann euch nicht helfen!“ ſagte ſie: „Ich kann mir ja ſelbſt nicht helfen.“

Da wurden die Wellen böſe und redeten in einem andern Tone und ſchwatzten und logen und verwirrten ſie. Das Herz ſchlug ihr bis an den Hals.

Als Ingeborg und Andrees Arm in Arm vorübergingen, Ingeborg lachend, Andrees einen freundlichen Schein im Geſicht, ſah ſie nur wenig und gleichgültig auf. Sie ſtritt mit größeren Gewalten; ſie ſtand Erſcheinungen gegenüber, die mehr als Menſchengröße hatten. Sie bückte ſich tiefer und ſah wieder ins Waſſer und klagte: „Ich kann nicht das eine, ich kann nicht das andere. Was ſoll ich noch hier unten?“

Der Wind ward ſtärker und riß an den Schleiern, die vor dem Mond ſtanden, und zerrte ſie weg, und der Mond ſah ins Waſſer. Er ſah tief hinein.

„Sie könnten alle ... wenn ſie nur die Steine nicht auf dem Herzen hätten ... Franz und Andrees und Schütt und die Thielſche. Die Steine muß ich haben. Sie liegen unten.“ — „Da liegen ſie.“

Das murmelnde, rauſchende, blanke, weiche, lebendige Waſſer lockte ſtärker, werbender, mit unheimlichem Zauber.

„Die Steine! Die Steine!“

„Komm' doch und hole ſie!“

Sie legte die Hand ins Waſſer.

„Siehſt du? Es iſt nicht kalt! Warm iſt es und weich und gleitet lebendig über die Hand.“ — „Ja, lebendig!“

„Sieh! Wir warteten auf dich fünf Mondnächte lang! Da biſt du.“

Weiße Körperformen, wunderſchöne, ſtille Augen unter halbgeſchloſſenen Lidern erſcheinen zwiſchen dem ſchwankenden Schilf, alles weich, gleitend, feuchtglänzend, ewig junge

Formen, Urbilder der Schönheit, erste, unverdorbene Schöpfung. Sie gleiten und fließen und reden leise.

„Was sagst du von Selbstmord? Das ist kurzer Menschengedanke. Siehst du nicht, daß wir leben und weben, steigen und sinken, weinen und reden? Sind wir lebend oder tot?"

„Es ist Sünde dabei."

„Vertauschst Unfrieden mit Frieden, unreines mit weißem Kleid, Schwachheit mit Wirken und Kraft, unten mit oben?"

„Es ist Sünde dabei."

„Dann hat auch er Sünde gethan; er hätte an Golgatha vorbeigehen können und that es nicht."

„Wenn ich fortgehe, weinen sie lange."

„Sie weinen und zerfließen und werden ganz weich ... weil du Steine suchst auf grünem Grund."

Sie gleiten näher ... zwei, drei ... sechs sind es und haben Schilf ums Haar. Mit dem Haar und dem Schilf spielen die kleinen Wellen. Unendlich weich und tief sind die großen, stillen Augen, abgrundtief.

„Geht fort ... ich fürchte mich ... sehr."

„Meinst du, daß wir der Menschen Leben nicht kennen? Der Mond redet mit uns alle Nächte; der Wind erzählt uns immerzu von seiner weiten Reise. Wir haben die Decke unseres Hauses blank gemacht, daß sie spiegelt. Vom Strandigerhof und vom Eschenwinkel sehen wir das Bild, und den spielenden Kindern schauen wir zu. Und gewaltiger und mächtiger und schöner erscheint, was im Spiegel des Wassers sich bricht, als in dünner Luft. Wir sehen nicht auf die Dinge; wir sehen in sie hinein. Siehst du den Mond und die Sterne? Sie liegen hier oben im Teich."

„Vater! Vater!“

„Der Vater iſt hier wie dort ... das weißt du.“

„Ich will noch einmal in die Kirche gehen und mitſingen:

Ach bleib mit deinem Glanze
Bei uns, du wertes Licht,
Dein' Wahrheit uns umſchanze,
Damit wir irren nicht.

Mir wird ſchlecht ... faßt mich an!... daß ich nicht falle...“

Da glitten ſie raſch vorbei ... ſechs. Und zwiſchen den Rethalmen erſchien eine mit goldener Reifenkrone im triefenden, glitzernden Haar.

„Faßt ſie an! ... Tragt ſie ... Sie iſt zu weich und ſchwach für die Erde. Sanft ... leiſe ... und legt ſie hin ... nun ſchläft ſie.“

Oben auf dem Weg ging Anna eilend vorüber; ſie warf zwei entſetzte Blicke nach dem Steg, ſchrie laut auf und lief dem Eſchenwinkel zu. — Antje war allein im Zimmer.

„Iſt Maria Landt hier vorbeigekommen?“

„Nein.“

„Dann ...: dann iſt ſie in den Wehl gegangen, und ich bin ſchuld daran.“ Und ſie warf ſich vor dem Tiſch auf die Kniee.

Antje wollte an ihr vorbeilaufen, da ſprang ſie auf und ſtellte ſich ihr in den Weg: „Habt ihr's nicht gemerkt,“ ſchrie ſie auf ... „ich und Franz Strandiger, wir haben ſie getötet!“

„Du und Franz Strandiger?“ ... Das alte Mädchen wehrte mit beiden Händen ab; ein vornehmer Ausdruck legte ſich auf ihr ſchönes, verwittertes Geſicht, und ſie fing an, von ihrem Heinrich zu erzählen, wie er an der Kammerthür von ihr Abſchied genommen, als er in den Krieg zog.

Anna Witt kehrte ſich um und wollte hinausſtürzen.

Da stand ihr Vater hinter ihr auf der Diele in seinem leinenen Arbeitskittel und in hohen Stiefeln, auf denen die nasse Kleierde glänzte. Er hatte den Spaten in die Lehmdiele gestoßen, schüttelte ihn hin und her, und sein sonst so ruhiges Gesicht war wild erregt.

Sie lehnte gegen den Tisch und sah voll Angst auf ihn.

„Wo ist Maria Landt?“ schrie er.

„Im Wehl! Im Wehl!“

* * *

Zur selben Zeit hatte die Klingelglocke ausgeläutet, und die zwölf Kinder, welche neben der Orgel saßen und den Chor bildeten, hatten mit hellen Stimmen das Gellertsche Lied angestimmt: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.“

Ingeborg hatte sich, wie sie zuweilen zu thun pflegte, zu ihnen gesetzt und stimmte mit ein. Sie hatte eine klingende, helle Stimme und bekam bald, wenn sie zu singen anfing, rote Wangen, und ihre Augen bekamen einen warmen Glanz. Und nun erst heute! Mit diesem fröhlichen, lachenden, jubelnden Gewissen!

Unter dem Orgelboden, im zweiten der alten unbequemen Stühle, welche auf ihren Wangen die Wappen vergangener Bauerngeschlechter tragen, saß Andrees und sah in sein Gesangbuch und sang dann auch leise mit. Und während des Gesanges, als er seine Gedanken auf den Inhalt richtete, wurde es ruhiger in ihm, und als sie gegen das Ende der dritten Strophe kamen, wurde es still in ihm, wie lange nicht. Und obwohl es ihm nicht alles klar war — ja gerade, weil es zum Teil ein stilles, unergründliches Geheimnis war —, schien ihm alles groß, edel, ewig und voll lichter, goldener Wunder. Es war ihm, als wenn doch diese Weltanschauung, die in den drei

Strophen lag, die einfachste und vollständigste Deutung der rätselvollen Welt wäre, und als ob auch sein Leben, wenn er zu ihr hielte, wieder Inhalt und Wert gewinnen könnte. Und die Erinnerung setzte sich neben ihn und erzählte ihm von alten, vergessenen Gottesdiensten, die er als Knabe neben seiner Mutter dort in dem alten Familienstuhl gehalten hatte, und es schien ihm glaubhaft, daß er noch einmal wieder, wenn er ernstlich wollte, eine reine, große, kindliche Freude an diesen Dingen haben könnte. Und dann würde er leuchtende, weitblickende Augen haben und wissen, was er mit dem Leben anzufangen hätte.

Hinter ihm schlug der Wind gegen die kleinen Scheiben und stieß gegen die Mauer und lief jammernd quer über die Gräber ins freie Feld.

Seine Augen suchten Maria im Strandigerstuhl; aber er konnte nichts erkennen; die Hälfte des Stuhles lag im Dunkel.

Da kamen von draußen, vom Glockenturm her, Schritte und Stimmen. Sie kamen den Gang herauf, hielten an, redeten miteinander und wollten an der Kirche vorübergehen und schienen sich zu streiten.

Alles lauschte.

Pastor Frisius hielt auf seinem Gang nach der Kanzel inne, sein leidendes, bleiches Gesicht erregte sich. Einige duckten sich verlegen in den Stühlen; andere, die verständiger waren, sahen sich bekümmert an. Der alte Klaus Peters, der noch lebt, stand auf und ging auf die Thür zu. Alle dachten dasselbe, nämlich, daß da draußen Leute wären, die im Fastnachtstrubel des Guten zu viel gethan und in den Aschermittwoch hinein gefeiert hätten und nun, vom Branntwein verroht, zu dem Gedanken herabgesunken wären, den Gottesdienst zu stören.

Nun, da man deutlich Schütts Stimme hörte, legte Paſtor Friſius die Bibel auf den Taufſtein und ging den Steig hinunter. Mehrere Männer gingen mit ihm, alle mit ernſten Geſichtern. Da, wie ſie die Thür öffnen und hinaustreten, ſehen ſie zuerſt Schütt, der eine Flaſche in der Hand hatte, hinter ihm die Thielſche, der das ſpärliche, weiße Haar unordentlich um den großen Kopf hing. Dahinter die Bahre, welche ſie aus dem Glockenturm geholt hatten, und auf der Bahre . . .

Die Orgel brach mitten im Ton ab, wie eine ſchreiende Möve im Flug und Schrei vom Blei getroffen wird.

Friſius weinte laut wie ein Kind; andere weinten mit ihm. Alte Männer ſtanden mit ſtillem, blaſſem Geſicht und ſahen ſtumm auf die Tote.

Aus dem Querſteig drängten Männer und Frauen und viele Kinder und weinten laut auf.

Der Pellwormer, von dem Anblick des weinenden Friſius ganz aus der Ordnung gebracht, faßte den Arm des Paſtors und wollte anfangen zu ſingen: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“

Aber da fuhr Friſius auf: „Aber was Menſchen thun, das iſt nicht wohlgethan. Wer hat das liebe Kind dahin gebracht?“

Hans Rohde, der immer ruhige, legte ſeine Hand auf den Arm des Paſtors: „Warum das denken? Sie wird hineingefallen ſein; es iſt dunkel und regneriſch. Man kann die Augen nicht ordentlich aufſchlagen. Und ſie war oft ſo in Gedanken und hatte Kopfweh. Sie hat nicht auf den Weg geachtet.“

„Nein. Das iſt nicht wahr.“

Man ſprach durcheinander.

„Sie haben ſie da hinein gejagt.“

„Die Sippſchaft da. Na, wir wiſſen es.“

Sie nannten keinen Namen.

„Wenn der Strandiger nicht verpachtet hätte ...“

„Dann ... ja dann ...“

„Dann lebte Maria Landt noch!“

„Im Dunkeln verirrt? Da ſind doch Weiden den ganzen Wehl entlang! Wie kommt ſie gerade nach dem Steg? Unſinn!“

„Andrees Strandiger!“

Der ſtand plötzlich in der Thür und ſtarrte mit entſetzten Augen auf die Bahre.

Ingeborg flog die Orgeltreppe hinunter, ſchrie laut auf und warf ſich an der Bahre nieder, wie hingeſtoßen.

Die Kinder weinten laut; einige liefen ſchreiend, wie gejagt über die Gräber.

Die Dunkelheit wurde größer. Man ſah nur das deutlicher, was in dem ſchwachen Lichtſchein lag, der aus der offenen Kirchenthür drang, die Bahre, Ingeborg, die an der Erde kauerte und ſich an dem groben, ſtarken Seitenbalken feſthielt, während das Waſſer von ihrer Hand tropfte, und den Mann in der Kirchenthür.

Eine Stimme ſagte: „Der iſt ſchuld an dem ganzen Elend.“ Reimer Witt ſagte zu Friſius: „Wohin bringen wir die Leiche?“

Ingeborg hob den Kopf, und als ſie ihn da ſtehen ſah, ſchrie ſie ihn an: „Du Weiberknecht! Weg mit dir! Was ſtarrſt du ſie an, du elender Menſch! Du, du haſt ſie getötet. Jagt ihn fort!“

„Still.“

„Die ſagt es ihm!“

Die Frauen ſtanden und ſahen in das ſtille, todblaſſe Geſicht; einige befühlten Puls und Bruſt und beugten

sich auf sie nieder und horchten. Eine Frau nahm ihre Schürze ab und deckte sie über die Tote. Ingeborg lag und rührte sich nicht.

„Sie hat den Schlag gekriegt."

„Das kalte Wasser."

„Wißt ihr schon ... Anna Witt?"

„Still."

„Es hängt wohl auch damit zusammen."

Frisius konnte nicht verstehen, was Reimer Witt ihm sagte: „Wir wollten sie nicht nach dem Hof bringen wegen der kranken Frau; bei Haller war die Thür zu. Da dachten wir ..."

„Ja ... ja ..." Frisius nickte eifrig, vergaß wieder, was er sagen wollte, und sagte dann: „Ich habe ein Recht auf sie."

Ingeborg erhob sich mit schweren Gliedern: „Ja, Onkel, zu dir! Nicht in das elende Haus! Ich hasse ihn und das ganze Haus und die Jahre, die ich da gewohnt habe, ich und meine Maria."

Da faßte Frisius hart nach ihrem Arm und stierte ihr ins Gesicht und sagte heiser: „Du ... was standst du bei der Treppe mit den bösen Augen? Sieh mich an! Du hast die Schuld, und du bist die Schwester!"

Sie wand sich in seinen Händen, und als sie voll Entsetzen für ihre Augen eine Stelle suchte, sah sie Andrees Strandiger, der langsam, geduckt an der Mauer entlang ging.

„Andrees!" schrie sie. „Ich will mit dir gehen."

Aber er ging in der Richtung nach der Heide, mit schwerem Gang, wie ein verwundeter Mann, dessen Stiefel voll von seinem Blut sind.

Die Männer hoben die Bahre und trugen sie zwischen den Kreuzen durch nach dem Pastorat. Frisius ging neben-

her, die Hand an der Bahre, damit es bei dem Schritt der Männer keine Stöße gab. Ingeborg blieb stehen und versuchte klar zu denken. Eben war ihr, als läge die ganze fürchterliche Last auf ihrer Seele; nun wieder dachte sie an den Jubel, der wie ein Reigen durch ihre Seele zog, als sie die Schwester zu Andrees führen wollte. Sie atmete hoch auf und sagte langsam: „Ich *wollte* Böses thun; aber ich wurde zurückgehalten, daß ich es nicht that."

Dwengers Frau griff nach ihrer Hand und sagte mitleidig: „Komm, Ingeborg!" Einige Frauen traten schluchzend an sie heran. Aber sie wollte nicht. Da gingen die Frauen zögernd fort, blieben aber unter der Pappel stehen, die damals noch links neben der Eingangspforte des Kirchhofs stand. Rings über den Kirchhof, über dem ein nebliges Dunkel lag — der Mond stand hinter Wolken, die über den Himmel nach Osten jagten — gingen hin und her Männer und Frauen, als wären sie verirrt.

* * *

Spät gegen zehn Uhr kam Ingeborg ins Pastorat. In der Thür begegnete ihr Franz Strandiger, der stumm vorüberging. Sie öffnete bange die Thür des Saals und trat zu der Toten, die zwischen zwei Reihen silberner, brennender Leuchter auf der mit weißen Leinen überdeckten Bahre lag. Die Wirtschafterin und Reimer Witt, beide in ihren Abendmahlskleidern, hielten Wache. Sie stand am Kopfende und weinte lange, so untröstlich, so ganz hilflos, so jammernd, daß die alte Frau sie mitleidig umfaßte und zu Frisius führte.

Als sie nach einer Stunde nach Strandigerhof zurückkehrte, fand sie Heim neben dem Bett der Blinden sitzend, die weinte.

In dieſer Nacht blieben viele Fenſter im Dorf und im Eſchenwinkel erleuchtet. Bis nach Mitternacht blieben viele Leute wach; überm Walde lag ſchon ein leiſer Schimmer des neuen Tags. Eine blaſſe Hand ſtreckte ſich von Oſten her über den Wald und löſchte die Sterne aus, die über der Heide ſtanden. Vom Strandigerhof her machte der Pellwormer, der redeſchwache, der ſangesſtarke, ſeinen letzten Gang am Wehl entlang. Er ſang das Morgenlied. Verwehte Laute drangen bis zu denen, die übers Watt zogen:

„De Klock hett veer ſlahn,
Veer hett de Klock.
Der Tag vertreibt die finſtere Nacht,
Ihr lieben Chriſten, ſeid munter und wacht!
Und lobet Gott den Herrn.“

Drittes Buch

Erſtes Kapitel

Sie gingen gen Weſten über das wilde Watt. Es ſingt in dieſem Land kein Vogel; es ſchreitet kein Menſch; es ſprießt kein Halm. Grau und ganz nackend liegt das Land.

Wie am Morgen des erſten Tags.

Aber am Morgen heißt es wieder: Es werde!

Das Watt iſt nicht tot; es giebt nichts Lebendigeres als das Watt. Da iſt noch Schöpfung bei Tag und Nacht. Da wird gebaut. Wenn man ſich niederlegt, hört man das Atmen des Watts, rieſelndes, ruhiges Atmen, Quellen und Heben und Dehnen.

Die Leute am Strand erzählen, daß ſie zuweilen fern im Watt einen Mann erkennen. Das Buttnetz auf der Schulter, ſteht er am Priel mit aufgekrempelten Ärmeln und die Füße nackt bis zum Knie. Die Flut kommt und ſteigt, aber er flieht nicht. Er bleibt ruhig ſtehen und arbeitet, und man ſieht deutlich, wie er die Fiſche hinter ſich in die Kiepe wirft.

Das Strandvolk ſieht keine Elfen und Wichte und derlei loſes und zierliches Zeug. Das Strandvolk ſieht

unheimliche Gestalten von mehr als Menschengröße. Sie sagen: Der Mann im Watt ist ein Fischer, der sich einst in seinem Leben um Gott und Menschen nicht kümmerte und manches Mal im Watt stand, wenn die Glocken vom Deiche her zur Kirche riefen. Nun ist er dazu verdammt, daß er ewig im Watt arbeiten muß.

Antje ging voran und erzählte mit lauter Stimme diese Geschichte und lachte geheimnisvoll: „Die Leute wissen es nicht besser," sagte sie. „Nicht ein Bösewicht ist es, der da am Priel steht: im Gegenteil! Gott ist es! Der arbeitet auf der Dieksander Plaat mit aufgekrempelten Ärmeln und geht mit nackten Füßen über das Watt. Es kann wohl wahr sein: ‚Und ruhte am siebenten Tag.' Aber am achten fing er wieder an ... Darum bin ich auch nie bange, wenn ich allein übers Watt gehe oder auf Flackelholm wohne."

„Aber wißt ihr, was Heim Heiderieter, der Klugschnacker, sagt. Der sagt so:

Der Wattgeist.

Es liegt das Watt so weit und grau,
Der Westwind weht so weich und lau.
‚Komm', Kind! Wir gehn zu Lande!
Das Watt lebt auf, das Wasser schwillt,
Gieb her das Netz! Wir haben's hild;
Es rieselt überm Sande.'

‚Nein, Vater! Siehst dort vorn im Watt,
Dort, wo das Meer den Blitzschein hat,
Den Mann am Wasser stehen?
Mir ist um Heimkehr noch nicht bang,
Wir thun noch einen guten Fang,
Eh' wir zur Mutter gehen.'

‚Der dort? ... Mein Kind, dem armen Wicht
Steht Angst und Sünde im Gesicht,

Den ſtraft der Herr gebührend;
Hat einſt in mancher ſchwarzen Nacht
Die Fiſcher draußen irr' gemacht,
An falſchem Licht ſie führend.

Nachts aus dem Elbſtrom taucht er auf
Zu kurzem, bangem Lebenslauf
Und irret auf dem Sande.
Laut ruft er durch die hohle Hand,
Das Waſſer ſteigt, kein Licht am Land,
Nie kommt er bis zum Strande.

Tags aber, wenn die Flut verrinnt,
Und kurzes Leben er gewinnt,
Kehrt wieder Liſt und Schande;
Er ſteht und fiſcht viel Stunden lang,
Der Fiſcher ſieht's, hat guten Fang
Und — kehrt nicht heim zum Strande!

Der Junge lächelt überklug:
‚Ach Vater! Das iſt dumm genug,
Solch' Dinge giebt's mit nichten.
Die ganze Welt iſt klar erkannt.
Wir gehn noch lange nicht an Land,
Wer will auf Fang verzichten?'

Sie warfen wieder Netze aus,
Vergaßen Deich, vergaßen Haus
Und kamen nicht zu Lande.
Das Waſſer kam, der Weſtwind ſang,
Das Meer that einen guten Fang,
Und Mutter weint am Strande.

„Aber an einer Stelle fürchte ich mich, Andrees! Da drüben! Ich will es dir nachher erzählen."

Sie faßte ſein Pferd am Zügel und ging voran in das Waſſer des Priels. Vor den Mond waren fliegende, dunkle Wolken getreten. Man ſah nichts als Waſſer. Reimers

Pferd ſtutzte und wollte nicht hineingehen, hob den Kopf und ſchnob mit den Nüſtern. Da kam Antje zurück und führte es hinein. Dabei ſah ſie mit pfiffigem Blick und irrem Lachen zu ihm auf und deutete mit der Hand auf den andern: „Paß auf, was er für ein Geſicht macht, wenn ich es ihm erzähle.“

Das Waſſer ging den Pferden bis über die Kniee; langſam ſtiegen ſie wieder hinan; langſam und ſtill zogen ſie über die wegloſe, graue Fläche.

Nach langer Wanderung kam die erſte Bake in Sicht, ein ſchlanker Birkenſtamm, mit weißgrauer Rinde. Sie haben ihn da oben aus der braunen Heide geriſſen; nun muß er hier im grauen Watt für ſeltenen, wegeirren Wanderer Wegweiſer ſein. Sie ziehen müde vorüber, ſehen ihn nicht an; keiner denkt daran, daß er einſt in ſeiner Jugend, in ſilberweißem Rock, grüne, ſchwankende Zweige auf dem Hut, im Sonnenſchein am Waldrand ſtand und über die Heide ſah.

Der Weſtwind weht gegen die Wanderer an und raſſelt in der kurzen, kahlen Krone der Birke. Es iſt noch dunkler geworden. Andrees ſtarrt ſtill vor ſich hin. Reimer verſucht, irgend etwas zu erkennen, und wär's das Allergeringſte, einen Strauch oder einen Stein oder die Spur eines Menſchen. Aber er ſieht nichts. Graue Schatten ſtehen in der Ferne als ſchwerfällige Geſtalten auf dem Watt.

Da fängt Antje Witt an zu erzählen.

„Hier war es, Andrees! Hier iſt dein Vater in der Flut verſunken, als er von Flackelholm kam. Erſt wußten wir gar nicht, was da immer aus dem Watt nach dem Deich herüberrief. Nachher verſtanden wir, was er rief: ‚Holt den Schwarzen!‘ Das war das ſtärkſte Pferd im Stall. Reimer war damals Jungknecht bei euch, der wagte

es. Aber der Schwarze versank im Schlick und riß sich mit Mühe los und fuhr mit gesträubter Mähne über den Deich zurück. Sie haben auch anderes versucht. Das Boot konnten sie nicht weiterbringen; es lag wie Blei im Schlick. An dem Abend habe ich neben deiner Mutter zwei Stunden lang auf dem Deich gesessen, bis sein Rufen aufhörte. Weißt du, was er zuletzt rief? ‚Laß unser Kind nie übers Watt gehen!‘ ... Haha.“

Andrees Strandiger drückte sich tiefer aufs Pferd. Antje sah mit funkelnden Augen auf ihren Bruder. „Wann kommt die Flut, Andrees?“ sagte Reimer.

Der antwortete nicht. Er machte sein ganzes Leben wieder durch. Er stand neben seiner Mutter, ein kleiner Junge, auf dem Deich, und sie sagte zweimal rasch hintereinander: „Nie ins Watt! Andrees! Nie ins Watt! Ich habe nur das eine Kind!“

Antje griff nach dem Zügel seines Pferdes; ihre Schulter streifte zuweilen seine Füße.

„Warum gingst du mit, du Unglückskind? Du bist viel zu gut und fromm. Weißt du, wer mit mir müßte? Lena Strandiger, meine Herzallerliebste! ... Tritt dir die Füße wund, Lena! Zieh' das bunte Kleid aus und leg' dich auf die harten Muscheln, das soll deine Strafe sein ... Wir wollen auf Flackelholm wohnen, solange wir leben, aber kein Wort miteinander reden. Und kein Blick von einem zum andern. Und die beiden Hütten im Strandhafer weit voneinander! Was sagst du dazu, Lena?“

Er sah auf sie nieder und griff mit der ganzen Hand in ihr volles Haar und bog den Kopf nach hinten. Da sah er in Antjes lachendes Gesicht.

„Ach ... du?“ murmelte er. „Was willst du auf Flackelholm?“

Antje kehrte sich um: „Wir müssen ein wenig nach rechts vorwärtsgehen; dann sind wir bald bei der Kreuzbake."

Sie zogen weiter.

„Ich sehe noch nichts, Antje. Wann kommt die Bake?"

Antje hob die Hand: „Siehst du? da ist sie! Nicht um einen Schritt habe ich mich geirrt. Da geht der Weg!"

„Weg?" sagte Strandiger und hob den Kopf: „Was redest du von Weg? Ich sehe nicht Weg, noch Steg."

„Überall ist Weg, Andrees; aber nur einer ist richtig."

„Manchmal zwei, Frau Weisheit."

„Nein!" sagte Antje. „Die andern gehen alle in den Schlick."

„Ruhig, ich kann's nicht hören!" Er schlug mit der Hand auf den Sattel: „Wo liegt das neue Land?"

„Wir haben noch zwei Stunden Weg."

Sie versanken in Schweigen. Nach einer Weile hob er wieder den Kopf; ein unruhiges Licht war in seinen Augen aufgeflackert: „Mir graut vor dieser Nacht," sagte er zusammenfahrend.

So zogen sie Schritt für Schritt weiter, bald über weite, sandige, feuchte Flächen, in welche die Hufe der Pferde nur wenig einsanken, bald über lang sich dehnende weiße Muschelbänke. Dann kamen sie über Flächen, über denen in kleinen eilenden Wellen flaches Wasser rann: ein weites, fruchtbares Feld, auf dem einst Häuser und Bäume stehen werden, und der Pflug Furchen ziehen und die Kinder ihren Reigen tanzen werden! Einst! Nach hundert Jahren!

Jetzt schläft es noch.

Von Westen her, aus weiter Ferne, kam dumpfes Rauschen, immerzu, wie rollender ferner Donner, der sich

lang hinzieht. Antje horchte darauf und richtete den Weg ein wenig mehr nach Norden und deutete dahin, woher das Getöse kam; und erst verstanden sie nicht, was sie sagte, bis sie hörten, es wäre die Norderelbe, deren Wogen gegen das Ufer des Watts brandeten. Da sahen sie auch in der dämmernden Ferne drei oder vier Lichtmassen, mächtige Schiffe, die Kurs auf Helgoland hatten.

Das Wandern schien kein Ende zu nehmen, und es war, als wenn es überhaupt kein Land gäbe, kein grünes Gras, keine Menschenwohnung. So fern erschien die bewohnte Erde, so öde und ohne Grenzen das graue, stille Watt. So wanderten sie noch zwei Stunden, nachdem sie die Kreuzbake hinter sich hatten.

Antje ging sicher und ruhig vorwärts; vor ihrem innern Auge stand der ganze Weg, den sie zurückgelegt hatten. Sie wußte genau — mit dem Finger hätte sie dahin zeigen können, wo Flackelholm lag. Das Rauschen der Brandung hatte ihr nur bestätigt, daß sie richtig führte.

Da erkannten sie vor sich an den größeren Wellen den letzten Wasserlauf.

„Seht ihr?“ sagte Antje. „Ganz richtig gehen wir! Da ist der Flackstrom, nach dem Flackelholm seinen Namen hat. Seht ihr dort die Boote? Das sind die Störfischer. Sie kommen von Hannover herüber in unsere Priele. Die sind nun deine nächsten Nachbarn, Andrees. Nun sind wir bald auf Flackelholm!“

„Ich seh' nichts!“ sagte er. „Wann kommt die Sonne?“

Und wie er noch angestrengt vor sich hin sah, kam von rückwärts, vom alten Land her, ein heller Schein. Morgenrot flog mit leichten Füßen über die Erde. Von seinen roten Locken leuchteten die Wolken und das Watt.

Er ſtreckte ſeine Hand aus, und mit einem Aufſchluchzen ſagte er:

„Ich ſeh' Flackelholm. Es ſchwimmt auf dem Waſſer!"

Da lag jenſeits des Waſſerlaufs, in der Ferne, ein ſchmaler, dunkler Streifen wie eine gerade Linie; dahinter ragte eine unregelmäßige Reihe von niedrigen Hügeln, die weißlich ſchimmerten. Weitum aber am Horizont, zwiſchen den Hügeln und in den Niederungen, in denen die Dämmerung noch ihre Nebel braute, ſtanden dunkle, große Maſſen, als wären es Wälder oder altes Mauerwerk oder ſchwarzer Erdwall. Über dem ganzen Bild lag die ernſte, erwartungsvolle Stimmung des zweiten Schöpfungsmorgens.

Nebeneinander ritten ſie durch den Flackſtrom. Andrees ſah ſtumm vor ſich hin auf das neue Land; Reimer, von dem raſch fließenden Waſſer wirr gemacht, ſah nach dem Himmel empor; Antje ging gleichmütig, langſam und ſicher durch das kalte Waſſer, das ihr bis an den Leib reichte.

Jenſeits des Stromes hob ſich das Watt. Die Erde wurde feſter; doch war es noch immer grauer Schlick. Dann kam die erſte kleine, grüne Inſel, zwei oder drei Meter groß, einen Fuß hoch überm Watt, von allen Seiten von der Flut umſpült, wie angebiſſen. Dann kam das zuſammenhängende Land, ſchon freundlich mit den erſten ſchüchternen Blumen, mit buntem Kraut bekleidet.

Andrees ſah blaß vor ſich hin; ſeine Hände lagen feſt ineinander auf dem Sattelknopf.

Sie ritten gegen die Sandhügel an. Dann traten die Hügel ein wenig zurück; die Sonne ſchlug leiſe die Augen auf: Da lag im Schutz der Düne die Hütte, von Strandholz erbaut, daneben die andere, kleinere, eine Blockhütte aus aufeinandergelegten Bohlen. Ein mächtiges Bambusrohr, das einſt angetrieben war, ragte als feuer-

gefährliche Schornsteinspitze über das Dach. Auf der andern Seite erhob sich ein starker Mastbaum als Flaggenstock.

Andrees Strandiger stieg vom Pferde und wanderte diesen Tag über die Düne und den endlosen Strand, ein Ruheloser. Gegen Abend erhob sich mit der kommenden Flut ein Wind, der gegen zehn Uhr zum Sturm wurde. Es war jene Nacht, in der die dickbauchige, schwarzgeteerte Holländer Kuff gegen den Büsener Deich jagte; der Kapitän machte große Augen, meinte, er wäre irgendwo bei Kuxhafen aufgelaufen. Der ganze Strand lachte.

Von fern her über die Düne kam das furchtbare Brausen und Donnern der Brandung, kam der Sturm gleich vielen tosenden, schreienden Menschen. Sie sprangen mit schweren Füßen durch den Sand und schlugen, wildlachend, mit harten Fäusten gegen die Balken. Sie sprangen mit wildem Sprung von der Düne auf das Dach und faßten den Stock und schüttelten den starken Baum, daß die Hütte bebte. Sie wollten alle hinein zu Andrees Strandiger und ihm erzählen, wie sein Vater in den Tod gegangen, wie seine Mutter daheim saß und weinte, und was Maria Landt ihm zu sagen hatte, die auf der Bahre lag.

So wehrten sich die wilden Geister des einsamen Landes gegen die Ankunft der Menschen und suchten sie durch ihre wilden Lieder zu erschrecken.

In dieser Nacht, in welcher der Sturm bis zur Morgenröte anhielt, saß Ingeborg zusammengekauert am Bett der Blinden und redete mit sich selbst. Sie versuchte zu erkennen, was an Leben, Fehlern und Erfahrungen hinter ihr lag, und sie war nicht weich gegen sich. Sie erkannte, daß sie vom Sonnenschein gelebt und an Unwetter nicht gedacht hatte. Sie erkannte, daß jegliche Grundsätze ihr

gefehlt, und daß ſie es verſäumt hatte, Ereigniſſe in Erfahrungen zu verwandeln. Sie erkannte, daß ſie ihre religiöſe Überzeugung, auf die ſie ſo ſtolz geweſen, als ein Feierkleid getragen hatte, als Joſephs bunten Rock, der in Regen und Kälte nichts wert war. Aber ſie war noch jung; ſie war ſtark und friſch. Sie war weit entfernt zu verzweifeln; ſie machte ſich in dieſer Nacht daran, das Werktagskleid, ſtark und feſt, ihres Lebens zu weben.

Zweites Kapitel

Vierzehn Tage ſpäter kam Heim in Reimer Witts Begleitung von Flackelholm zurück. Er war dort fünf Tage lang geweſen. Sie hielten am Heidehof an, ſtiegen aber nicht ab. Von der einen Seite erſchien Eva Walt, trat in ihrer raſchen Weiſe an den Wagen und ſah, ohne etwas zu ſagen, mit ihren glänzenden Augen auf Heim Heiderieter. Da merkte er, daß ſie in Sorge um ihn geweſen war. Mit bangen Augen hatte ſie ihn gehen laſſen, mit fröhlichen empfing ſie ihn. Darüber wurde er ſehr froh.

Aus der Schulthür kam Lehrer Haller, barhaupt, und fragte nach dem Ergehen der Flackelholmer. Heim konnte berichten, daß ſein Freund ſeeliſch tief gedrückt wäre. „Sie wiſſen," ſagte er zu Haller, „wie verſchloſſen er iſt, ſo daß man nicht ſagen kann, wie es in ihm ausſieht. Noch arbeitet er nicht —" er zeigte auf das Herz — „aber er wird anfangen."

„Wohin fahren Sie, Herr?" fragte Eva.

Da wandte er ſich zu ihr, ſah auf ihr blühendes, friſches Geſicht herunter und freute ſich ſeiner ſchmucken Hausgenoſſin, und daß er nun wieder in ihrer freundlichen Nähe ſein werde.

„Die Seeluft scheint Ihnen gut zu thun," sagte er.

Sie nickte und sagte: „Ich habe auch gute Freunde und getreue Nachbarn. Die kleinen Witts haben mich besucht, und zweimal bin ich bei dem Herrn Lehrer zu Gast gewesen."

„Wir luden unsere Nachbarin ein," sagte Haller. „Wir haben uns gut unterhalten, und sie darf wiederkommen."

„Wohin fahren Sie, Herr?"

„Reimer Witt ist hier abgestiegen und zu seinen Kindern gegangen. Ich aber will gleich nach der Stadt fahren und versuchen, ob ich im Auftrag von Andrees zwei gute Pferde kaufen kann, mit denen Reimer heute abend mit der Ebbe nach Flackelholm zurückfährt. Er drängt darauf, daß der Kauf heute vor sich geht; ich muß meine vier Gäule ja auch selbst brauchen."

„Freilich!" sagte sie. „Sie haben noch viel Land zu bestellen!"

Er lachte und nickte nach beiden Seiten und fuhr zu.

Reimer Witt war abgestiegen und in seinem Hause verschwunden. Lauter Kinderlärm verkündigte seine Ankunft. Sie standen alle um Telsche Spieker, die sich mit hoch aufgekrempelten Ärmeln über den Waschtrog neigte. Nach zwei Minuten saß der Heimgekehrte im Lehnstuhl am Fenster, auf jedem Knie ein Kind, und sie erzählten, daß Heim Heiderieters Telsche große Mehlbeutel koche, und Gustav sagte: „Die neue Mutter soll hier bleiben!" Vor ihm stand eine große Tasse heißen Kaffees, und die Stube war sauber, und in die kleinen Fenster schien die Aprilsonne, und Telsche Spieker wusch weiter und that, als wenn es gar keinen Reimer Witt gäbe.

Als Heim gegen Nachmittag zurückkehrte, hatte er richtig zwei starke junge Braunen ans Wagenbrett gebunden. Am

Spätnachmittag fuhr Reimer Witt mit allerlei Hausgerät und Lebensmitteln und mit einem erleichterten Herzen nach Flackelholm. Den kleinen Fritz nahm er mit; die andern durften die Schule nicht versäumen.

* * *

Als Heim Heiderieter müde und hungrig den Saal betrat, staunte er. Eva Walt hatte die sechs Tage benutzt, um das alte Haus einmal gründlich zu reinigen. Der Fußboden aus breiten Tannenbrettern zeigte wieder seine starke Holzbildung, seine mächtigen Fasern und Knäste; die beiden gewaltigen Deckbalken, rohbehauen, mit abgestumpften Kanten, hatten lange verlorenen Glanz wiedergewonnen. Die Bücher auf dem Schreibtisch hatten sich wie zur Begrüßung ihres Herrn stramm aufgestellt, und die zahllosen Büchlein und Zettel, die des Aufhebens wert waren, lagen sauber in blauen Aktendeckeln, nach ihrem Inhalt verteilt, aufgestapelt. Der Nähtisch der Mutter, der am Fenster zur Linken stand, hatte ein braunes Feierkleid an, und rechts von der Gangthür, auf der alten Schatulle, stand eine russische kupferne Theemaschine, im blanken Glanz, einst Großmutters Stolz und tägliche Freude, nun ein Altertum, des Enkels Stube zu schmücken. Zwei alte wertvolle Porzellanvasen, in Urnenform, mit wunderschönen, roten Rosen bemalt, standen zierlich und ehrerbietig zur Linken und Rechten der stattlichen Russin.

Heim Heiderieter stand kopfschüttelnd am Tisch, drehte sich um sich selbst und wunderte sich. Eva, die an der Thür zurückgeblieben war, sagte ein wenig verlegen: „Die hübschen alten Sachen habe ich in der Lade gefunden, die oben unterm Dach steht; und wenn Sie nachsehen wollen, Herr, dann finden Sie dort noch andere gute Dinge. Ich

habe einige alte Bücher gesehen, die sehr eng und steil beschrieben sind; es ist eine feine Handschrift, so wie sie jetzt wieder in den Schulen gelehrt wird, aus dem siebzehnten Jahrhundert."

„Woher wissen Sie das?"

Sie lächelte ein wenig: „Ich sah solche Schrift früher in Kirchenbüchern. Ich spielte als Kind zuweilen in eines Pastors Stube."

Heim Heiderieter sah sie an, als wollte er sie erforschen, und sie senkte den Kopf. „Und die Lade," sagte sie rasch, „hat wundervolles Schnitzwerk, die müssen Sie auch hierher stellen."

Da lachte er hell auf: „Ich suche überall Altertümer; mein Vater that es vor mir; aber wir überzeugten uns nicht, ob wir im eigenen Hause solche Dinge hätten. Das sieht uns so recht ähnlich. Sagen Sie mir, woher haben Sie diesen praktischen Sinn?"

„Ich habe mir früh selbst helfen müssen."

„Schon als Kind?"

„Ja," sagte sie zögernd und sah ihn bittend an, als wenn sie sagen wollte: „Frage nicht weiter!"

Er trat an den Nähtisch der Mutter heran und öffnete von ungefähr die Deckelchen der einzelnen Fächer. Da sah er in dem einen Fach neuen schwarzen Zwirn liegen und zwei blanke Nadeln. Die Sonne schien freundlich in das Fenster. Der schönste Apriltag stand über der Heide; blauer Dunst umhüllte leicht den fernen grünen Wald. Hier hatte sie in seiner Abwesenheit gesessen, abends, wenn sie von der Arbeit müde war. Er wandte sich zu ihr. Sie stand verlegen am Tisch, auf den sie das Kaffeegeschirr gestellt hatte.

„Ich bitte Sie," sagte er zögernd, „daß Sie diesen Nähtisch benutzen, an dem meine Mutter so oft gesessen hat."

„Darf ich ihn in mein Zimmer tragen?“

Er sah rasch auf: „Wenn Sie wollen? Aber wenn Sie vielleicht gerne hier sitzen, an Mutters Platz, so ist es mir lieb; so sitzt dort doch wieder jemand, nachdem der Platz so lange leer gewesen, und Sie . . .“ Er schwieg.

Sie sah ihn fragend an, wurde rot und deckte den Tisch weiter: „Ich danke Ihnen,“ sagte sie.

Er ging in seiner Verlegenheit auf die Seitenthür zu. Da sah er, daß der Schlüssel in der Thür stak. Sie, die ihn immer beobachtete, kam ihm zuvor.

„Sie haben vergessen, den Schlüssel abzuziehen, Herr. Da habe ich auch dort rein gemacht. Es war sehr nötig.“

Er hatte die Thür schon in der Hand: „Das weiß ich,“ sagte er: „Aber die vielen zierlichen Sachen! Und die Bezeichnung ist immer noch lückenhaft, und jede Lage hat ihre Bedeutung! Wenn Sie nur nicht allzu eifrig gewesen sind!“

„Ich glaube nicht, Herr! Ich legte jedes Stück wieder an seinen Platz, so sorgfältig, als es mit bloßem Auge möglich ist.“

Er sah zu ihr zurück, ob sie wohl das kleine, ein wenig spöttische Lächeln hatte; dann trat er in die lange Stube; sie folgte.

Da lag wirklich jedes Stück, wie es von alters her gelegen hatte: das steinerne Messer, mit dem unser Vorfahr das Wild ausweidete und am Winternachmittag den ersten Versuch machte, in den Speerschaft von Eschenholz rohen Kerbschnitt zu machen. Da lagen friedlich nebeneinander die spitzen, steinernen Pfeile, die vielleicht einst, da sie in der Waldlichtung von der Sehne schwirrten, feindlich gegeneinander flogen. Da lagen zwei zierliche, spitze Kieselsplitter, wie winzige Degen. Waren sie einst das Spielzeug, das

der fleißigſte, ſinnigſte Künſtler in Steinwerkzeug dem Kind des Häuptlings in die Hütte trug? Oder waren es Nadeln, mit denen des Kindes Mutter das rauhe Gewebe zuſammenhielt, das ihre Bruſt bedeckte? Da lag ein Schwert von Bronze, vier Finger breit, gerade, einen Männerarm lang, einſt eine ſtarke Wehr, in der Mitte entzweigebrochen. Hat der Roſt es zerbrochen, der zweitauſend Jahr an ihm ſeine ſtille Arbeit that, oder brach es im letzten Kampf auf der Heide? Und da lag offen auf dem Tiſch eine goldene Armſpange.

„Herr!“ ſagte Eva. „Unter dieſer Armſpange ſteht von Ihrer Hand ... Sehen Sie? ‚Drei goldene Ringe!‘ Es lag aber nur einer da. Nicht wahr?“

Heim duckte den krauſen Kopf und ſtarrte auf die gelbe Spange, als hätte er ſie nie geſehen: „Ja,“ ſagte er, „das iſt eine eigene Sache! Es ſind wirklich drei Spangen vorhanden geweſen; die eine liegt hier; die zweite könnte ich wohl wieder bekommen; ſie iſt mir einmal verloren gegangen. Die dritte aber habe ich verſchenkt!“

„Verſchenkt?“ Sie ſchlug leicht die Hände zuſammen. „Das thut doch keiner, der Altertümer ſammelt! Das ſoll nie vorkommen, daß dieſe Leute etwas verſchenken?“

Er zog die Stirn kraus und ſah ſehr wichtig aus: „Damals war ich noch kein Kenner von dieſen Dingen; ich war noch ein Knabe.“

„Nun, das iſt ſchade! Das thut mir leid.“

Er richtete ſich auf und ſah ſie an: „Nein! ... Es thut mir nicht leid. Es verbindet ſich mit jener Spange meine liebſte Kindheitserinnerung.“

Da kehrte Eva Walt ſich raſch um und trat an den andern Tiſch. Er folgte ihr mit den Augen und wollte ſich ärgern, daß ſie ihn nicht fragte, was das für eine

Erinnerung wäre; denn er hatte einige Neigung, sie zu erzählen. Aber der Ärger verflog gleich wieder, da sie ihm so schmuck und rein erschien, so passend in den Rahmen dieses alten, blitzblanken Zimmers. Denn sie hatte mit ihrem dunklen, gewellten Haar, das von Flechten rings umkränzt war, mit den braunen Augen und dem runden, starken Gesicht, in der losen, dunklen Bluse und in fußfreiem, schlichtem Rock so gar nichts von der zeitweiligen Mode, sondern schien bei all ihrer blühenden Jugend zu diesem starken, festen, gemütlichen Gemach zu gehören, das wohl dreihundert Jahre alt war, und zu jenen Vorfahren, die es gebaut hatten, denen das Haus und das stille Dorf und seine Feldmark und der Blick übers Meer alles gab, Nahrung, Kleidung und Weltanschauung.

Und wie er sie so ansah, da überlief ihn der heiße Wunsch, diese frische Jugend, diese selbständige, häusliche Natur für die Zeit seines Lebens an sich zu binden.

Als sie sich wieder zu ihm wandte, ruhten seine Augen auf ihr; und weil seine Augen, nach seiner ganzen offenen Art, nichts verbargen, wußte sie gleich, was er dachte. Eine heiße Verlegenheit schlug über ihr Gesicht, daß sie sich wieder abwandte. Nun schlug wieder ihm das Herz; und er wußte ebensowenig wie sie, was er sagen sollte.

Vielleicht wäre es schon jetzt zu einer Aussprache gekommen; aber ein Ton, der zu ihrem feinen Ohr drang, ein leiser, rauschender, klappernder Ton, ward ihr zur kurzen Rettung. Sie wandte sich um und ging eilend aus der Thür. Und weg war sie.

Auch er hörte nun das Geräusch, und als er es erkannte, lachte er ein wenig auf, halb ärgerlich, halb erleichtert, und brummte in den Bart: „Wenn der Theekessel nicht überkochte: was wärst du jetzt, Heim Heiderieter?“

Er ſah noch einmal über die Tiſche, trat noch einmal heran, ergriff die goldene Spange, dehnte ſie und wog ſie in der flachen Hand und ſagte: „Es iſt das Richtigſte, was ich thun kann.“

Dann ging er in den Saal zurück, ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb einige Gedanken nieder, die ihm auf Flackelholm gekommen waren. Aber er brachte nichts Rechtes fertig, immer fragte er: „Was treibt ſie jetzt? Was denkt ſie jetzt?“ Immer ſah er im Geiſt ihr verwirrtes Geſicht und ſuchte ihre Gedanken zu erforſchen, beſonders die Gedanken, die ſie über ihn und über ſein Haus und über den Eſchenwinkel hätte, und ob ſie hier wohl bleiben möchte.

Nun trat ſie aus der Küche; nun ging ſie nach ihrer Stube und ſchloß die Thür; nun machte ſie ſich hübſch für den Nachmittag. Nun ſteht ſie in dem kleinen, ſaubern Raum, in den er vorige Woche ſo neugierig hineingeſehen; nun ſteht ſie am Fenſter, kämmt ihr Haar, ſieht über die ſonnige Heide und denkt. An was? An ihre Kindheit? An ihre Heimat? An Heim Heiderieter?

Er ſtand vom Schreibtiſch auf, unruhig, und wanderte mit langen, langſamen Schritten rund um den Tiſch. Es war ganz ſtill im Haus; der Knecht war draußen auf dem Felde.

Da, in dieſem Augenblick, kam wieder der klingende, brauſende Ton aus der Küche, und zum zweitenmal griff der Theekeſſel mit heißem Übermut in Heim Heiderieters Lebenslauf.

Einen Augenblick ſtand er zweifelnd ſtill und horchte und hörte doch nicht, daß raſch und leiſe Thüren geöffnet wurden. Ziſchend flog das Waſſer ins Feuer. Da lief er mit langen Schritten in die Küche. Und als er hineinſah, ſtand ſie da am Herd vor den Flammen, von draußen

kam der helle Sonnenſchein, und ihr loſes Haar lag auf den weißen Schultern.

Sie ſah nicht zu ihm auf, ſagte nur leiſe bittend: „Herr! . . .“

Da war er ſchon wieder gegangen und ſtand gleich darauf im Saal am Fenſter und ſchüttelte den Kopf und grämte ſich, daß ihr das Peinliche widerfahren mußte, und daß ſie nun wohl traurig wäre und vielleicht weinte. Aber er ſchalt mit keinem Wort auf den Theekeſſel.

Dann ging er hinaus über die Heide und grübelte über Vergangenheit und Zukunft und blieb zuletzt bei der Zukunft und ſagte zu ſich: „Es iſt das Allerbeſte, was mir widerfahreu kann!“

Als er heimkam, ſaß ſie im Saal an Mutters Nähtiſch und ſtichelte eifrig und ſagte, ohne den Kopf zu heben, eilig, als wenn ſie ihm zuvorkommen wollte, mit leiſem Lächeln: „Man ſitzt fein hier an der ſeligen Mutter Tiſchlein. Es kommen gar gute Gedanken, und wenn ich aufſchaue, kann ich bis an den Wodansberg ſehen.“

Er antwortete nichts und ging einigemal hin und her, und wenn er ihr zugewandt ging, ſah er mit unſicherm Blick auf ſie. Sie aber hatte ſich tief auf ihre Arbeit gebeugt und ihr klopfte das Herz. Sie wußten beide: Nun kommt gleich etwas Großes, das Schönſte, was es giebt; aber keiner wagte es dem andern zu bringen.

Da ertrug ſie es nicht länger; Bangen und Hoffen, Furcht und Liebe ſprengten ihre Bruſt. Sie ſtand auf und ging auf die Thür zu. Und da begegneten ſie ſich, und er hielt ſie an, daß ſie ihn anſah.

„Eva!“ ſagte er, und es lag all ſeine Liebe, ſein ganzes weiches Herz in dem kurzen Namen.

„Ich will ja!“ sagte sie leise und mühsam, „alles, Herr! Ich bin Ihnen gewiß sehr gut!“

„Sag' nicht Herr!“ Und indem er so bat, streichelte er ihre Hand und stand ehrerbietig vor ihr.

„Ich ...“ sagte sie, „habe Ihnen etwas zu erzählen ... Wenn Sie mich dann lieb haben.“

„So sage es!“

„Heut' abend! Ich muß jetzt für Abendkost sorgen.“ Da ließ er sie vorübergehen und blieb allein zurück.

* * *

Nach dem Abendbrot, an dem der Knecht teilgenommen hatte, trat sie in den Saal und sagte mit leiblich klarer Stimme: „Wenn Sie einen Gang über die Heide machen wollen, Herr, ich habe jetzt Zeit!“

Er sprang gleich auf, nahm die Mütze vom Haken neben der Saalthür und ging neben ihr her. Als sie durch den Garten gingen, kam ihnen der Duft der Heide schon entgegen. Über der ganzen stillen Fläche lag der junge, keusche Hauch des Frühlings. Die Sonne stand groß, brennendrot über dem Meer. Es regte sich kein Windhauch; es war, als wenn alles, jedes Heidekraut, jeder Ginster, jeder Vogel zuhören wollte, da Eva Walt, noch einmal hochaufatmend, anhob, von ihrem Leben zu erzählen.

„Ich bin nicht so jung mehr,“ sagte sie, „bald fünfundzwanzig und habe schon viel erlebt. Es ist nichts Böses, Herr, gar nichts, ausgenommen zwei Erlebnisse, über die Sie entscheiden müssen, ob da Böses drin liegt.“

Er nickte und sah sehr gedankenvoll und verständig vor sich hin. Sie sah seitwärts auf ihn, und fast schien es, als wenn fröhlicher, aber doch verlegener Spott um ihre Lippen zuckte.

„Ich bin armer Leute Kind! Der Vater war Zimmermann, nicht weit von Marburg, in einem kleinen Pfarrort. Er war aber dort nicht heimisch, sondern von Geburt ein Lipper. Die Armut seiner Heimat hatte ihn fortgetrieben. Er hatte in jenem Dorf Arbeit gefunden, bald auch eine Braut; später erwarb er sich ein Haus und kam wohl vorwärts. Ich erinnere mich aber des Vaters wenig. Die Mutter starb bei der Geburt eines Brüderchens, das mit ihr starb. Da war ich sechs Jahre alt. Bald danach verletzte sich der Vater mit der Sichel, mit der er am Bachrand das Gras mähte. Ich erinnere mich, daß er sehr krank wurde, und daß er am neunten oder zehnten Tag starb, und daß die Frauen ins Haus kamen und mich herzten und weinten, und daß ein Wort viel genannt wurde, das ich noch nie gehört hatte, das Wort: eine Waise. Ich erinnere mich noch, daß der Sarg und das Gefolge zwischen den großen Blättern der Linden verschwand; wir müssen neben einer schräg aufsteigenden Lindenallee gewohnt haben, und es muß gegen den Herbst gewesen sein, als ich den Vater verlor.

Nun waren da im Dorf Pfarrersleute, die hatten kein Kind. Denen ging mein Elend ans Herz, und am selben Abend, da der Vater auf dem Kirchhof zur Ruhe ging, ist sein Kind in dem Schlafstüblein der Frau Pfarrer zur Ruhe gegangen und ist wohl behütet gewesen durch acht Jahr. Da war ich vierzehn Jahr alt.

Da kam zum zweitenmal das, was wir ein Unglück nennen. Der Onkel Pfarrer ließ keinen Kranken im Dorf unbesucht und fürchtete sich nicht, gar nicht. Stattlich und frisch war er und noch jung, und die Leute sagten wohl mitunter, er hätte in Berlin bei des Kaisers Grenadieren müssen Hauptmann geworden sein. Kommt er also eines

Tages wieder heim, hat einen Kranken beſucht, der hat ein böſes Fieber gehabt.“

Ihre Stimme brach, ſie ſchüttelte den dunkeln Kopf, und eilige Thränen liefen über die Wangen.

„Mag nicht daran denken und kann's doch nimmer laſſen. Es war zu traurig. Wie der ſtarke Mann gegen die Krankheit angegangen iſt, die ihn wie aus dem Hinterhalt ſo heimtückiſch überfallen hat; wie durch alles Fieber bis zur letzten Stunde ſein ſtarker, fröhlicher Chriſtenglaube durchbrach. Es iſt ein Jammer geweſen und auch eine Freude. Und wie die beiden zuſammenhielten, die Tante und er. Wie ſie ſo große Augen gemacht, ſo große, als man ihr geſagt hat, ſie ſelbſt dürfe nicht bei dem Kranken wachen; es müßt' eine alte Frau ſein. Ich war ja ein junges Ding, ein Unverſtand, hab' nichts gethan, als geweint; aber als er geſtorben iſt und am vierten Tag ſie und es zum zweitenmal hieß: ‚Schnür dein Bündel, Madli,' da habe ich mir ganz unbewußt etwas aus dem leeren, ſtillen Hauſe mit weggetragen, den Glauben, deſſen Macht ich in dieſem Hauſe, erſt acht Jahre lang, zum Schluß noch acht Tage lang, mit Augen geſehen und mit Händen gefaßt habe. Seit den Tagen, Herr, bin ich immer ſtark und fröhlich geweſen: ich fürcht' nicht Teufel, nicht Tod.

Ich mußte das Pfarrhaus verlaſſen. Ein Bündel gaben ſie mir in die Hand, eine Kiſte wollten ſie mir nachſchicken. Wohin? Ich hatte zwei oder drei entfernte Verwandte von Vaters wegen. Alſo wurde ich auf die Bahn geſetzt und kam nach einer langen Tagesfahrt nach Detmold, ſah im Abenddunkel die Grotenburg, wurde freundlich von einfachen, fremden Leuten empfangen und ſchlief müde, vor Heimweh weinend, ein. Aber die Freundlichkeit der Verwandten dauerte nicht lange. Ich habe erſt ſpäter er-

fahren, weshalb sie so bald hart gegen mich wurden. Der Onkel, meines Vaters Bruder, hat mir freilich nie ein böses Wort gesagt, aber auch kein gutes. Der Arme war ein schwacher Mensch und hatte seiner Frau zu gehorchen. Ich erfuhr später, daß sie erwartet hatten, ich hätte sowohl von meinen Eltern als von den Pfarrersleuten ein gutes Erbteil erhalten und würde damit ihrem Haushalt aufhelfen. Aber wenn etwas für mich da war, so war es bis zu meiner Mündigkeit festgelegt, und sie erfuhren bald, daß sie nichts davon bekommen würden, außer einem kleinen Kostgeld.

Nun begann eine Zeit, Herr, kurz, aber böse. Als der Frühling anbrach, sammelte der Onkel Männer und Frauen aus dem Dorf und, ohne daß ich gefragt wurde, gingen wir eines Tags alle nach Detmold, um von dort nach dem Norden zu fahren. Sie wissen, daß Tausende Lipper jährlich nach Norden und Osten fahren und als Ziegelbrenner in harter Arbeit, in kümmerlichen Hütten, bei beschränkter Nahrung den Sommer verleben. Wir fuhren also nach Norden."

Sie waren zusammen beim Wodanshügel angekommen und gingen hinauf; er nachdenklich, die Lippen zusammengepreßt, mit Mühe an sich haltend.

Nun standen sie oben, und sie schaute sich um, als wenn sie eine Richtung suchte. In ihrem Gesicht arbeitete es gewaltig, und ihre Lippen bebten. Sie streckte die Hand aus, sah nach ihm zurück, die Augen voll Thränen.

„Da, Herr ... auf dem Stein saß ich, und Sie standen hier!"

„Eva!" schrie er auf und griff mit den Händen an seinen Kopf und suchte ihre Hände und küßte sie und rief wieder: „Eva! Eva!" als läge mit einem Male in

dem einen Wort alles, was er damals gefühlt hatte, und was ihn jetzt erschütterte, und seine Augen glänzten vor heißer Freude.

„Da!“ sagte sie und legte das Armband in seine Hand. „Behalte es ... es ist doch dein.“

„Nein! ... Nimm erst und hör' weiter; ich will rasch zu Ende eilen. Als wir in der Ziegelei ankamen, wurde mir ein Brief übergeben. Verwandte des Onkels sandten Geld und Gruß, sie hätten mich lange gesucht, ich solle zu ihnen kommen. So fuhr ich wieder nach dem Süden zurück. Wie ich da drüben, jenseits des Waldes vorbeifuhr, stand ich am Fenster und versuchte, den Hügel zu sehen und den Bach und die Heide, und weinte, weil ich es nicht sah.

In der Nähe von Mainz kam ich in das Haus eines Landarztes. Ich wurde freundlich aufgenommen und mit dem gleichaltrigen Sohn als Kind des Hauses gehalten und wuchs heran und kam schon früh in eine geordnete, emsige Thätigkeit; und weil ich bald den ganzen Hausstand leitete und auch über den kleinen Landbesitz, über die Kühe und die Milch, die jeden Morgen in die Stadt geschickt wurde, und über den bedeutenden Gemüsebau die Aufsicht hatte und doch keinen baren Lohn empfing, glaube ich, daß ich dieser Familie nichts schuldig geworden bin. Als aber der Mann starb, wurde der Aufenthalt im Hause bald unleidlich. Die Mutter, welche gegenüber dem Gelde schwach war, fürchtete, daß der einzige Sohn seine Augen auf mich arme Waise würfe, und dieser Sohn war feige genug, mich geflissentlich zu meiden. Nur wenn ich einmal nötig war, wurde ich aus meinem einfachen Leben herausgerufen.

Da kam eines Tages der Sohn selbst, der damals

Student war, zu mir, und nachdem er lange zwischen den Gemüsebeeten hin- und hergelaufen war, bat er mich, ich möchte bei einem großen Fest mitwirken, das seine Universität feiern wollte. Er studierte in Heidelberg."

Heim Heiderieter sah verwirrt zu ihr auf: „In Heidelberg!"

Sie wehrte mit beiden Händen: „Ich ahnte wohl, daß seine Mutter von der Sache nichts wüßte, aber ich war jung und hatte eine heiße Neigung, gerade jenes Fest mit zu feiern. Ich sagte mir, da strömt eine Menge Studenten zusammen; und nach aller Berechnung, wenn der noch lebt, mit dem du einst auf dem Wodanshügel standst, und er hat in seinem alten Odysseus fleißig weiter gelesen, dann muß er jetzt Student sein."

„Eva! Meine Eva!"

„Also! ... Und nun geschah es, als ich im Festzug — denn um neben dem eitlen Jungen als stattliche Bürgersfrau zu erscheinen, hatte er mich nach Heidelberg mitgenommen — als ich so dahinzog, mit den Augen suchend ... da, da sah ich Sie, Herr ... Sie, wie Sie den Kopf zurückwarfen und den Hut im Nacken hatten. Und an den Augen und dem hellen Haar erkannte ich Sie.

O! Wie habe ich genickt und gewinkt und mich umgesehen, so daß ich fast auffiel; aber Sie sahen über uns weg nach dem Ottheinrichsbau hinauf und übersahen die kleine Freundin vom Bach und vom Wodanshügel ... Bleiben Sie da stehen, Herr! ...

Als der Festzug sich auflöste, nahm ich mir fünf oder sechs lustige Leute, es waren fast lauter Bekannte, und zog mit ihnen von Garten zu Garten, von Gasthof zu Gasthof, und die gingen gern mit, denn ich war sehr

luſtig und aufgeregt und ſparte nicht mit ſchönen Blicken und guten Worten, nur damit ſie nicht überdrüſſig würden.

Und endlich fand ich Sie ... Sehen Sie, Herr ... ich war ſehr aufgeregt von dem rauſchenden, herrlichen Feſt, von dem ſtattlichen Kleid, das ich trug, von den vielen Augen, die fröhlich und feurig in die meinen ſchauten und nun ... Sie, an den ich ſeit zehn Jahren dachte, der Knabe von der Heide, der mir einſt in einer Stunde ſo nahe trat, der zu mir gehörte, gerade zu mir und zu niemand anderm, und ich auch zu keinem andern als nur zu ihm. Es iſt in der Stunde Wunderbares in mir vorgegangen ... Ich hatte immer an den Knaben gedacht, ich hatte immer von dem langen Jungen geträumt; nur zuweilen hatte ich leiſe gedacht: er iſt ein Mann geworden. Aber als ich Sie da ſtehen ſah, ſo groß und ſtolz, größer als die andern, mit dem krauſen Haar und Bart, da fuhr es wie heißes Feuer in mich, da ward in einem Augenblick aus dem Träumen Lieben. Wiederſehen und Abſchiednehmen ſchüttelten in gleicher Weiſe meine Seele. Was ſagen Sie?"

Sie ſtand gegen den Stamm der Birke gelehnt, die Augen voll Thränen, und wagte nicht, zu ihm aufzuſehen.

„Was ich ſage? Ein Sonntagskind bin ich!" brach er los. Er riß ſie an ſich und hielt ſie wieder von ſich: „Mein iſt ſie! Hört es, Wald und Heide!"

Nun ſah ſie endlich zu ihm auf, mit einem Blick ſo voll von warmem, reinem Glück, ſo voll von bräutlicher, nicht zu haltender Freude: „Nun bin ich dein," ſagte ſie.

Im Hinuntergehen legte er die Spange um ihren

Arm und schüttelte den Kopf und lachte und gebärdete sich wie ein Junge und sah scheu nach ihr hin, ob sie auch erschrak, und lachte wieder, als sie ihm mit strahlenden Augen ins Gesicht sah, und sagte immer wieder: „Das wird ein Leben! Das wird ein Leben!“ Dann schüttelte er wieder den Kopf und sah sie zweifelnd an und sagte in wirklicher Herzensangst: „Sag' mir noch, wie du hierher gekommen bist. Ich habe wahrhaftig Phantasie, aber dies . . .“

Sie lachte glücklich auf: „Wie ist es mir leicht und froh ums Herz, nun ich es dir gesagt habe! . . . Wie ich hierher kam? Nun . . . die Mutter des Jungen war nach Heidelberg gekommen, um den Einzigen in seinem Glanz zu sehen. Da sah sie mich neben ihm. Am andern Tag hieß es: ‚Geh' fort aus meinem Hause!‘ Was ich gethan und gedient hatte durch zehn Jahre, das war alles vergessen. Da ging ich. Wohin, fragst du? Wohin? Nach Norden! Erst nach Hamburg zu einer Freundin, die dort die junge Frau eines Kaufmanns ist. Und dieser Kaufmann ist mit dir auf dem Gymnasium gewesen und hat Verwandtschaft in eurer Stadt; er ist der Neffe vom Mönchshof.“

„Sei still!“ sagte er. „Ich muß mich besinnen.“

Plötzlich stellte er sich breitbeinig vor sie hin: „So demütig hast du Schelm gethan! Hast mich immer ‚Herr‘ genannt.“

Sie faßte seine Hände und sagte verlegen lachend: „Ich mußte wohl demütig sein; ich war dir ja nachgelaufen,“ sagte sie leise.

„Wie hab' ich mich benommen!“ Er schob den Hut in den Nacken und sah bedenklich, mit krauser Stirn, über die Heide.

„Erst warst du sehr verlegen. Es war dir etwas ganz Ungewohntes; du hattest gar kein Selbstbewußtsein. Dann allmählich wurdest du stolz: das ‚Herr, Herr' sagen, schmeichelte dir doch, und du nahmst dich zusammen und machtest Versuche, der Anrede Ehre zu machen. Dann stiegst du allmählich von deiner Höhe herab, und dieser Abstieg . . ."

„Weiter!"

„Und dieser Abstieg, bis du auf dem ebenen Feld deiner natürlichen Weise warst, war süß, war lieb. Täglich gewann ich dich lieber. Immer tiefer sah ich in deine Seele."

Er nahm sie in seine Arme, lachend, aber ganz verlegen: „Komm!" sagte er. „Wir gehen nach Haus."

Und da lag es schon im Abendlicht vor ihnen am Rand der Heide, behäbig, breit, wie mit Heide bewachsen. Die Heide war still, nur hier und da der Anschlag eines Vogels und vom Dorf her irgend ein verwehter Ton. Der ganze Himmel überm Meer leuchtete im Abendlicht und vergoldete die Augen der Braut und Heims Locken.

Durch die Lücke im Wall gingen sie dicht nebeneinander.

„Ich will dir noch etwas sagen," sagte Eva Walt, „ehe ich als deine Braut in dein Haus trete: Ganz arm bin ich nicht, das kleine Erbe meiner Eltern ist treu verwaltet worden. Es sind gegen fünftausend Mark."

„Dann bist du für Heim Heiderieter eine reiche Braut."

„Überdies sind wir jung und kräftig."

Er zuckte die Schultern, als traute er sich nicht viel zu.

Da machte sie eine drollige Bewegung mit den Händen, so wie die Frauen auf dem Lande thun, wenn sie den weichen Brotteig in den Händen drehen und kneten: „Ich

kehr' dich noch ganz um," ſagte ſie, „und mach' aus dir, was ich will."

„So! So!" Er öffnete die Thür und ließ ſie vorangehen. Als er ihr in den dunklen Gang folgen wollte, hörte er ihre Stimme von der Kammerthür her.

„Schlafen Sie gut, Herr!"

Ein leiſes, klingendes Lachen.

Ein klirrender Riegel.

Drittes Kapitel

Über Flackelholm lag ein weicher, ſtiller Nebel. Vom Lande her zog ein ſchwacher Wind gegen die ſteigende Flut. Von nah und fern in der Luft klang das Schreien der Möven, von Nordweſt das dumpfe Donnern und Brauſen des Meeres. Aber der Nebel verdeckte die Brandung.

Andrees Strandiger ſtand auf der Düne im Strandhafer und ſah in den Nebel. In ſeinem Innern arbeitete es, tags im Wachen, nachts im Traum. Heute nacht im Traum war er wieder im Watt geweſen und hatte ſich verirrt und hatte Flackelholm nicht finden können. Er hatte immer Grund geſucht, feſtes Land; aber es war alles weicher Schlick geweſen. Jetzt im Wachen quälte er ſich weiter, fragte unabläſſig nach dem Woher und Wohin, nach dem Warum und Wozu und fand keine Antwort und fand nirgends feſtes Land.

Das war es, was ihm fehlte: ein Grund, ein Land, ein neues Leben darauf zu bauen.

Er wandte ſich nach der Hütte um, die ſeitwärts am Fuß der Düne ſtand, da ſaß Ingeborg Landt auf der Bank unterm Fenſter und ſchaute traumverloren, die Hände

im Schoß, über das ſtille, grüne Land. Sie war geſtern mit Reimer Witt nach Flackelholm gekommen.

„Die iſt hierher gekommen, mir zu helfen.“

Sie machte eine Wendung des Kopfes, und jetzt ſah ſie ihn. Da erhob ſie ſich mit einem ſtarken Entſchluß und kam mit raſchen Schritten durch den tiefen Sand die Düne hinauf. Der Wind ſchlug ihr Kleid leicht zur Seite.

„Andrees, darf ich mit dir gehen?“

„Was ſoll es?“ Er wandte ſich ab. „Du hätteſt bei meiner Mutter bleiben ſollen.“

„Ich bitte dich, Andrees, ſtoß' mich nicht fort! Ich will ja gehen, ſobald ich ſehe, daß du wieder Mut haſt. Du ſollteſt wenigſtens mit mir ſprechen.“

Er ſchüttelte den Kopf und ſah verzweifelt vor ſich hinaus und wollte gehen.

Da fing ſie an bitterlich zu weinen. „Ich wollte mir und dir helfen; aber du willſt nicht.“

„Wozu biſt du hierher gekommen? Zu mir, dem nicht zu helfen iſt! Dem unbrauchbarſten Menſchen auf der Welt!“

„Ich bin ja deine Schweſter. Deine Mutter iſt meine Mutter geworden. Andrees! Um Marias willen!“ Sie hob beide Hände zu ihm empor.

Da ſah er ſie an, zum erſtenmal, ſeit ſie auf Flackelholm war; und er erkannte die Ähnlichkeit zwiſchen Maria und ihr. Er hatte ſie noch nie weinen ſehen — ſie kam nicht leicht zum Weinen — nun, in ihrer Herzensangſt, war ſie ihrer Schweſter ähnlich. Dieſer Gedanke ſtrich mit weicher Hand über ſein Geſicht, daß die Furchen ſich glätteten, der Krampf ſich löſte, und die Augen ruhiger und weicher wurden.

„Komm' mit mir,“ ſagte er, „und rede!“

Sie gingen langſam auf der Dünenhöhe entlang, in weißem Sand und wehendem Strandhafer, umſchwirrt von Möven, und ſie überredete ihn mit ſeltenen Thränen, mit dem weichen Herzton der Stimme, mit den glänzenden, warmen Augen und den weichen Händen, die nach ſeiner Hand faßten, mit all der natürlichen Gabe, die der rechten Frau gegeben iſt.

„Wie das alles kam, Andrees!“

„Ich war ein Böſewicht! Ach nein! Ich war weniger! Ich war ein ſchwaches Weib, ich ... Andrees Strandiger!“

„Nein, Andrees! Du warſt wie ein Fiſch im Netz verſtrickt und verwirrt, und indem du kämpfteſt, zogſt du die Stricke feſter. Du warſt zu einfach, Andrees, zu treuherzig und zu ſtarrköpfig. Als du in die Welt trateſt, kamſt du gleich in die Hände jener Leute. Du warſt jung und unerfahren; da ſahſt du die Welt an, wie ſie es dich lehrten. Du liefſt mit ihnen und glaubteſt, was ſie ſchwatzten, daß es eine ſchöne Gegend wäre, durch die ſie dich führten. Jahrelang gingſt du mit ihnen, zuerſt urteillos, fortgeriſſen, dann nüchtern, überlegend und ſchon hier und da angewidert, dennoch ſtarrſinnig an dem feſthaltend, dem du ſo viele Jahre gewidmet hatteſt. Du wollteſt dich nicht geirrt haben! ... Da ſahſt du die Heimat wieder. Sie ſah dich an, ſie packte dich, ſie riß dich an ihre Bruſt. Du ſahſt wohl den öden, falſchen Weg; aber du wollteſt dich nicht geirrt haben! Andrees Strandiger ſich irren? ...“

„Was nützt es mir, was du ſagſt? Bleibe bei den Thatſachen! Die Heimat verraten, die Mutter betrogen, die Menſchen brotlos und heimatlos, Maria im Grab. Denke das! Kannſt du das? Lege das auf deine Seele und dann verſuche, ob du einem Menſchen ins Geſicht ſehen magſt!

Es gab einmal einen stolzen Andrees Strandiger. Der ist zerrissen, sage ich dir, in Stücke gerissen! Wie eine Glasscheibe zersplittert, in die man mit der Faust schlägt! Die mach' wieder heil! Kleb' sie! Unsinn! Auf den Scherbenhaufen mit ihr!"

„Da hast du recht, Andrees! Das Alte ist dahin! Aber nun mußt du sagen: ‚Ich baue ein Neues.'"

„Auf dieser entsetzlichen Trümmerstätte? Ich habe keinen Mut dazu, das sage ich dir. Aus dem Weg mit dem Gesellen! Weg vom Sonnenlicht!"

„Andrees! ... Wenn du den Versuch machen wolltest, ein neues Leben zu bauen, einfach, fleißig, treu. Vielleicht eines Tags, während du gerade gebückt stehst und arbeitest und nichts ahnst, bekommst du wieder Mut und Kraft, daß du zu den Trümmern gehst und nimmst hier einen verbrannten Balken weg und trägst dort Steine zusammen ... Andrees! ... vielleicht könntest du es alles wegräumen."

„Rede nicht! Was nützt das? Du kommst ja nicht bis ins Herz. Mit einem Messer kannst du hinkommen, nicht mit Worten! Siehst du nicht? Da liegt der Haufe! Marias Not! Der Eschenwinkel im Elend! Der Jammer meiner Mutter! Das neue Grab! Da liegt der Strandigerhof, mein und nicht mein. Ich habe ihn verspielt, verläufert, wie ein Junge auf dem Schulhof! Und das alles hat nicht irgend einer gethan ... irgend ein Hans oder Kunz ... das hat Andrees Strandiger gethan! Der feine, kluge Andrees Strandiger! Irrsinn! Geh' weg!"

„Du!" sagte sie mit funkelnden Augen. „Da liegt deine Sünde! Dein Herrgott hat dich geschüttelt, daß dir das Hirn zerrüttet ward, und du, du stehst da und sagst: ‚Was werden die Leute sagen! Was ist aus dem stolzen

Andrees Strandiger geworden!' Du ... du ſollteſt den, der dich geſtoßen hat, fragen: ‚Was ſoll ich thun, Herr!'"

„Das ſoll helfen?"

„Was meinſt du?! Wenn Er will" — ſie machte eine werfende Bewegung mit der Hand — „dann iſt der ganze Platz rein, von Trümmern keine Spur, und du kannſt heute noch anfangen, ein neues Haus zu bauen, jetzt, auf der Stelle, auf reinem Grund!"

Er ſchüttelte den Kopf und ſah finſter in den Nebel hinein, und die ganze Mutloſigkeit lag in ſeinem Geſicht: „Ich habe kein Vertrauen, keinen Glauben."

„Du willſt Gott und die Welt und dein Leben mit deinem Grübeln erforſchen; aber ich ſage dir, du wirſt es durch Vertrauen und Arbeiten erkennen. Laß die Trümmer liegen und ſieh nicht in den Nebel, ſondern nimm die Axt und bau' dir aus den Hölzern, die rings am Strand von Flackelholm liegen, ein neues Haus. In der ganzen Bibel iſt mir kein Wort lieber, als wo Er geſagt hat, daß, wer Gottes Willen thut, zu einem guten Vertrauen, zu einer weiten Erkenntnis und zu glücklichen Tagen kommen ſoll."

Sie waren ſtehen geblieben und ſahen über den weiten Strand, von dem der Nebel aufſtieg. Langſam hob die Sonne über dem weiten Feld die Decke von Dunſt. Mit weißen, ſtarken Händen griff ſie in die Wolken, nahm all' den Nebel in ihre heißen Arme, daß er ſich in klare Luft wandelte. Ihre Strahlen glitten über die weite, toſende Brandung, da flog das Waſſer donnernd auf, viele tauſend Wellen hoben ſich jubelnd, warfen Millionen ſchimmernde, weiße Perlenſchnüre hoch in die Luft und grüßten die Sonne. Ihre Strahlen malten in den Wellenthälern metallenen, blaugrünen Schein, und ſchoſſen die Mövenſcharen, die im eilenden Zug blitzſchnelle Wendung machten,

im sausenden Flug und verfehlten keine einzige Möve: da glänzten unzählige weiße Flügel wie Silber im Sonnenlicht. Wer schießt so fein wie Frau Sonne?

Mit hellen, weiten Augen schaute sie über das Meer, wo hohe, stolze Schiffe zogen, und auf die Kirchen und Häuser, die fern ringsum am Strand der weiten Bucht standen. Spöttisch lächelnd umgoß sie den Leuchtturm, ihren stolzen Vertreter bei Nacht, die alte, graue Mauer, mit weichem Licht; freundlich lächelnd sah sie auf das Entenpaar, das dicht nebeneinander, in stolzer Haltung, mit zurückgebogenem Hals über den Wellenkamm glitt.

Die deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen dich nicht. Sie kennen deine Größe nicht. Wer durch deine Wälder und Heide wandert und in deine Seeen blickt, liegt an deiner Brust; er sieht deiner Augen Leuchten, deines Leibes Pracht, dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, vom frischen Wind umweht, da sah ich dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunkeln Scheitel, in deinem schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen, mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo du sagtest: Singe ein Lied von mir! ... Wer dein Lied singen könnte, du schönes, stolzes Heimatland, und dessen, der über dir wachte!

Mit stillen Augen sahen die beiden in die aufgehende Herrlichkeit. Und als die Sonne allein Herrin war über Himmel, Land und Meer, wandte Ingeborg ihre Augen zu ihm: „Willst du es anfassen, Andrees?“

Da sagte er hoch aufatmend: „Ich will es versuchen, wie du gesagt hast, und ich danke dir auch. Und bleib' noch einige Tage bei mir!“

„Dann gehe ich zu deiner Mutter.“

* * *

Einige Tage später ging Ingeborg mit dem kleinen Fritz, der ihr immer nachzulaufen pflegte, die Düne entlang; es war ein schöner, warmer Frühlingstag und schon ziemlich gegen Abend. Sie hatten einen kleinen Korb voll Möveneiern gesammelt, die zur Abendkost dienen sollten, kleine gesprenkelte Eier, wohl gegen fünfzig Stück. So viel fanden sie in diesen Wochen täglich. Alle paar Schritt lagen sie im heißen Sand, in kunstloser Höhlung, von dem dünnen Strandhafer wenig versteckt. Die Möven verfolgten, hin und her fliegend und lärmend, ihren Weg.

Als sie die Dünenreihe abgesucht hatten, begehrte der Kleine nach dem Strand. Die frischen, schäumenden Wellen, die, leicht übereinander getürmt, in langen Linien gegen das Land rauschten, ließen dem Kind keine Ruhe: „Wir wollen dahin ... du, Ingeborg!"

Da ließ sie sich von ihm fortziehen. Über den flachen, festen, ebenen Strand gingen sie der Brandung entgegen, die sich nach links und rechts vor ihnen ausbreitete, so weit die Augen sehen konnten, meilenweit. Sie stand wie eine mannshohe Mauer, schaumgekrönt, unruhig wogend, steigend und fallend. Viele tausend blaue Wellen bäumten sich auf und warfen ihre weißen Kronen zu den Füßen des Landes in den Sand. Ein feiner, weißer Sand wehte wie Schneetreiben gegen die beiden an und baute hinter ihnen in täglicher Arbeit, in Tag- und Nachtschicht zu je sechs Stunden, die weiße Düne höher und höher, in deren Schutz das grüne Land anwächst und die Blockhütten stehen.

Über ebene, graue Erde gingen sie dahin, beide in dem Anblick vor ihnen versunken, beide nicht ohne Furcht; denn es sah aus, als wäre das Meer viel höher als sie, und als liefe es auf sie zu, und als wäre keine Rettung. Ingeborg lächelte über sich selbst und zog doch die weiße Stirn be-

denklich kraus; der kleine Fritz sah oft zu ihr hinauf, oft nach der Düne zurück. Wenn er aber gegen die Brandung ansah, pfiff er und schlenkerte mit den Armen und ging mit langen Schritten gegen den wehenden Sand. Dann standen sie dicht vor der Brandung.

Wie das schimmerte und sprühte, sich aufbaute und zusammenstürzte! Zehntausend Reiter auf schäumenden Rossen, fünf Reihen tief, stürmte es vorwärts und brach am Strandwall kopfüber zusammen.

Die Hand über die Augen, schaute Ingeborg lange in die Ferne; aber der Kleine, nach Kinderweise, griff nach dem Nahen. Er sprang mit seinen nackten Füßen in den stillen, flachen Teich, über den im Schutz der Brandung lange, leise Wellen gingen. Und plötzlich wollte er baden und begehrte, ausgezogen zu werden.

Da legte sie sich in die Kniee und entkleidete ihn und stand dabei, wie er bald sitzend, bald liegend, sich wühlend und dehnend, in dem klaren Wasser sein lustig Wesen trieb. Endlich sprang er auf sie zu und verstrickte sie in seine Arme und wollte durchaus, daß sie auch mit ins Wasser ginge, und als sie lächelnd den Kopf schüttelte, ließ er mit seinem Betteln nicht nach, bis sie mit bloßen Füßen und geschürztem Rock neben ihm durch das Wasser ging.

Und während sie spielten und der kleine Knabe an der Hand des schönen Mädchens stolz und gerade sich weiter wagte und im Eifer des Spiels und des Jauchzens das Kleid enger geschürzt wurde, griff seitwärts eine kleine Welle mit weißen, auslangenden Händen nach dem Lederschuh des Mädchens, warf ihn über Kopf leise lachend der Schwester zu, griff wieder aus, zerrte am Strumpf, faßte ihn mit weit auslangendem Griff und stieß und trug und langte und lachte, bis die Stelle leer war. Da sah Inge-

borg ſich um und erkannte den Schaden, und weil ſie meinte, das Lachen zu hören, bedrohte ſie das Meer.

Da ſtand Andrees Strandiger nicht weit von ihr und ſagte: „Ich konnte es nicht hindern.“

Sie nahm in der Eile den Kopf des Kleinen in ihre Hände und ſagte: „Was machen wir nun, Fritz?“

„Laufen ſo nach Haus!“ ſagte er gemütlich.

Es blieb auch nichts anderes übrig.

Da gingen ſie nebeneinander ſchräge über den Strand nach der Hütte zu, die fern von ihnen mit ihrer Balkenlage und Fahnenſtange über die Düne ſchaute, und Ingeborg ſah zuweilen nach Andrees hin. Aber ſie konnte den Ausdruck ſeines Geſichts nicht erkennen; denn in den letzten Wochen war kein Schermeſſer an ſein Haupt gekommen, ein dunkler Bart war um ſeine Lippen geſproſſen und verdeckte die Linien ſeines Geſichts.

„Was haſt du?“ ſagte Ingeborg. „Biſt du traurig?“

„Antje iſt angekommen,“ ſagte er, „und hat einen Brief von Heim mitgebracht.“

„Was ſchreibt der Gute?“

„Etwas Gutes und etwas Böſes.“

„Zuerſt das Böſe.“

„Sechs Familien aus dem Eſchenwinkel, im ganzen dreißig Menſchen, wandern nächſte Woche nach Amerika aus.“

Sie ſchwiegen beide und gingen ſtill nebeneinander.

„Du mußt auch das überwinden, Andrees.“

„Ich bin's, der ſie aus der Heimat treibt.“

Sie legte die Hand auf ſeinen Arm: „Ich bin dein Kamerad, Andrees, und will es immer bleiben; auch haſt du Heim und Reimer. Wir ſtehen treu zu dir.“

„Ich hatte nicht gedacht, daß ſie fortgehen würden;

aber was sollten sie? Sie waren überflüssig. Auf den Feldern des Strandigerhofs arbeiten polnische Männer und Frauen."

„Du hättest sie wohl auch nicht gehalten, Andrees; es ist ein Zug im Volk. Sie haben Verwandte dort; einer zieht den andern nach sich übers Meer. Wenn es jetzt als Leid erscheint, wer weiß, vielleicht ist es ihr und ihrer Kinder Heil."

„Doch ist hier Heimat und dort Fremde ... Und die starke Kraft des Volkes geht weg wie aus einer offenen Ader; was dafür herzieht, ist minderwertiges, fremdes Blut. Zu solchem Tausch habe ich meine Hand gereicht."

„Es bleiben noch viele zurück, Andrees, denen du helfen kannst ... Und das Gute, das Heim berichtet?"

„Eva Walt ist seine Braut geworden. Er schreibt im höchsten Übermut und kaum verständlich. Er hat sie schon als Junge auf der Heide gesehen und nachher in Heidelberg. Wie ist das möglich? Er schreibt ganz närrisch."

Sie schwiegen eine Weile.

„Was meinst du, Andrees, ob sie glücklich werden?"

„Ich glaube wohl; sie hat so etwas Praktisches und Starkes, und ich denke, sie wird ein treuer Kamerad; das ist die Hauptsache."

Da dachten sie beide daran, daß Ingeborg eben gesagt hatte: „Ich bin dein Kamerad." Und sie schwiegen wieder.

Auf dem reinen, harten Erdboden, über den sie gingen, lagen in zierlichen, gebogenen Linien kleine Erhöhungen, vom Wellenschlag der Fluten gemacht. Der kleine Fritz, der seinen ganzen Lebensweg bis hierher barfuß gemacht hatte, schritt wacker über den unebenen Boden; Ingeborg aber konnte bald den Schmerz nicht länger ertragen. Er trieb ihr die Thränen in die Augen, und nach einer Weile

mußte ſie bitten, daß man ein wenig ſtill ſtände. Aber ſelbſt ſtehend fühlte ſie den böſen Schmerz. Da bat ſie, daß die beiden vorausgingen.

„Er kann dich ja tragen," meinte Fritz.

„Laß mich, Ingeborg! Maria iſt tot; ich will dich an ihrer Stelle auf den Händen tragen. Du thuſt ſo viel für mich."

Sie ſtand und rührte ſich nicht.

Da bückte er ſich und hob ſie auf: „Ich will dich in Ehren halten, du treuer Kamerad."

Als er ſie am Abhang der Düne aus ſeinem Arm ließ, ſagte ſie: „Soll ich nun zu deiner Mutter gehen?"

Und noch einmal bat er: „Bleibe noch einige Tage!"

So half ſie ihm die Gegenwart ertragen und ohne Grauen in die Zukunft ſehen.

Viertes Kapitel

Ein trauriger Anblick.

Im langen Zug gingen die polniſchen Arbeiter durch die Felder des Strandigerhofs, ſtanden auf den Äckern und hackten, und vor ihnen ſtand der Vogt. Zuweilen drangen die fremden Laute ſeiner heiſern Stimme bis gegen die Wände des Eſchenwinkels und bis zum Aukrug, wo Heim Heiderieter hinter dem Pflug herging, der die Brache zum zweitenmal aufriß. Dann ſchüttelten die Frauen im Eſchenwinkel die Köpfe und redeten von der wunderlichen und harten Zeit und von dem fremden Land, dahin ſie ziehen wollten, und Heim Heiderieter, bei all ſeinem ſonſtigen Glück, ſah ſchwermütig darein.

Abends ſaßen die Eſchenwinkler am Abhang der Düne, im Heidekraut, Männer und Frauen; ihre Kinder ſpielten am Wehl. Dann kam das fremde Volk, wohl dreißig, vierzig hintereinander, wie eine Schar ſchnatternder Gänſe des Wegs entlang, ſahen weder rechts, noch links, hatten die Augen hinter den roten Kopftüchern verborgen und warfen nur ſcheue Blicke nach dem Volk des Landes, das ſie aus Brot und Heimat trieben. Dann war es ſonderbar zu beachten, wie die kleinen Eſchenwinkler, die am Wehl ſaßen, ſpotteten, und wie Heinrich Schütt, der einzige, der einmal

eine Indianergeschichte gelesen hatte, behauptete, solche Leute wolle er in Amerika mit dem Lasso fangen und auf seinem Feld arbeiten lassen. Die Frauen aber am Heideabhang ließen den Strickstrumpf sinken, die Männer bissen gedankenvoll auf ihre Pfeifen: so ließen sie den Zug still, ohne Bemerkung, mit beobachtenden Augen vorübergehen. Nachher redeten sie wohl eine Zeit lang über das Allgemeine, daß sie mehr Ansprüche ans Leben machten als jene, die hinter den Ulmen des Strandigerhofs verschwanden; daß sie, die sie Deutsche wären, nicht in Herden vor dem Vogt arbeiten könnten, und daß die Not da läge, da: daß sie kein Land hätten, gar kein Land, daß die Landleute rund umher selbst sagten: der Arbeiter, der etwas Land hat, ist der treuste und beste, und daß der alte Arbeiterstand im Land mehr und mehr verschwände und geringere Leute in ihre verlassenen Häuser zögen, und daß sie von der Fremde bekommen würden, was die Heimat ihnen verweigere: Land!

Über diese Dinge wurde in Rede und Widerrede, in einfacher, ruhiger Weise verhandelt, ohne Bitterkeit, ohne Zorn.

Hei, Probislav! du Springer vom Wodansberg! dich ließen sie nicht ruhig in den Hütten wohnen, die dir nicht gehörten und in dem Land, das nicht dein war. Über dich kamen germanische Fäuste, sächsische Äxte! Das war eine andere Zeit, Probislav!

Nur wenn Schütt zugegen war, der die Branntweinflasche in der Rocktasche trug, dann gab es bittere, harte Worte; das heilige Wort „Heimat" wurde mit Verachtung genannt, und des Vaterlandes wurde gespottet und der Kaisername in den Staub gezogen. Aber kein anderer sagte solche Worte, nur dieser Peter Schütt, der Enkel von Thoms Schütt, dem Säufer.

Zuweilen kam Heim Heiderieter von der Düne herunter, und Eva ſetzte ſich zu den Frauen. Sie wurde gern aufgenommen; denn ſie gab ſich einfach und natürlich und erzählte treu von guten und böſen Tagen, die ſie erlebt hatte, und von dem fernen, ſchönen Land, wo ſie geboren war, und von jener erſten Fahrt ins Holſtenland. Heim aber hatte eine gewaltige Karte von den Vereinigten Staaten auf den Knieen, und es gab einen Knäuel von Menſchen und Rauch um ihn und über ihm; denn er galt dafür, daß er jeden Katzenſteg drüben kannte; und es wurden Anforderungen an ihn geſtellt, die ihn der Ehrenmitgliedſchaft der geographiſchen Geſellſchaft würdig gemacht hätten, wenn er ſie hätte befriedigen können.

Bei den Frauen entwickelte die alte Thielſche, in ledernen Pantoffeln auf einem Heidebult ſitzend, zum zwanzigſtenmal, warum ſie nicht mit nach Amerika wolle. „Erſtmal das Waſſer, Kinder! Mich gruſelt, wenn ich daran denke! Und dann iſt da das Monatliche von Heinrich. Soll ich aus dem Land laufen, für das er geſtorben iſt? Und dann iſt da das Grab von Thiel und den Kindern. Fünf Kinder, Eva! Haſt du das ſchon geſehen? Jedes hat ſein kleines Holzkreuz. Telſche Spieker ſagt, ſie will alles rein halten; und ſie thut es auch, wenn ſie es verſprochen hat; aber wenn ich mir das nun ausdenke: ſie ſehen doch lieber, wenn ich es ſelbſt thue.“

So ſagte ſie. Dann fingen die andern an, ihr zuzureden: „Du wirſt viel Spaß davon haben, Thielſche, wenn du deine Enkel ſehen wirſt.“

Dann redete ſie von den Enkeln: „Es ſind wohl ſchon ſechzehn, Eva! Es kommen durchweg jedes Jahr zwei zu. Ich habe da ja vier Töchter, Eva.“

Und plötzlich wurde ſie lebhaft und erhob ihre Stimme:

„Wenn ich nicht auf den Pellwormer passe, wird der noch unklug und geht in seinen alten Tagen mit nach Amerika. Er sitzt den ganzen Abend vorm Gesangbuch und singt Nummer 438, der alte Mensch!"

Telsche Spieker, die neben Eva saß, wandte sich zu der Alten: „Das mußt du nicht sagen, Thielsche. Der Pellwormer denkt wohl nicht an Auswandern; aber er denkt an die, welche fortgehen."

„Laßt den Pellwormer in Ruhe, das ist einer von Maria Landts Sorte!"

„Maria Landt!"

„Daß die auf dem Kirchhof liegt!"

„Franz Strandiger ist doch ernster geworden."

„Junge, hol' mal das Gesangbuch; es liegt in der Lade. Kneife dir die Finger nicht!"

„438!" . . . Heim las mit lauter Stimme das alte Reiselied.

„Siehst du, der Pellwormer denkt an uns."

Dann war es eine Weile still.

Danach kam wieder einer zu Heim, und der Sprachgewaltige mußte die Freikarte übersetzen, die sorglich in Papier eingewickelt, aus der Brusttasche gezogen wurde. Staunend und voll Befriedigung vernahmen sie den Sinn der Worte.

Die andern aber redeten durcheinander: von Hausgerät, das wert wäre, mitgenommen zu werden, von dem Schinken, der im Rauchfang hing und mitfahren sollte, von den Verhältnissen der Verwandten und von ihren Hoffnungen. Und hierbei blieben sie, bis die Sonne unterging.

Und wenn einer genau aufgemerkt hätte, mit einem feinen Ohr, dann hätte er immer wieder das eine Wort gehört: „Land! Land!" Ja, das Wort ist viel genannt

worden in jenen ſtillen Maitagen am Abhang der Heide, gleich zu Süden vom Heidehof.

Dann ging überm Deich die Sonne unter. Sie vergoldete Waſſer und Land und legte in die Augen der Menſchen, die im Heidekraut ſaßen, warmen Schein. Sie ſahen alle nach ihr hin; dann gingen ſie auseinander. Nach vier Wochen ſteht der eine hier, der andere dort an der Thür einer Farm, und über den welligen Hügeln Jowas geht die Sonne unter, dieſelbe Sonne und doch eine fremde.

Zwei aber waren nie auf der Heide: Hinnerk Elſen und Anna Witt ... Anna Witt ſaß in der niedrigen Stube und ſtichelte den ganzen Tag an den Kleidungsſtücken, die ſie mitnehmen wollte; denn ſie wollte mit nach Amerika, ſie allein von den Witts, ein vergrämtes Mädchen, eine traurige Reiſende. Hinnerk Elſen kümmerte ſich nicht um ſie; er hatte kurz geſagt, ſie wäre ihm nicht ordentlich genug. Er hatte ebenſo wie ſie den Strandigerhof verlaſſen und arbeitete zwei Stunden weit an einem Straßenbau und ging ſelten an ihrem Fenſter vorüber zu der alten Thiel, die ſeit Jahren ſchon ſeine Wäſche beſorgte. Wenn ſie ihn ſah, wie er ſtolz und ſteif, den Blick geradeaus gerichtet, vorüberging, ſank ihr Kopf tiefer, bis er auf der Tiſchplatte lag und der Körper unter Leid und Thränen aufzuckte.

Am Sonntagmorgen, dem Tag der Abreiſe, war die kleine Kirche voll beſetzt; denn man wußte, daß die Auswanderer zum Abendmahl gehen würden. Auch wußten alle, daß Paſtor Friſius eine beſondere Predigt halten würde. Er hatte die Gewohnheit, Ereigniſſe, welche die Gemeinde erregten, in das Licht von Gottes Wort zu ſtellen.

Nun hörte man aber ſeit einigen Tagen, daß er krank ſei. Gleich nach der Rede, welche er an Marias Sarg

gehalten hatte, konnte er nicht ohne Hilfe vom Kirchhof nach Haus gehen und fiel gegen Abend in hohes Fieber. Seitdem kränkelte er und konnte das Zimmer nicht verlaſſen, ſah trübe aus den ſonſt ſo blanken Augen, ging wie ein alter Mann und war immer in tiefen und, wie es ſchien, traurigen Gedanken. An jedem Abend kam das Fieber und quälte ihn bis nach Mitternacht.

Der Pellwormer, der zuweilen den Klingbeutel trug, kam vom Paſtorat und ging durch den Steig und ſagte nach links und rechts, der Paſtor ſei krank, werde aber doch gleich kommen und vom Altar aus zu den Auswandernden ſprechen; dann werde das Abendmahl gefeiert werden.

Gleich darauf trat er müde und blaß herein, und nach einer kurzen Altarhandlung, und nachdem das Reiſelied geſungen war, ſprach er vom Altar aus zu den Auswanderern, die mit Frauen und Kindern in den erſten drei Mittelſtühlen ſaßen, im ganzen nun vierunddreißig Köpfe; denn es hatten ſich vier aus dem Dorf dazu gefunden. Sie waren alle gekommen, auch Schütts Familie. Die Frau ſaß gedrückt und verweint da, die Kinder eingeſchüchtert; er ſelbſt fehlte. Er hatte heute morgen geſpottet und geflucht: „Ich ziehe den alten Gott und die alte Heimat aus wie einen ſchlechten Rock und kaufe mir was Neues; es iſt drüben billig zu haben.“ Dwengers wären gerne mit ausgewandert; aber es war keine Freikarte für ſie angekommen; nun hatten ſie im Dorf, nicht weit vom Kirchhof, eine Wohnung gemietet, in jenem Haus, das jetzt ihr eigen iſt, in welchem ſich auch die Loge der Guttempler befindet, deren Vorſteher nun ſchon ſeit Jahr und Tag Chriſtoff Dwenger iſt. Reimer Witt war heute in der Frühe von Flackelholm gekommen, war gleich

mit einem Brief zu Heim gegangen und saß nun in der Kirche, um zum letztenmal mit seiner Tochter am Altar zu stehen. Sie saß neben Telsche Spieker im Frauengestühl, verweint und fast verzweifelt.

Die alte Thiel saß unter dem dicken, schwarzwollenen Umschlagetuch, pustend und schwer atmend, während ihr die Thränen über die vollen Backen liefen. Sie hatte sich in letzter Stunde entschlossen, mitzufahren. Nun kämpfte in ihr Heimweh und Sehnsucht nach den amerikanischen Enkelkindern und der Gedanke an das Grab bei Metz; und sie wäre zerrissen worden, da so viele und mannigfache Gedanken in ihr arbeiteten, wenn sie nicht so stark an Körper und Geist gewesen wäre. Sie hatte übrigens, nachdem sie sich bei Heim Heiderieter Rat und Auskunft geholt, ob es wohl anginge, beschlossen, die Reise in ledernen Pantoffeln zu machen, welche Schuster Ketels gemacht hatte. Sie hatte ferner durch einen Brief aus Jowa erfahren, daß ihre Tochter Therese, nachdem sie sechs Jahre in Kalifornien gewohnt, im vorigen Sommer nach Australien ausgewandert sei. Diese Nachricht machte ihre Beunruhigung vollständig, denn sie hatte das Wort Australien noch nie gehört, und Heim bemühte sich vergeblich, ihr mittels eines Torfkorbes, den er als Globus in der erhobenen Hand hielt, klar zu machen, wo das sonderbare Land läge.

Hinter den Auswandernden saßen die Verwandten und Nachbarn aus dem Dorf, unter ihnen der Pellwormer im langen Rock mit engen, am Handgelenk ein wenig geschlitzten Ärmeln, wie es vor vierzig Jahren Mode war, und im schwarzseidenen Halstuch. Ganz hinten, unter der Orgel, saß Hinnerk Elsen, in schwarzem Rock und weißem Kragen, sehr gerade und ordentlich. Nur zuweilen bog er sich ein wenig seitwärts und sah mit gerecktem Hals

nach Anna Witt hinüber und zog die Augenbrauen hoch und machte ein mächtig ehrenwertes Geſicht.

Im Heiderieterſchen Stuhl aber, hinter der Eichenthür mit den gotiſchen Türmchen, unter dem Epitaph der Heiderieter, ſaß Heim und neben ihm Eva Walt im ſchwarzwollenen Kleid und einen Myrtenkranz im dunkeln Haar. Die Auswanderer hatten geſagt: „Mache Hochzeit, Heim, ehe wir reiſen.“

Da hatte Heim zu Eva geſagt: „Du ... wir müſſen an dem Reiſeſonntag Hochzeit machen. Was ſagſt du dazu?“

Sie hatte die Thür ſchon in der Hand und ſich nicht umgekehrt und in ihrer raſchen Weiſe geſagt: „Wie du willſt, Herr!“

Er ſprang ihr nach: „Ich habe darüber nachgedacht. Wo ſollen die Auswanderer am Sonntag eſſen?“

„Bei uns auf der großen Diele! Bunten Mehlbeutel und Speck! Iſt ſchon alles überlegt und angeordnet.“

Da hatte er ſie erſt mit großen Augen bewundernd angeſehen; dann war er, froh wie ein Junge, mit ſeinen langen Beinen die Düne hinabgeſtolpert und hatte alle zu Sonntagmittag eingeladen.

Paſtor Friſius ſtand am Altar und redete von Haus, Herd, von Taufen und Hochzeiten und Gräbern, von Idſtedt und Gravelotte, von Spaten und Kleigräben, von brauner Heide und grünem Deich und dem dunkeln Wehl dazwiſchen, von Schweiß und Schwielen. Er ſagte zu den Großen, ſie *könnten* die Heimat nicht vergeſſen, und zu den Kleinen, ſie *ſollten* ſie nicht vergeſſen. Er ſprach von dem, der Herr iſt auch über das Meer, auch jenſeits des Meeres, dem auch Jowa gehört; dem alle Menſchen gehören; der auf ſeine wandernden Kinder ſieht.

Er redete vom Wandern. Wie alle Menſchen Perlen ſuchten. Erſt als Kinder im Sand, dann in jungen Tagen in der Luft, dann im Mannesalter auf der Erde; dann zuletzt unter der Erde. Wir ſeien aber auf die Reiſe geſchickt, vor allem nach einer köſtlichen Perle zu ſuchen, nach einer einzigen, viel Ehre werten Perle, nach einer Perle, rein wie Gottesauge, hell wie Sonnenauge, ſüß wie Mutterauge. Dieſe Perle iſt das Himmelreich. ‚Hunger nach Land treibt euch aus der Heimat, vergeßt nicht das ewige Land.‘

Dann redete er noch in kurzen Sätzen von dem Inhalt, der Schönheit und der Kraft des chriſtlichen Glaubens. Er ſprach einfach und ſchlicht, mit den ſtarken Ausdrücken und den Begriffen, welche ſeine Hörer kannten. Wäre ein Fremder in der Kirche geweſen, er hätte genau ſagen können: So haben dieſe Leute gelebt! Das iſt ihre Arbeit geweſen! Das iſt ihre Liebe und das ihre Hoffnung!

Nachher traten ſie an den Altar, zuletzt Heim und Eva. Als Paſtor Friſius ihre Hände vereinigt hatte, hielt er ſich nur mit Mühe aufrecht. Am Arm des Pellwormers ging er ſchräg über den Kirchhof in ſein ſtilles Haus.

* * *

In der birkengeſchmückten Dreſchtenne ſtand Heim und rief die Männer beiſeite und ſagte zu ihnen: „Ich ſoll euch einen Gruß von Andrees Strandiger ſagen; und damit ihr ſeht, daß ihm leid iſt, was hier auf Strandigerhof geſchehen iſt, giebt er jedem von euch Verheirateten fünfhundert Mark und jedem Ledigen zweihundert. Auch dir, Anna. Hier, Kind, nun wein' nicht! Stecke es gut weg! Er bittet euch, daß ihr nicht ſo hart von ihm denkt.“

Sie nickten alle, redeten gute Worte und ließen ihn grüßen, ſagten auch, daß ſie an ihn ſchreiben wollten.

Danach ſaßen ſie um den langen Tiſch, der von dem einen Ende der Dreſchdiele bis zum andern reichte, oben Heim und Eva, rechts Reimer Witt, links Haller, dann der Pellwormer, dann die andern: Kinder und Eltern durcheinander. Telſche Spieker lief hin und her, trug Speiſen auf und ſchenkte aus der Tonne das Braunbier. Wenn ſie einige Biſſen genommen hatten, ſetzten ſie die gabelbewaffnete Rechte aufs Knie und griffen nach dem Bierglas.

Der Reſt der Eſchenwinkler und die nahen Bekannten aus dem Dorf, die in der Heimat blieben, ſtanden auf dem Weg oder in dem weitgeöffneten Thor oder kamen zu den Eſſenden herein, ſtellten ſich hinter ſie und ſprachen noch dies und jenes. Die alte Gruhlſche vom Sandweg machte an dieſem Tag ihren letzten Gang durchs Dorf; ſie kam, auf den Stock geſtützt, und brachte Brief und Gruß an ihren Sohn in Davenport. Brief und Gruß ſind richtig beſtellt worden, aber als der Sohn den Brief las, lag die Mutter ſchon in der Erde.

Die Sonne warf warme, leuchtende Strahlen in die Diele. Sie ſchauten oft hinaus. Dort in der Ferne blinkte das weite Meer. „Morgen abend ſind wir auf deinen Wellen.“

Es wurde kein Lachen laut, kein lautes Wort wurde geſprochen, keine Rede gehalten. Nur Heim ſtand auf und hob ſein Glas und ſagte mit blaſſem Geſicht: „Gott mit euch!“ und winkte und ſetzte ſich. Und Lehrer Haller ſtand nach ihm auf, wollte wohl noch mehr ſagen, ſagte aber nur: „Ihr ſeid faſt alle bei mir in der Schule geweſen und habt meinen Stock gefühlt.“ Weiter kam er nicht; aber er hob mit drohender Gebärde die Hand, daß ſie ihn verſtanden. Es zuckte gewaltig um ſeinen Mund, und ſeine Augen waren mit einem Male voll von Thränen.

Wer sonst ein Wort zu seinem Nachbar sagte, der räusperte sich und hustete. Es war ihnen allen, als wenn sie eine fremde Sprache und einen fremden Ton im Munde hatten; sie sahen sich mit blassem Gesicht an und jeder wußte, was dem andern durch die Seele fuhr.

Vom Heideberg aus, zu Süden von Heims Haus, sahen sie zum letztenmal über Land und Sand und Meer. Die Heimat warf sich noch einmal an ihre Brust, herzte und küßte sie, und es ward ihnen schwer, sie wegzustoßen und zu sagen: „Wir gehen und kommen nicht wieder."

Dann gingen sie alle den Dorfweg entlang nach dem Bahnhof.

Der alte Pellwormer ging zwischen den Kindern, der junge Rohde neben seinem Vater. Die Mutter war zu Haus geblieben.

„Grüß' deine Brüder und Schwestern!" sagte der Alte.

„Vater, nun bleibt ihr allein."

„Ja, das ist so der Welt Lauf."

„Vater ... sag' mal, was wollt ihr abends thun? Die Zeitung kommt nur zweimal in der Woche. Du rauchst deine Pfeife und Mutter strickt; aber wovon wollt ihr sprechen? Und für wen soll Mutter stricken?"

„Es wird wohl etwas stiller bei uns werden. Mutter ist jedesmal stiller geworden, wenn einer von euch fortging. Die ersten beiden Kleinen verloren wir; dann ging Heinrich mit sechzehn Jahren fort, dann die beiden Mädchen, dann Jürgen, nun du."

„Wollt ihr nicht vielleicht nachkommen?"

Der Alte schüttelte den Kopf: „Mutter verläßt die Gräber und das Dorf nicht. Sie ist ja hier gebürtig."

Es schnürte dem Jungen die Kehle zu: „Hast du gesehen, daß Mutters Haar ganz grau ist?"

„Ja, du nicht? Mutter iſt nicht ſtark. Sie litt zu viel bei deiner Geburt.“

„Erſt heute ſah ich das graue Haar ... Wenn ich nur wüßte, was ihr des abends thun wollt?“

„Da ſorg' man nicht!“

„Wenn ihr ſo ſtill ſitzt, und Mutter ſieht vor ſich hin auf den Fußboden ... denn zu ſtricken hat ſie wahrhaftig nichts!“

Sie gingen eine Weile nebeneinander. Nun kam die Biegung, wo ſie zum letztenmal das Haus ſahen.

„Vater ... ich ſpring' noch raſch zurück und will nachſehen, was Mutter treibt.“

Und er ſprang zurück und trat in die offene Thür und ſah in die Stube und fand ſie nicht. Da ſaß ſie in der Küche auf dem Herd von Rotſteinen, die Hände gefaltet im Schoß, gebeugt, den ſtillen Blick ins Leere vor ſich hingerichtet, und ihr Haar war grau.

„Mutter! Ich will ... hier bei dir bleiben, und wenn ich auch nie Land und Pferde bekomme. Ich kann dich nicht allein laſſen.“

Und als der Junge nicht wiederkam, ging der Vater zurück und fand die beiden noch auf dem Herdrand ſitzend, und zum erſtenmal, ſeit er kein Kind mehr war, hatte der große Junge ſeine Arme um ſeine Mutter gelegt.

So blieb Wilhelm Rohde in der Heimat, deshalb, weil er meinte, daß ſeine Mutter nichts zu thun hätte, wenn er fortginge. Er wohnt jetzt zu Süden des Waldes auf anderthalb Hektar Geeſtland, die ihm Andrees Strandiger billig überlaſſen hat, in einem neuen Haus und geht jeden Morgen, wenn der Tag graut, über die Heide und tagelöhnert auf Strandigerhof. Sein Vater hat die Sechzig nicht erreicht — die Ruhr von Metz hatte ſeine Lebens-

kraft geknickt —, seine Mutter aber, jetzt eine alte Frau mit weißem Haar, wohnt bei ihm und hat genug zu thun; denn Bertha Witt, die er sehr jung gefreit hat, hat ihm schon zwei Kinder geboren.

Auf dem Bahnhof spielte Schütt auf der Harmonika, die er mitgenommen hatte, irgend eine heitere Weise und fing auch an, danach zu singen. Aber das fand keinen Gefallen, und Heim nahm ihm das Ding weg und sagte zu einem andern, der nicht mitreiste: „Spiele ‚Schleswig-Holstein, meerumschlungen'!"

Das wurde gern gehört. Der vierte Vers wurde von einigen, die in der Heimat blieben, gesungen:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n.
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n.

Die Auswanderer hörten mit gesenktem Blick zu und bezogen alles auf sich.

Dann kam der Zug.

Am traurigsten war Anna Witts Abschied; sie konnte sich nicht von ihrem Vater reißen. Am Ende faßte Schütt, der angetrunken war und laut lachte und sagte, man solle die sogenannte „Heimat" grüßen, das weinende Mädchen hart an und zog sie in den Wagen. In diesem Augenblick betrat Hinnerk Elsen in ziemlicher Aufregung den Bahnsteig und sah die Scene. Der Zug fuhr ab. Die Fenster waren voll von winkenden, thränenvollen Augen. Von Anna Witt war nichts mehr zu sehen.

* * *

An diesem Abend war es im Eschenwinkel und auf der Heide still. Sie saßen nun alle in ihren Häusern und beredeten die Größe des Tages.

Über die Heide gingen Heim und Eva, mit ernsten Gesichtern, aber doch froh bewegt. Ihr Hochzeitstag war ernster, als sie sich ihn gedacht hatten. Der stumme Jammer, den sie in so vielen, sonst so gleichgültigen Gesichtern gesehen hatten, hatte ihnen ans Herz gegriffen.. Erst der Friede, der über der stillen Heide lag, führte sie zu der schönen Gegenwart und zu ihren eigenen Sachen zurück.

„Im Sommer mußt du draußen arbeiten, Heim, den ganzen Tag, sehr fleißig! Nur abends darfst du wohl diesen oder jenen Gedanken flink niederschreiben."

„Soo . . .!"

„Wenn dann aber der Winter kommt, verwalte ich mit dem Knecht das ganze Haus. Dann kannst du am Schreibtisch sitzen."

„So lange es währt."

Sie schüttelte seinen Arm: „Unterbrich mich nicht! Also . . . du mußt was Ordentliches schreiben! Nicht so einen windigen Sang! Etwas Ernstes! Das man mit Händen anfassen kann, ohne daß es zerbricht. Von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit. So recht Deutsches und Einfaches, wie Reuter und Freytag geschrieben haben, so etwas für das ganze große Volk, was der Gebildete gern liest und auch der einfache Mann."

Er wollte sie wieder unterbrechen; aber als sein Arm wieder geschüttelt ward, begnügte er sich damit, sich selbst zu sagen, was er ihr sagen wollte: „Die faßt kräftig in die Zügel der Regierung des Heidehofs."

„Siehst du . . ." fuhr sie fort, „was wir heute erlebt

haben, dieſen Abſchied von der Heimat, das iſt ein rechtes deutſches Bild. So ſind Millionen Deutſche aus der Heimat gezogen."

„Du vergißt ganz und gar, daß heute unſer Hochzeitstag iſt."

„Höre doch, Heim!! Vielleicht könnteſt du ja zuerſt einen Stoff aus der Vergangenheit deiner Heimat nehmen."

„Einen hiſtoriſchen Roman?"

„Na ja."

„Mag ich nicht mal leſen, viel weniger ſchreiben."

„Du lieſt doch Freytag gern und Ekkehardt?"

„Am liebſten les ich in deinen Augen! Komm her! Wie fein du biſt! . . . Leg' doch ein einzig Mal den Arm um mich!!"

„Hier nicht, Heim."

„Du haſt es überhaupt noch nicht gethan."

„Nachher im Haus, Heim."

„Komm! Wir gehen nach Haus. Die Sonne geht unter."

Sie ging ſehr langſam und hielt ihn am Arm zurück.

„Die Luft iſt ſo rein und ſchön und der Himmel ſo blau . . . Die Kartoffeln kommen gut auf; wir müſſen nächſte Woche hacken. Sage mir, wieviel können wir auf dem Hektar bauen, wenn das Jahr leidlich gut wird?"

„Es iſt leichter, guter Boden: hundertfünfzig Tonnen."

„Und die Tonne?"

„Wollen ſagen: drei Mark fünfzig Pfennige."

„Sind ſo und ſo viele Mark."

„Der Landmann, mein Deern, muß dreimal rechnen!"

„Ei . . . das wäre!"

„Ja, ſiehſt du! Erſtmal, wenn er ſäet, ob's aufkommt!"

„Sie kommen auf!"

„Dann: wenn's aufkommt, ob's geerntet wird!"

„Ja . . . so!"

„Endlich: wenn er geerntet hat, ob er was dafür kriegt! . . . Siehst du, Kind Eva! So ein Rentner! Der rechnet nur einmal! Schere her! Ab! Das Geld klirrt zugleich mit der Schere auf den Tisch. Du hättest dir einen Rentner nehmen müssen!"

„Einen jungen Rentner? Langweiliges Gesicht . . . Schlafrock . . . schaut zu, wenn das Mädchen die Stube feudelt . . . thut es zur Not selbst . . . gräßlich."

„Ei Wetter! Wo hast du das her? . . . Dann hätt'st du dir einen Beamten nehmen müssen! Da bekommt die Frau monatlich am Ersten, mittag halb zwölf, ihr Geld: Da, Lieselotte! Und der Herr nimmt sich sein Biergeld, teilt's ein: es stimmt!"

„Nein! Ich mag keinen Beamten. Viele trinken täglich Bier, und das ist ein Greuel; man wird auch dümmer davon, Heim! Andere lesen immer Zeitung. Was haben die Beamtenfrauen von ihren Männern? Sie denken noch nachts im Traum an ihre Akten, Schulen, Gänge, Reden und an ihren Stammtisch. Viele werden auch seltsam, wenn sie alt werden, und meist gerade die Treuesten.

Der Landmann . . . geh' nicht so rasch, Heim . . . der Landmann ist der vollkommenste Mann! Das heißt: er kann es sein. Er kann es am ehesten sein. Freilich: er muß etwas gelernt haben und muß doch einfach bleiben. Er muß selbst den Spaten anfassen, und es muß seine Ehre sein, mit dem Pflug und dem Saatsack über sein Land zu gehen. Seine Frau hat Ansehen bei ihm, darum, weil sie das ganze Hauswesen in Kopf und Händen hat und alles am besten versteht. Der Mann führt die Zügel draußen, sie drinnen."

„Wir sind Mann und Frau! Wie fein du aussiehst!! Komm! Laß uns nach Hause gehen!“

„Die Frau des Landmanns ... Laß dir doch Zeit, Heim ... es ist noch ganz hell ... die Frau des Landmanns hat den Mann fast immer in der Nähe, doch so, daß er seine Arbeit hat und nicht lästig fällt, wie du jetzt, Heim, mit deinem Arm. Komm, nimm die Hand weg! Er steht nicht im Weg und hat keine Zeit, lange Reden zu halten. Und abends sitzen sie bei einander vor der Thür, beide müde, und denken nicht an Gesellschaften und derlei hohe Dinge. Sie sehen in die Abendsonne und freuen sich.“

„Und dann gehen sie schlafen! Komm', Eva!“

„Wir gehen noch ein wenig über die Heide, Heim.“

„Nein, Eva! Kehr' dich um, Eva Heiderieter! Dort liegt dein Haus!“

„Müssen wir nach Haus?“ Sie sah seitwärts über die Heide, in ihrem Gesicht lag ein Ausdruck von Sorge. Aber plötzlich kehrte sie sich zu ihm, legte die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Dann ging sie langsam und schweigend an seinem Arm dem Hause zu.

Als sie über den Wall gingen, kam Hinnerk Elsen mit starken Schritten, die kalte Pfeife in der Hand, ohne Mütze, durch den Garten auf die beiden zu.

„Du, Heim!“ sagte er erregt, „ich bin eben bei Telsche Spieker gewesen; Reimer ist schon wieder nach Fackelholm. Nun hat mir Telsche Spieker den Kopf dermaßen gewaschen, daß mir die Haare zu Berge stehen! Sie sagt, ich habe nicht um Anna gesorgt. Ich, sagte sie, bin unordentlich und schlotterig gewesen. Ich!“ Er schlug mit der Faust gegen seine Brust. „Du weißt, sie kann grob

und fein ſein zu gleicher Zeit! Du kennſt ſie ja auch! Aber diesmal war ſie bloß grob; ſie hat vor mir auf den Tiſch geſchlagen! Sie ſagt, ich hätte den Bräutigam ſpielen wollen und mich wie ein Großvater benommen. Nachher kam der rappelige Pellwormer und machte es noch ſchlimmer: ſie donnerte, er ſang. Sprechen konnte er keinen Ton; taubſtumm war er; aber ſingen konnte er! Immer nach der Melodie: ‚Weißt du, wie viel Sterne ſtehen?‘ Mich wundert, daß mein Rock heil geblieben iſt; meine Reputation haben ſie mir kurz und klein geſchlagen. Was ſagſt du dazu?“

„Sag' mal, Hinnerk, warum gingſt du zu Telſche? Es iſt lange her, ſeit du Reimers Haus betreten haſt.“

„Ich? Na, ich wollte wiſſen, was das eigentlich mit ihr war ... wie ihr zu Mut geweſen iſt ...“

„Ah ſo! Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute! Der ordentliche Hinnerk erkundigt ſich nach der unordentlichen Anna!“

„Nein, Heim! Weißt du ... es iſt eine dumme Geſchichte! Sie thut mir leid!“

Er ſah mit den Augen des ſchlechten Gewiſſens auf Eva. Die ſah ihn ernſt genug an: „Ich will nicht vor Ihnen auf den Tiſch ſchlagen, Hinnerk; aber ich will Sie bitten: denken Sie nach, ob Sie etwas verſehen haben. Wenn das der Fall iſt, dann machen Sie es wieder gut, ſo weit es möglich iſt.“

„Ja ... ja ... das iſt doch mal ein verſtändig Wort! Ich glaube auch: das muß alles wieder in Ordnung gebracht werden.“

„Hinnerk, das würde uns mächtig freuen!“ ſagte Heim und legte den Arm um Eva. „Die Kleine iſt unſer Nachbarskind! Vergiß, Junge, was geſchehen iſt.“

„Na! denn guten Abend! Es war man gut, daß ich zu euch kam. Guten Abend nochmal!"

Er ſchwenkte zum Gruß die Pfeife.

„Willſt du Feuer haben, Hinnerk?"

„Ich habe Feuer genug!"

* * *

Eine Stunde ſpäter klopfte es auf einem Bauernhof im Dorf an das Fenſter der Knechtskammer. Wilhelm Rohde, der noch wach im Bett lag, ſprang auf und öffnete das Fenſter.

Da ſtand Hinnerk Elſen draußen im Dunkeln.

„Du, Wilhelm ... ich gehe hier gerade vorbei und komme erſt Sonnabend wieder, vielleicht auch nicht. Ich wollte gern mal wiſſen, was auf deiner Fahrkarte ſteht. Auch haſt du wohl ſo eine Art Paß? Vielleicht gehe ich ſpäter auch nach Amerika."

„Ja, das iſt ſehr einfach, du biſt ja nicht Soldat geweſen. Dann macht das keine Schwierigkeiten. Warte!"

Gleich darauf ſtand er wieder am Fenſter und hatte einige Papiere in der Hand. „Du kannſt ſie nicht leſen," ſagte er. „Nimm ſie mit, ich brauche ſie nicht."

„Haſt du was darauf bezahlt?"

„Nein."

Hinnerk Elſen verſchwand in der Nacht.

* * *

Über dem Hamburger Hafen lag am anderen Morgen noch dichter Nebel, ſo dicht, daß man die Takelungen der Schiffe nicht ſah: unten das graue Waſſer, oben der graue Nebel, dazwiſchen undeutliche, dunkle Schiffsrümpfe. Das erſte Leben der Morgenfrühe rührte ſich: vom fernen

Kai her, auf dem andern Ufer, kam das Rollen eines schweren Wagens stoßweise herüber; ein Segelbalken schlug auf; ein ruhiges Wort kam gleich nachher aus Nebel und Wasser; ein schlürfender Schritt ging an der Hausreihe entlang.

Da stand das alte Auswandererhaus, gebeugt und alt, mit trüben Augen, wie von Kummer gedrückt ... oder wie eine alte Kupplerin, die am Weg steht und mit Menschen handelt. Mit verschlafenen Augen blickte der junge Tag in die blinden Scheiben und konnte Anna Witt nicht erkennen, die allein, als die Erste, die Treppe hinuntergestiegen war und, auf dem Fußboden kauernd, in ihren Sachen kramte. Sie suchte und kramte und suchte doch nur die Einsamkeit.

Oben im Schlafraum rührten sich die andern; in einer Stunde ging es an Bord.

Sie setzte sich neben ihr Bündel auf den Holzstuhl, sah in dem trübseligen Raum um sich, stützte den Kopf in die Hand und weinte.

Da kam von draußen ein schwerer Tritt, die Thür wurde geöffnet, ein Mann stand da und versuchte, sich in dem Raum zurecht zu finden. Als er die Gestalt neben dem Bündel sah und das Schluchzen hörte, ging er dahin.

Sie meinte, es wäre der Wirt, und sah auf. Da erkannte sie Elsen. Mit angstvollen Augen sah sie ihn an.

„Na ... laß man!" sagte er mit gepreßter Stimme. „Es kommt wohl alles in Ordnung. Drüben machen wir Hochzeit."

Sie schüttelte trostlos den Kopf, ihn immer noch anstarrend. „Was willst du noch?" sagte er.

„Du ... du mußt es mir sagen."

„Was? ... daß ich schuld habe?"

„Hinnerk!“ schrie sie auf ... „Nein! Nein! Du sollst mir sagen, daß du mich doch noch lieb hast.“

„Na, ja! Sonst hätte ich nicht den weiten Weg gemacht. Nun komm' man her ... so ... Nun sei man still!“

Nach einer Weile, als sie ein wenig ruhiger geworden war, sagte er: „Ich habe ein erbärmlich schlechtes Gewissen.“

„Warum denn, Hinnerk?“

„Weil ich gegen Telsche Spieker grob geworden bin und dem Pellwormer mit seinen Sternen heimgeleuchtet habe, und weil ich Wilhelm Rohdes Fahrkarte habe.“

Sie senkte den Kopf.

Er zog die Pfeife heraus, trat an den Tisch heran und sagte: „Nicht mal Feuer in dieser Spelunke.“

Dann fand er es und setzte sich neben sie, und im Aufflammen des Streichholzes sah er ihr blasses, ängstliches Gesicht.

„Na!“ sagte er noch einmal. „Es kommt alles wieder in Ordnung. Heims Eva hat gesprochen wie ein Pastor. Man muß es wieder gut machen, sagt sie. Aber das ist eine verzwickte Geschichte: wenn man dafür sorgt, daß man an der einen Stelle das Gewissen rein macht, fegt man an der andern so viel Staub zusammen, daß er einem übern Kopf fliegt. Ich will ein Fenster öffnen.“

Er stand auf und sah mit zufriedenem Gesicht in den anbrechenden Morgen. Nach einer Weile wandte er sich um: „Es kann mich bloß ärgern, daß die zweitausend Mark nun doch nicht voll geworden sind.“

Anna Witt kniete wieder neben ihrem Bündel und sagte: „Ich habe ja die zweihundert, Hinnerk, die Heim mir von Andrees gegeben hat.“

Fünftes Kapitel

So!“ ſagte Heim zehn Wochen ſpäter: „Alles iſt gehackt und gejätet; nun können wir mit unſerer Arbeit nichts mehr thun, nun kommt die Zeit des Wartens! Hallo, Frau Eva! Wir ſpannen an und fahren nach Flackelholm!“

Sie nickte: „Ich habe es ſchon lange gewollt, obgleich ich mich vor der Wattfahrt fürchtete. Ich möchte Ingeborg wiederſehen.“

„Iſt die Beſte ... nach dir!“

„Was meinſt du, wird ſie Andrees' Frau?“

„Still! Wird nicht beraten; wird nicht beſprochen! Auf Marias Grab blüht noch keine Roſe.“

„Ich war geſtern dort: ſie hat Knoſpen.“

„Laß gut ſein!“

„Haſt du Aufträge für Andrees?“

„Nur einen Brief vom Paſtor. Er hat mir ihn heute morgen bringen laſſen, als ich vom Torfmoor kam; er ſoll ſehr ſchwach ſein.“

„Der Arme! Er macht es nicht mehr lange. Was haſt du ſonſt?“

„Nichts! Ich will dich vorſtellen als Frau.“

„Und dich ſelbſt als Herrn!“

„Und dann will ich fragen, ob er den übrigen Eschenwinklern helfen kann. Sie gehen anderthalb Stunden weit nach dem Diekskooger Vorland auf Arbeit. Es ist ein Jammer."

„Wie wohl alles enden wird, mir ist oft so bange! Ingeborg mit Andrees zusammen auf Flackelholm, das ist so peinlich, so unverständig, und Franz auf Strandigerhof, und Andrees' Mutter in ihrem stillen Zimmer ... Franz besucht sie täglich stundenlang, Heim!"

„Die Hauptsache ist, daß Andrees stark und daß Ingeborg seine Frau wird."

„Du scheinst sehr glücklich zu sein."

„Bilde dir nichts ein! Du!"

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und dehnte sich. „Ich habe ein mächtig reines Gewissen," sagte er. „Zehn Wochen stramm gearbeitet! Und das in den Flitterwochen. Andere Leute machen Hochzeitsreisen."

„Du hast deine Hochzeitsreise zwischen den Kartoffelreihen gemacht... Was meinst du, kommen wir vorwärts?"

„Wenn ich so brav und verständig bleibe wie bisher!"

„Darum sorge nicht, mein Lieber! Das ist meine Sache!"

Sie strich mit der Hand, an der der Ehering blitzte, über das Tischtuch und winkte ihm mit den übermütigen, dunklen Augen und nickte.

Er lachte: „Du hast Selbstbewußtsein!"

„Das bringt das schwere Amt so mit sich."

Er streckte den langen Arm über den Tisch: „Hinaus!" rief er. Und als sie ihn lachend ansah, die vollen Arme auf den Tisch gelegt, sprang er auf.

Da lief sie rasch aus dem Saal; denn wenn er sie fing, ward sie sobald nicht wieder losgelassen.

* * *

Am Mittag ſank draußen die Flut. Da fuhren ſie in Reimer Witts Begleitung über das Watt. Es war eine Fahrt unter den günſtigſten Verhältniſſen: mit raſchen, ſtarken Pferden, bei hellem, klarem Wetter und leichtem Wind; aber das Herz der jungen Frau wurde doch bedrückt, und ſie war ſehr ſtill, als ſie das einſame Land endlich vor ſich ſahen. Es lag da wie ein grünes Blatt auf ſpiegelblankem Teich; denn ſchon kam die Flut; und das ganze Watt glänzte von ſonnenbeſchienenem Waſſer.

Ingeborg kam ihnen von der Hütte her entgegen. Eva ſah ſie und dachte: „Wie iſt ſie ernſt geworden und ſchön.“

Sie trug ihr ſchweres, blondes Haar einfach in Flechten gewunden im Nacken, hatte ein ſchwarzes, weiches Wollkleid an, fußfreien Rock und niedrige Schuhe von ſchwarzem Leder. Ihre Augen lagen, trotz der Fülle ihres Geſichts, tief in den Höhlen und hatten etwas Trauriges, Grübelndes. Wenn ihre glänzenden Blicke wie Pfeile ausflogen, zielten ſie nicht auf die Augen der andern, ſondern flogen ſcheu hierhin und dahin und dann, mutlos vom vergeblichen Suchen heimkehrend, ſanken Bogen und Pfeile zur Erde.

Heim ging über die Düne Andrees entgegen, der auf der Ebene des Strandes ſich näherte; Antje und Reimer waren fortgegangen, um im Dieksander Priel einige Krabben zum Abendbrot zu fangen.

Da faßte Ingeborg Evas Hand und ſagte: „Kommen Sie mit in die Hütte! Es iſt noch ſo warm. Wenn es Abend wird, beſehen wir die Inſel.“

In der Hütte, gleich am Eingang, ſagte Ingeborg: „Heim iſt von Kind an mein Freund geweſen; ich möchte auch Ihnen näher ſtehen. Darf ich ‚du‘ ſagen?“

Eva ſetzte ſich auf den Stuhl, der neben dem Tiſch ſtand, und ſah zu Ingeborg empor, freundlich, mit den dunklen,

bittenden Augen; ihre weichen Lippen öffneten sich ein wenig, als wollten sie fragen: „Nun sage, was dich drückt?“

Ingeborg sah noch einmal durch den ärmlichen, kleinen Raum, dann glitt ihre hohe Gestalt auf die Kniee, und sie legte beide Hände in Evas Schoß: „Ich freue mich so,“ sagte sie weich, „daß du gekommen bist. So lange hause ich nun hier. Hier schlafe ich, dort Antje; die Männer wohnen in der Blockhütte. Kein anderes Frauenwort als Antjes eintönige, oft wirre Rede, kein anderes Frauengesicht als ihre treuen, thörichten Augen. O, wie habe ich mich nach einem Frauengesicht gesehnt. Wie freue ich mich, daß du gekommen bist.“

„Weißt du,“ sagte Eva und legte ihre Hände auf Ingeborgs Schultern, „ich bin deinetwegen gekommen; denn ich dachte: die braucht ein freundliches Wort.“

„Das brauche ich; ich muß Mut zeigen und habe keinen; ich soll hier bleiben und müßte fortgehen. Es quält mich, was die Menschen über mich denken. Das wollte ich dir klagen. Du bist meine Schwester.“ So sagte sie und verbarg ihr glühendes Gesicht in Evas Schoß und fing an, genau von Marias Tod zu berichten.

„Mag sie bei Sinnen gewesen sein oder von Sinnen?“

„Von Sinnen,“ sagte Ingeborg weinend. „Sie war krank.“

„So ist sie gestorben, weil sie helfen wollte. Das Licht ihres Verstandes war ausgegangen; nur die Liebe brannte noch.“

„Ja, Eva ... So ist es.“

„Also meine ich, ihr müßt vergessen, was an Schuld oder Versäumnis dahinten liegt, und müßt euch und den Eschenwinklern und sogar Franz helfen, wenn er der Hilfe bedarf. Das ist Marias Wille, der euch heilig sein muß.

Und freut euch, Ingeborg, das, was Maria von euch fordert, will Gott von allen Menschen: daß wir einander helfen, nicht haſſen."

„So muß ich hier bleiben?"

„Ja! Solange er deiner Hilfe bedarf!"

„Du haſt ſo etwas Sicheres und Ruhiges; mein Herz hört auf zu klopfen und wird ſtill."

„Wir müſſen hilfsbedürftig ſein gegenüber Gott, Ingeborg, und hilfreich gegenüber den Menſchen."

„Früher habe ich wie eine Lerche vor Gott und den Menſchen geſungen. Jetzt verberge ich mein Geſicht."

Da tröſtete Eva die Weinende mit ihrer herzlichen Stimme und weichem Händeſtreicheln. Dann hob ſie die Knieende auf und ſagte: „Komm mit, wir wollen zu den Männern gehen."

Die beiden ſtanden auf der Düne: Heim etwas größer als Andrees, ſonſt ähnliche Geſtalten, große, kräftige Männer, wie ſie am Saume der Nordſee wachſen. Heim mit hellem Haar, Andrees dunkel; Heim ſehr gerade und mit mächtigen Schultern, Andrees etwas hager und ein wenig gebeugt, ſehr verändert, ſeit er vor einem Jahr in der Tübinger Weinſtube ſtand. Heim ſah gleich auf ſeine Frau, die er bereits entbehrt hatte: „Komm hier herauf, Kind!" rief er. „Hier ſiehſt du bis England."

„Hörſt du?" ſagte Eva, „Kind nennt er mich."

„Ich glaube," ſagte Ingeborg, „als ich klein war, hatte er mich lieb. Er war damals ein großer, langer Junge. Nachher ſind wir immer Freunde geweſen. Nun biſt du ihm die Nächſte."

Eva antwortete nachdenklich: „Es hat ſich wunderbar gefügt, daß ich nun hier als glückliche Frau hauſe, ſo fern von meiner Heimat."

„Ja, dein Leben ist bisher wunderlich verlaufen."

„Aber nun wird es ruhig werden, sehr ruhig; ich kann nun bald nicht mehr weit wandern. Wenn der Winter kommt ... es wäre schön, Ingeborg, wenn du in diesem Winter auf Strandigerhof sein könntest und täglich zu uns kämst. Ich könnte dich wohl brauchen."

„Ich will sehen, Eva. Ich will an das denken, was du mir anvertraust." Und sie küßte rasch den Mund der jungen Frau.

* * *

Der Abend war mild und weich. Sie saßen auf der Bank, die oben auf der Düne stand, und sahen über das Meer, auf das der Abend sich niederließ wie der Schlaf auf den liegenden Menschen. Noch regte es sich und stieß mit den weißen Füßen gegen den Rand des Bettes, gegen den Strand von Sand; aber wie der Abend sank, verschwand da unten das Bild der Brandung, es wurde still und Nacht. Nur zuweilen, wie Murmeln im Schlaf, kam ein Rauschen und Grollen herauf. Fern, bald hier, bald da, wie das Weiße im Auge des Raubtiers, blitzte weißlicher Schein durch die Nacht.

Sie saßen alle stumm nebeneinander. Eva hatte den Arm um Ingeborg gelegt, Heim saß neben Eva. Andrees Strandiger saß auf der Salztonne, die er gestern vom Strand heraufgeholt hatte. Antje kauerte im Sand, der noch warm von der Sonne war; Reimer, der die Pferde besorgt, kam langsam die Düne herauf.

Es war etwas Erregtes, Festliches in ihren Mienen, erhöhte Feierabendstimmung. Antje hatte ein weißes Tüchlein um den braunen Hals gelegt, und Reimer hatte die lange Sonntagspfeife in der Hand. Es war das erste

Mal, daß die Bewohner von Flackelholm den Abend miteinander verlebten.

Freilich das Gespräch stockte. Antje hörte auf das Klirren der Pferdeketten, das weither vom grünen Land herüberklang; Reimer Witt und Andrees sahen dem mächtigen Schiff nach, das still, langsam und stolz, eine schwimmende Stadt, die Norderelbe herunterglitt. Man sah die doppelte Reihe funkelnder Lichter; links vom Neuwerker Leuchtturm zog es dahin. Heim, der seit heute mittag keine Gelegenheit gehabt hatte, vertraulich mit Eva zu sprechen, versuchte, ihre Hand zu fassen, die ihm nach leisem Druck wieder entzogen wurde. Ingeborg atmete tief und ruhig, mit großen, sinnenden Augen. Sie lag dicht an Eva geschmiegt, fast an ihrer Brust.

Da legte Heim sich vor und sagte lebhaft: „Kinder! Ich will euch erzählen aus alten Zeiten! Antje, paß auf! Eva, sitz' ruhig! Ingeborg, spitze die Ohren! Es hat in meinem Hause gelegen, in der Eichenlade, und mein Vater hat's nicht gewußt und ich auch nicht. Aber meine Hausfrau fand es, ein altes Buch mit starken Holzdeckeln und Papier, ebenso rauh als grau. Was da drin steht, in steilen, saubern Schriftzügen, das ist vor zweihundertundsiebenzig Jahren auf dem Heidehof von einem echten Heiderieter niedergeschrieben; denn er unterzeichnet: Henni Heiderieter, cand. rev. min., seines Alters siebenunddreißig Jahr. Er hat es also als rechter Heiderieter nicht weiter als bis zum Kandidaten gebracht; er berichtet so."

Und mit der Behaglichkeit, die dem Besitzer der weiten Wodansheide eigen ist, und in dem gemütlichen Ton, der die Hörer wie linde, weiche Luft umschmiegte, erzählte er. Die Menschen und die Möven in ihren Nestern im Sand und das stille, grüne Land und der leise schwankende

Strandhafer hörten zu. Der Leuchtturm von Neuwer ſah mit ſeinem Feuerauge herüber. Alles lauſchte und freute ſich über den Bericht aus vergangenen Zeiten. Nur das Meer grollte zuweilen von fern. Denn das Meer war bei der Geſchichte ſehr beteiligt:

„Nun iſt denn alſo wieder der blanke Hans, das iſt die wilde Nord- und Mordſee, über das Land gelaufen, hinter Häuſern und fliehenden Menſchen her gleich als einem Hund, der wild geworden iſt und von einer Schafherde zur andern läuft und alles zerreißt. Dreimal hundert Jahre ſind vergangen, ſeit das Meer alſo gewütet und gewallet, gefreſſen und verſchlungen hat. Man kann wohl nicht ausrechnen, wie viele Jahrhunderte das her iſt, daß das Waſſer gegen die Düne ſprang, und die Wellen den Uhlengiebel vom Heidehof naß gemacht haben. Nein! Damals hat der Heidehof noch nicht geſtanden; damals war die Chriſtenlehre noch nicht in dieſe Gegenden verbreitet; eo tempore ſind die Heiderieter noch auf ihren Roſſen über die Heide geritten, ein genus hominum vagabundum. Und nun habe ich, Henni Heiderieter, ſolch grauſames Schauſpiel und spectaculum mit meinen Augen ſehen müſſen. Ja mit meinen Händen, die ſolcher Arbeit ungewohnt ſind, habe ich den Uhlengiebel mit Brettern verſchlagen müſſen, und habe vier Stunden lang am ſchrägen Hausdach gehängt, als ein naſſer Pock am Grabenrand, und das wilde Waſſer iſt gegen mich angeſchlagen und hat ſeine Hände nach mir ausgeſtreckt und iſt noch nicht ſatt geweſen, Menſchenleiber zu freſſen.

Greulich hat die alte Sturmglocke geläutet, als um vier Uhr in der Morgenfrühe die erſten Wagen aus der Marſch den Sandweg heraufkamen, voll von Weibern und Kindern. Noch nie habe ich geſehen, wie Weiber Mut

und Angſt zugleich haben und wie kleine Kinder als Männer handeln können. Der eine da unten in der Marſch — über ſeinen Hof laufen jetzt die Wellen — hat ſeinem Jungen, ſo ſieben Jahre alt war und nicht mehr, die Zügel in die kleinen Hände gegeben; ſein Weib hat ihn nimmer verlaſſen wollen. Der Junge iſt mit einem ganzen Wagen voll kleiner Kinder, vierzehn kleine Kinder, hin und her in ſauſendem Galopp, auf Schnickelwegen, eine und eine halbe Stunde lang, in dunkler Nacht durch die Marſch gefahren immer auf das Feuer zu, das wir angezündet hatten. Noch ſehe ich es, und ſchwer enthalte ich mich der Thränen, als die Frauen die Kleinen, ſo faſt erſtarrt waren, an ihre warme Bruſt drückten, und wie der, ſo ſieben Jahre alt war, den Arm nicht löſen konnte, ſo er um den Wagenbalken geſchlagen, und die Finger nicht, die er um die harte und kalte Leine zuſammengekrampft hatte.

Nämlich, Magister Johannes Jansenius, derzeit pastor an dieſer Kirche, hat ein Feuer im Turm aufſtellen wollen; aber faſt wäre das Haus Gottes eine willkommene Beute der Flammen geworden, ſintemal die Buchenſcheiter, von der eiſernen Platte, auf der ſie gelegen, vom Sturm fortgeriſſen, auf die Kirche geflogen ſind. Da habe ich, Henni Heiderieter, den ſelbiger magister ſo oft und ſo hart einen Träumer genannt hat, ſiehe lib. Mosis I, cap. 37, vers. 19, ein Feuer von Birkenreiſern gemacht, ein gewaltig Feuer, zu Süden vom Heidehof. Wobei ich mir den ſchwarzen Rock verbrannt, ſo mir mein Vater ſelig hat machen laſſen, hat einen Rieksdahler koſt und ſechs Schilling. Die Schliepen ſind ganz weggebrannt; iſt ein Jack daraus gemacht.

Alſo ſind viele Wagen in dieſer erſten grauſigen Nacht

angekommen, wo die Rosse mit weißem Schaum bedeckt waren, als wären es wahrhaftig schon die ersten weißen Wellen. Viele sind auch zu Fuß gekommen, große Weiber mit blassen, harten Gesichtern, oft nicht viel mehr an als ein grau Hemd, ihre Kindlein an Hand und Brust. Schrecklich und nicht zu sagen ist das, was sie berichtet haben. Die nach uns kommen werden, werden es lesen, und es wird ihnen sein, wie wenn sie gar wüst geträumt haben, und ist nicht wahr gewesen.

Sind nicht in den zwei Tagen, da eine einzige wilde Flut gegen das Land stürzte, vor uns in der Marsch drei Kirchen untergegangen und mehr als dreihundert Häuser und mehr als tausend Menschen? Und solches ist allein hier bei uns geschehen. Was dort oben die Inseln und Marschen der Friesen ertragen haben, das schreit zum Himmel. Daß die Menschen nicht fahren lassen die Rache gegen das wilde Meer! Daß sie sich einstmals in glücklicher Zeit wieder aufmachen und wieder gewinnen, was dort unten im grauen Meer liegt: Kirchen und Gräber, Häuser und Menschen und weites, fruchtbares Land! Daß Könige kommen, die stark Regiment führen, stark auch im Kampf gegen die Nordsee!

Also! Wenn ich früher im Heidehof aus der großen Thür schaute, sah ich da vorne in der Marsch nichts denn weites, grünes Land und niedrige Deiche und drei Türme, und manchmal habe ich gedacht, wenn ich es fertig brächte, daß ich das Examen machte — davon ich wohl in diesem Büchlein sagen darf damnatum sit —, möchte es wohl geschehen, daß ich dort einmal ein Prediger würde, denn gut sind die Stellen. Aber nun sind sie untergegangen; die wilden Wasser branden noch jetzt bis an die Düne, und keiner wagt sich hinauf; denn unsere Leute sind des

Meeres ungewohnt, das nun ihr Nachbar worden ist; sie fürchten es und müssen neu lernen Wattlauf, Fischfang und Deichbau.

Nur einer, der hier wohnen geblieben ist, der sich mit seiner Tochter Grethje rettete, hat sich ein leichtes Boot gemacht und ist mit dem alten Harro Harrsen, der auch ein Geretteter gewesen, über Schlick und Watt hinausgefahren; hat aber nicht die Stätte finden können, wo sein Haus gestanden, und ist totenbleich allein zurückgekehrt. Harro Harrsen ist draußen ertrunken.

Peter Jens und seine Tochter haben aber bei uns am Herd gesessen, dieweil alle Häuser voll von Menschen waren, und haben in der Kammer gewohnt, welche zu Westen der Küche liegt. Grethje aber hat alsobald das Regiment in der Küche gehabt, nachdem sie das alte Mensch, so unsere Haushälterin gewesen, mit Schelten aus dem Hause getrieben. Sie ist aber groß und schlank wie ein Mastbaum und hat helles Haar. Und wenn mein Vater es gewährt, würde sie meine Eheliebste; denn klar sind ihre blauen Augen, und stark ist ihr Gang, und sie paßt wohl zu mir, wie magister Jansenius sagt und lächelt. Ich aber weiß, was er meint: dieweil ich ein Träumer bin und habe Josephs bunten Rock an, idest: lebe immer in allerlei Gedanken und Phantasieen, sitze und schnitze in Holz, also jetzo das modellum zu einem Kamin für serenissimum den Herzog, der im Schloß vor Husum zuweilen residiert. Sie aber führt Besen und Hacke gewaltig, fast furchterregend.

Nach diesem excursus, und nachdem ich nachgesehen, ob der Schlüssel zur Eichenlade gut schließet, auf daß sie nicht über das Buch komme, sehe, was ich hier leichtfertig hingeschrieben, und werde mir gram — kehre ich zu meiner

Sache zurück. Alſo am zweiten Abend, als das Waſſer ſank und ſtiller ward, als da weit draußen im brauſenden Meer die letzten Häuſer verſchwanden, da geht Peter Jens Tochter die Düne hinunter und ſtrandet allerlei Gerät, Bretter und Balken, da ſie im Werk hatten, ſich ein Haus auf der Heide zu bauen, was mein Vater ihnen gewährt hatte. Ich aber, der ſie hingehen ſah, ging ihr nach; denn ich mochte wohl zuſchauen, wie ſie ſo ſtolz und hoch und im geſchürzten Fiſcherkleid ins Waſſer trat. Da mit einem Mal ſah ich, daß ſie beide Hände über die Augen hielt und über das ſchäumende, mit Wrackſtücken bedeckte Waſſer ſah. Die Wrackſtücke ſtießen und trieben wild durcheinander, ſie aber ſchaute immer nach einer Stelle, wo etwas Rundes trieb, als wäre es ein großes Faß, wie man es für die Milch braucht, oder eine Tonne mit niedrigem Rand. Da aber ging es durch die Glieder der Jungfrau, wie wenn ein edles Roß die Peitſche fühlt. Sie riß mit einem Ruck den Gürtel auf, das Gewand fiel nieder, und wohl hätte ich meine Augen nun wenden müſſen — aber ich meinte, daß ich ein Künſtler wäre, und ich wollte ſchon lange eine Eva ſchnitzen für die Kirche, wie ſie den Adam verleitet, den Apfel zu eſſen, und habe es nicht gekonnt, weil ich nimmer wußte, wie der Frauen Körper geſtaltet iſt, denn gar zu ſtark tragen die Frauen Wolle und Tuch um die Hüften, unſchön dem ſtrahlenden Auge des Künſtlers — alſo, dieweil ich daran dachte, trotzte ich, daß ich ſtehen blieb und auf ſie ſah. Gleich ging ſie ins Waſſer und ſchwamm durch alle Wrackſtücke, mit langen Stößen, von den Wellen gehoben und wieder überflutet, und ich lief die Düne hinunter und ſchrie laut auf, wenn ihre Schultern dem Stoß der treibenden Balken kaum entgingen. Dann hatte ſie das

runde Holz mit beiden Händen erfaßt und, an einen mächtigen Balken geſchmiegt, trieb ſie langſam gegen den Strand. Ich aber ſtand und ſah ſie näher und näher kommen und ſah, was das iſt, das da treibt — und meine Augen wurden voll Staunens, und ich vergaß die Bruſt, die ſich in den Wellen hob, und vergaß das Blut, das ihr von der Schulter rann.

Da liegt ein kleines, hemdbekleidetes Kind, ſechs oder acht Wochen alt, auf dem Rücken, in wollenen Tüchern, ganz umſchnürt mit Streifen Leinen und feſtgebunden, und iſt auf dem Schalldeckel einer Kanzel wohl ſtundenweit durch das wilde Waſſer an den Strand getrieben und hat ſeine beiden roten Hände um die eiſerne Stange gelegt, an der die Taube befeſtigt iſt, und iſt tot oder ſchläft.

Ich ſprang in das Waſſer, ſo wie ich ging und ſtand; da hatte ſie ſchon feſten Fuß gefaßt, und wir trugen den ſchweren Deckel mit dem Kind an den Strand. Dann warf ſie ihr Gewand über, kniete hin, und während ich die Leinenſtreifen löſte, achtete ſie mein nicht, ſondern herzte und küßte und wärmte das Kind und riß Heidekraut los und rieb ſeine Glieder, bis das graue Geſichtlein ſich rötete und die Kälte des Todes wich und das Kindlein anfing zu weinen.

Da ſah ſie mich zum erſtenmal an, acriter et male, und zeigte auf den Strand und ſagte, als wäre ich ein Diener und ſie serenissima die Herzogin: ‚Dort die Stämme will ich für unſere Hütte.‘ Dann ging ſie mit dem Kind im Arm die Düne hinauf.

In der Nacht habe ich in Lindenholz geſchnitzt bis gegen Morgen, mit heißem Kopf und zitternden Gliedern; denn ich war noch kalt von dem Waſſer; aber ich habe es

wohl getroffen, und als serenissimus der Herzog, da er durch das Dorf kam, die Eva in der Kirche sah, hat er mich in meinem Hause nach dem modell gefragt, das ist nach der Gestalt, nach der ich die figura gebildet. Und fast hätte ich es gesagt; aber Grethje stand am Herd, an dem er saß, und hatte die Feuerzange in der Hand und funkelte mit den Augen. Da schwieg ich. Denn obwohl sie sonst gut und weich ist, hat sie doch das, was die Lateiner impetus nennen, was man bei den jungen Pferden ‚Rücken' nennt.

Bald danach habe ich den Auftrag bekommen wegen der Kamine in serenissimi Schloß vor Husum.

Am andern Tag hat Grethje Jens kein Wort zu mir gesagt und hat nicht geantwortet, als ich fragte: ‚Jungfrau, wie geht es dem Knaben, so wir gestern im Wasser fanden?' Sie hat den Kopf in den Nacken geworfen und ist in die Kammer gegangen, und ich habe auf des Knaben Schreien gelauschet, und sie ist also ein stolzer, stummer und unfreundlicher Gast gewesen. Ich habe gemeinet, daß sie freundlich gegen mich sein würde, da ich ihr doch half und mit niemand über die Strandung redete; sie aber ist unfreundlich geblieben, bis mein Vater gestorben ist. Das war einen Monat nach dem Sturm.

Da habe ich eines Tags auf sie gewartet, bis sie aus dem Pesel trat, was Vater Luther nennt einen ‚Saal' — da sagte ich: ‚Jungfrau, weiß sie, daß das Knäblein getauft werden muß?'

Und zum erstenmal antwortete sie und sagte: ‚Ich will es heute zum magister tragen. Geht Er mit?'

Da gingen wir zusammen hin.

Der magister sagte: ‚Moses muß er heißen; denn er ist aus dem Wasser gezogen, aber wie weiter? Jens?'

Da richtete ſie ſich hochmütig auf und ſagte: ‚Das zu beſtimmen, mag meine Sache ſein! Er ſoll nach meinem Vater heißen: Peter! Und weil er geſtrandet iſt, wie man Wrackholz ſtrandet, ſo ſoll er heißen: Strandiger! Peter Strandiger ſoll er heißen; denn wir kennen ſeine Eltern nicht, die bei Gott ſind.‘

Der magister ſah zu ihr auf. Er war kein kleiner Mann und hat manchmal vor mir gerühmt, daß er ſich vor nichts fürchtete, aber er hat kein Wort dagegen geſagt und hat das Kind getauft, auf das ſie mit dem ausgeſtreckten Finger zeigte. Ich aber, magister Johannes Jansenius, habe mich über dein Geſicht gefreut, quod erat perplexum.

Still ſind wir nach Haus gegangen. Der alte Peter Jens ſtand vor der Thür und erwartete uns. Und als wir kamen, ſagte er: ‚Ihr ſeht aus wie Mann und Frau, die mit dem Erſtgeborenen von der Taufe kommen.‘ Solche Rede fiel mir auf, da er ſonſt ein ſchweigſamer Mann war und ein Grübler.

Alſo nahm ich mir ein Herz und ging ihr nach in die Küche und ſagte in geziemender Beſcheidenheit und mit vorangeſchickter Verbeugung: ‚Will die Jungfrau Jens meine Eheliebſte werden, ſo ſoll ſie allzeit einen ehrerbietigen, nüchternen Ehemann an mir haben.‘

Sie wandte ſich um, ſah mich zum erſtenmal an, ſeit ſie das Kindlein aus dem Waſſer rettete, und ſagte hart und kurz und brach die Worte wie dürres Aſtholz: ‚Ich muß wohl!‘ War aber nicht freundlich mit mir, wie ſich für eine verlobte Braut ſchickt.

Nach einigen Monaten iſt der alte Peter Jens ſchwer krank geworden, und in ſeiner Krankheit redete er — er war aber ſchon halb irre — von ſeiner letzten Fahrt ins

Watt, bei der Harro Harrſen umkam. Ich habe das, was er ſagte, in Reime gebracht, nicht nach der Weiſe, wie da unten in Deutſchland in dieſen Zeiten gedichtet wird, sentimentaliter, ſondern simpliciter, nur, was er geſagt hat und in der Sprache, in der er es geſagt hat:

‚Nu fahr man too! Graad ut den Weg.‘
‚Süggſt du een Gröw? Süggſt du een Steg?‘
‚Too Kark willt wi den Weg inſlahn!‘
‚Keen Klock röpt mehr too Karkengahn
Int doode Land!‘

‚Weg ſünd de Hüüs, weg iſt de Diek,
Dat wille Waater hett ſien Riek.
Heff ſömptig Jahr hier wirkt und ſtreevt,
Heff ſömptig Jahr ſo glückli leevt
Int ſchöne Land!‘

‚Watt ſüggſt du denn? Watt ſteihſt du op?
De Well ſpeelt mit den Doodenkopp.
De Dooden, de ſind operſtahn,
De Lebenden ſünd unnergahn.
Dat arme Land!‘

‚Wo ſünd wi nu? Mi will dat ſchien,
Da ... da ... da mutt dee Grasweg ſien ..
Kiek da, min Wurt! De gröne Soot!
Min Jung ſin Laad! — Min Jung iſt dood,
Min ſmucke Jung!‘

‚Torügg dat Boot! Unn ſett di hin!
Dat Waater kaakt und ritt uns rinn!‘
‚Min ſtolze Jung! Min Wurt ſoo groot!
Min Haar ſo witt! Bün leewer dood
Bi Jung un Wurt!‘

‚Nu fahr alleen ick öwert Watt,
Min Haar ook witt, min Hart ook ſatt.
Doch will ick töówen, bitt hee mi röppt:
Min Fahrtüch denn von ſülven löppt
Int ſchöne Land!‘

In der Nacht ſtarb er.

Seitdem ſind nun zwanzig Jahre vergangen; ich bin jung geweſen und faſt alt geworden. Ich bin in der Fremde geweſen und wieder in die Heimat gekommen. Das Land, das da unten in Sturm und Graus untergegangen iſt, hebt ſich wieder aus dem Waſſer. Zu Norden von unſerer Landſchaft reden die Menſchen wieder von Deichbau. Nur bei uns, wo der Anſturm des Waſſers am größten war, und wo der tiefe Wehl geriſſen ward, will das Land nicht wachſen. Aber Peter Strandiger, unſer Pflegeſohn, arbeitet da unten, zieht Gräben und baut Dämme und beobachtet mit ſeinen ſcharfen Augen den Lauf des Waſſers und ſagt: ‚Meine Eltern liegen draußen im Watt. Ich will den Anfang machen, daß wir das Land wieder gewinnen. Wenn ich ſiebenzig Jahr alt werde, will ich noch hinterm Deich in einem Hauſe wohnen, das ich ſelbſt aus Wrackholz gezimmert habe, und das Haus ſoll Strandigerhof heißen.‘ Wenn er abends mit ſeiner Herde Schafe heimkommt, ſpringt unſer Sohn ihm entgegen, den Grethje mir geboren hat, unſer einziges Kind.

Solches und mehr, darüber man billig ſtaunen mag — das ich aber nicht beſchreibe, ſintemal Frau Grethje jedesmal, ſo ich ſchreibe, gar ernſt dareinſieht — habe ich erlebt in den Tagen meiner Erdenwallfahrt, wie Lutherus ſagt, ich, Henni Heiderieter, der ich candidatus bin und ein Figurenmacher in Holz und Stein.“

Still war die Nacht. Im blauen Mantel, unzählige Sterne hineingewirkt, ſtand ſie über Meer und Land. Fern über Neuwerk hin bewegte ſie zuweilen den Saum, als wollten ſie ihn heben; dann gab es raſchen, hellen Schein wie Wetterleuchten. Die Menſchen auf der Düne, am

Rand der Erde, erhoben sich, sahen in die Nacht hinaus, redeten leise miteinander und gingen in die Hütte.

* * *

Am andern Morgen, als Heim und Eva aufbrechen wollten, dachte Heim an den Brief, den er aus dem Pastorat erhalten hatte. Er kam, über seine Vergeßlichkeit den Kopf schüttelnd, zu Andrees: „Du, ich vergaß, hier ist ein Brief vom Pastor!"

Andrees öffnete ihn hastig. Da stand nichts weiter darin als: „Wenn Du deinen alten Freund noch einmal sehen und sprechen willst, so komme bald: es geht zu Ende."

Da fuhr Andrees Strandiger mit Heim ans Land. Reimer Witt blieb bei den Frauen zurück.

* * *

Pastor Frisius lag im Sterben. An seinem Bett standen Haller und der Pellwormer. Der Pellwormer trat von einem Fuß auf den andern, wollte etwas sagen; aber er konnte nicht. Haller wischte dem Kranken die Schweißtropfen von der Stirne und sagte immer: „Mein lieber Freund." Der Pellwormer schoß gegen das Bett, aber was er sagen wollte, fing mit einem schwierigen Wort an: „Ich komme bald nach."

Die Haushälterin saß im Lehnstuhl am Fenster, hatte ihren weißen Kopf gegen die Lehne gelegt und war, vom Nachtwachen ermüdet, eingeschlafen.

Da kamen Heim und Andrees. Heim wurde weich, als er das veränderte Gesicht seines alten Lehrers sah, und legte seine warmen Hände über die kalten, magern Finger. Der Pastor sah ihn an; es war noch derselbe Blick, mit dem er früher zu dem Knaben vom Heidehof gesagt hatte:

„Geh' nach dem Garten, Heim, und ſtecke dir die Taſchen voll Äpfel. Dann gehe hintenum, daß Lieſe dich nicht ſieht." Das war die damalige Haushälterin.

Als er Andrees ſah, verſuchte er ſich ein wenig aufzurichten. Da er es aber nicht vermochte, legte er ſich wieder hin und ſagte leiſe in Abſätzen, während ſie horchten: „Als Maria ſtarb, wurde ich krank. Und als ſie auswandern wollten ... an der Kirchenthür zog der Wind ... und Schütt, daß er fortging, ſo verbittert ... und die andern haben doch keine Schuld, ihre Spaten waren immer blank, ſie hatten alle ſchwielige Hände ... und mußten doch fort ... war kein Platz mehr für ſie ... Andrees, da haben wir alle ſchuld ... ich auch ... das hat mir die letzten Monate ſo ſchwer gemacht ...

Sie ſagten alle zu mir: ‚Predige! Predige! Rede vom Reiche Gottes! Das andere iſt nicht deine Sache ...' Petrus aber hat am Sonntag gepredigt und getauft, am Montag Brot verteilt, am Dienstag auch ... die ganze Woche ... dann konnte er am Sonntag predigen voll heiligen Geiſtes ...

Das zerriß mir das Herz und nahm mir den Mut, Gottes Sonne zu ſehen. Maria hat zugegriffen, wir haben zugeſehen. Die Arbeit war für das Kind zu ſchwer, keiner half ihr ... da ſank ſie in die Tiefe. Dann zogen ſie fort, und wir ſtanden an der Straße und ließen ſie ziehen und thaten den Mund nicht auf und nicht die Hände ... Es war Mangel an Erkenntnis und an Willen ... Ich war nicht ſtark genug für das Amt, das er mir gegeben hatte ... Sie ſagten: Predige ... Sie ſagten Friede! Friede ... und iſt kein Friede ... iſt Not ...

Ich bin nicht Judas ... ich habe Ihn über die Maßen lieb ... aber ich bin der, von dem es heißt: er ließ ſeinen

Mantel in ihren Händen und floh nackend davon ... Ich bin Petrus: Ich beschwöre euch, ich kenne Ihn ... nicht genau ...

Andrees ... Mein Andrees ... Heim ... habt Ihn auch lieb!

Und wenn von seinen goldenen Verheißungen kein Wort an meiner armen Seele wahr geworden ist, morgen früh, wenn der Tag graut: so will ich doch froh sein, zu Ihm gehalten zu haben; denn er hat meinem Leben Halt und Kraft, meinen Händen warmen Druck und meinen Augen frohen Glanz gegeben. Ihr seid noch jung: Helft ihnen, daß sie Land haben ... Eine Schar Sperlinge sah ich, vom Oststurm gejagt, ins Meer nach Westen treiben; sie schrieen. So ist das Volk, das kein Land hat.

Im Evangelium steht: es geschah schnell ein Brausen ... das ist der Jammer ... es geschieht nichts. Sie sagen: Predige!"

Danach, während sie sich über das Bett beugten, fing er an, für die Gemeinde zu beten: „Segne die Heide und die Marsch, den Weizen und die Kartoffelfelder. Laß die Heide abnehmen und die Marsch wachsen. Laß das Pflugland sich dehnen und die Weiden abnehmen. Segne den Pflug und den Spaten, das ist das deutsche Schwert ... Segne die Kinder, die zu Hause sind, und die Weihnachten nach Hause kommen, und die nicht wiederkommen. Segne die Kinder, die im Dienste sind, und die des Kaisers Rock tragen, und die in Jowa ... Schütt ... vergieb ihm, daß er auf die Heimat schalt; er wußte nicht, was er that. Seine Kinder mache stark gegen die Sünde; du weißt, es ist das vierte Geschlecht ... Nun hilf aller Not, nun hilf auch mir ..."

Die Stimme, der Atem versagte. Der Pellwormer

ſprach ein Vaterunſer. Er war jeden Sonntag in der Kirche; ſo kam es, daß er in dem Ton und der Weiſe des Sterbenden betete. Der ſchien zuzuhören ... Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen!

Lehrer Haller trat nach einer Weile näher, beugte ſich nieder und ſah in brechende Augen.

„Ich bin ſo neugierig ...“ ſagte der Sterbende.

Ja, neugierig, mit großen, fragenden Augen hatte Johannes Friſius in das Leben, in die Natur und in die Bücher geſchaut. Und neugierig ſchaute er auch in das neue Land. —

Am anderen Vormittag ſtand Andrees am Bett ſeiner Mutter. Sie war noch nicht aufgeſtanden, ſaß aber ſchon aufrecht und hatte die weiße Morgenhaube ſchon auf, eine von jenen großen, welche das ganze Haar bedecken und ſo gemütlich ausſehen, ſo recht großmütterlich. Anna Haller, von jeher eine Freundin der alten Frau, in großer, heller Wirtſchaftsſchürze, waltete mit der Wichtigkeit einer jungen Mutter in den beiden freundlichen Stuben, in welche die Morgenſonne ſchien.

Er ſagte ihr, daß er vorläufig wieder nach Flackelholm ginge. Sie ſchien nicht zu erſchrecken. „Gehe nur!“ ſagte ſie. „Ich habe ja auch Zeit genug, für dich die Hände zu falten. Ich habe es immer gefürchtet, daß das Geld, das dein Vater in Flackelholm verarbeitet hat, dich nicht ruhen laſſen, und daß deines Vaters Ende deinen Trotz aufwecken würde, Flackelholm doch zu zwingen. Die Strandiger ſind hart; ich bin zu weich für ſie.“

Über Maria ſagte ſie nichts, von Franz, daß er oft zu ihr käme und ihr erzählte, wie er den Hof verwaltete: „Er iſt ein tüchtiger Landwirt, Andrees. Es war ein

guter Gedanke von dir, ihn während deiner Abwesenheit zum Verwalter zu machen. Sieh nur zu, daß du die Arbeiten auf Flackelholm beschleunigst, damit du zum Herbst hierher kommen kannst. Dann kannst du im nächsten Frühling, wenn das Trauerjahr um ist, mit Ingeborg Hochzeit machen. Grüße Ingeborg!"

Dann ging er, nachdem er ihren weißen Kopf gegen seine Brust gedrückt hatte.

Vom Heidehof aus machte er sich nach Flackelholm auf den Weg. Als Heim ihn fragte: „Wie denkst du nun über die Zukunft?" sagte er: „Du wirst es bald erfahren."

Sechstes Kapitel

Das Sterben, das Andrees sah, machte ihn stark. Des Wille überhaupt auf das Ernste gerichtet ist, der wird gefestigter, klarer, sicherer, wenn er ein Sterben sieht. Der Tod ist ein König mit hoher, natürlicher Majestät. Wer bei ihm Audienz hatte, vergißt das Gesicht nicht; er sei denn mit Willen leichtfertig.

Es war Andrees, als er dies Sterben gesehen, als wenn er hellere Augen bekommen. Schon da er, ein einsamer Mann, den weiten, stillen Weg durchs Watt machte, zu Fuß, den Kompaß in der Hand, der Baken achtend und der gestrigen Wagenspur, welche durch die Flut nicht ganz zerspült war, waren seine Gedanken bei den Plänen, die in den stillen Tagen auf Flackelholm entstanden, an dem Sterbebett seines alten Freundes gekräftigt und von der Mutter gesegnet waren.

Nachdem seine Seele das Gleichgewicht wieder erhalten und gewisserweise sich von den Knieen erhoben hatte, fing sie nun an, die Augen zu öffnen und um sich zu blicken. Die Erzählung aus seiner Väter Zeit, die er gestern gehört, die ihn den Ursprung seines Geschlechtes und seines Namens lehrte, hatte ihm das ernste Gesicht der Ver-

gangenheit gezeigt, die Worte des Sterbenden das noch ernstere der Zukunft. Dazwischen stand er, ein Mann, der die erste Hälfte des Lebens bald hinter sich hatte, nach dieser Frist auch ein Sterbender. Da stand er an der Kreuzbake, als am höchsten Punkt des Weges und seine Mitte, und sah nach dem alten Land zurück und hinüber nach dem neuen und sah das neue Land wohl liegen, doch ging dahin weder Weg, noch Steg. Und es war ihm schier, als wäre es so auch mit dem Leben: man müßte nach der ersten Bake gehen, als nach der nächsten Aufgabe und also von einer Aufgabe zur andern, dann käme man wohl nach dem neuen Land, also daß die einzelnen Aufgaben des Lebens der richtige Wegweiser wären bis in den Tod.

Und wie er so stand, mitten im weglosen Watt, von seiner gewaltigen Einsamkeit und übermenschlichen Größe erfaßt, er, der kleine Wanderer neben dem dürren Birkenstamm, da sagte er sich: „Ich will es wagen. Er mag geben, was Er will; ich will Ihm vertrauen und nicht müde werden.“ Er hob die Arme nach Flackelholm hinüber und, weil er allein war, — sonst hätte er es nimmer gethan, wann lag je ein Mann an unserer Küste in den Knieen? — legte er sich dort an der Bake im Sand aufs Knie, nicht wie ein Betender, sondern wie einer, der müde ist oder etwas am Boden sucht. Nahm auch eine Muschel auf, die da lag, und steckte sie in die Tasche.

Zur selben Zeit stand Ingeborg auf der Düne, das mächtige Fernrohr in der Hand, und lehnte sich ein wenig gegen das Dach der Hütte und sah übers Watt und dachte: „Ich bin in Sorge um ihn. Ich habe nirgends Ruh. Dreimal habe ich den Strumpf fortgeworfen, den ich ihm stricke — er meint aber, Antje thut es — und dreimal lief ich auf die Düne.“

Sie ſchüttelte traurig den Kopf: „Es iſt nicht Sorge, es iſt etwas anderes: es iſt Sehnſucht. Ich wollte es bändigen; ich meinte, es wäre tot, als die Schweſter tot war; aber es iſt betäubt; es kommt wieder, das Schreckliche, das Süße: Da kommt Andrees Strandiger! Das iſt ſein Schritt! Das iſt ſeine Geſtalt! Und das iſt ſein Haar, das ſich dunkel über die Stirn legt. Es ſchießt das Blut nach dem Herzen, daß es klopft, und nach den Augen, daß ſie dunkel werden.

Ich *will* es bändigen; er darf es nicht merken. Wenn es mir in die Augen fährt wie Feuer, will ich ſie ſchließen. Ich will fort, bald. Wenn ich ſehe, daß er helle Augen hat, daß er Mut hat, will ich wieder nach Strandigerhof und will nach Flackelholm hinüberſehen und will hoffen und harren.

Mich wundert, daß es ſo ſtill neben mir hergeht; ſo lange ſchon. Was hatte er damals auf der Heide für Augen! . . . Jetzt ſind ſie ohne Glanz . . . Ich ſehne mich, die anderen zu ſehen, die von der Heide.

Denn er iſt mein und ich bin ſein, und ich ſehe ihm in die Augen und . . . dann thue ich meinen Augen keinen Zwang an.

Still!“ ſagte ſie leiſe und ſchüttelte den Kopf. „Nicht zuviel denken!“

Sie ſah über das Watt. Dort der kleine ſchwarze Punkt, das könnte er ſein. Sie hob das Rohr, ſah hindurch und ſuchte, da zeigte ihr das ſtarke Glas, wie er kniete und ſich erhob und weiterging. Es wurde ganz ſtill um ihr Herz. Sie ging langſam die Düne hinunter nach der Hütte und dachte: „Er braucht noch gegen zwei Stunden. Ich will aber doch ſchon ein anderes Kleid anziehen. Aber entgegen gehen will ich ihm nicht.“

Nach zwei Stunden war sie doch unfern des Dieksander Gatts; der grauschwarze Schäferhund stand neben ihr. Sie stand auf dem letzten Grasfleck und rührte sich nicht. Sie sah, wie er die hohen Stiefel auszog und in den Priel hineinging, dessen Wasser ihm bis übers Knie reichte. Dann kam er den nassen Sand hinauf, und als er noch fern von ihr war, grüßte er und sagte laut: „Guten Morgen, Ingeborg!“ Sie rührte sich nicht und sah auf ihn und erkannte das Starke in seinem Gesicht und ein gewisses Selbstbewußtsein in dem, wie er den Kopf trug. Da ward sie sehr froh und kam eilend von ihrer grünen Insel herunter, gab ihm die Hand und nickte ihm zu und vergaß, die Feuer zu löschen, die in ihren Augen aufgeflammt waren.

Ihm aber ging es durchs Herz, wie er das liebliche Rot ihrer Wangen sah und das leise Lächeln und die gesenkten Lider und das helle Haar, um das sich die Flechten wandten.

Dann gingen sie nebeneinander her und berichteten, was sie erlebt hatten, und versuchten beide, wie zwei Kameraden zu sein, die gute Freundschaft halten und an gewissen Dingen das gleiche Interesse haben, und waren es von Stund an nicht mehr.

* * *

Von diesem Tage an war Andrees vom Morgen bis Abend in Thätigkeit. Reimer Witt und er gingen stundenweite Wege. Wie feine dunkle Striche standen sie am Horizont, und Ingeborgs Arme wurden müde vom Halten des Fernrohrs.

„Wie gehen sie dort hoch, Antje! Sieh mal! Als wenn dort auch eine Insel ist.“

Antje legte die Hand über die Augen: „Ist noch keine

Inſel," ſagte ſie, „wird aber eine werden! Dort ſchlickt es mächtig an."

„Sie ſtoßen eine Latte in den Schlick."

„Reimer hat die Latte mit Lehm beſtrichen; ſie wollen ſehen, wie hoch der Lehm verſchwunden iſt, wenn die Flut ſich verlaufen hat. Ich glaube, der Lehm wird heute gar nicht naß. Ich ſah da geſtern mehr als hundert Vögel ſitzen."

„Das kannſt du mit bloßen Augen ſehen?"

„Ja ... Siehſt du nicht die Seehunde liegen? Dort ſeitwärts von ihnen? Gerade ein Dutzend iſt es; ſie liegen in der Sonne auf dem feſten Abhang."

Ingeborg ſuchte ſie mit dem Fernrohr und fand ſie. Stumm beobachtete ſie das drollige Gebaren der Tiere, wie ſie ſich rollten und ſich auf den kurzen Schwimmfüßen aufrichteten und die weißen Brüſte hoben, und wie ſie ſich vorwärts ſchleppten, liegenden Menſchen nicht unähnlich, die ſich auf den Ellenbogen aufſtützten, Urheber der mannigfachen Geſchichten von Meerweibern. Denn, um mit Heim zu reden: „Wer will behaupten, Eva, daß dieſe Geſchichten Sagen ſind? Oder was ſagſt du, Ingeborg?"

„Daß man wieder kein vernünftig Wort mit dir reden kann, Heim!" pflegte Ingeborg dann zu antworten.

Ingeborg ließ das Glas ſinken und ſagte: „Sage mal, Antje, was treiben die beiden? Vorgeſtern haben ſie in den Dünen ein tiefes Loch gegraben und das gefundene Waſſer zum Kaffee gebraucht und haben behauptet, es ließe ſich ſehr wohl trinken, und ſtritten gegen uns an, wie Männer zu thun pflegen, ohne Grund, geradezu gegen die Wahrheit, und ich habe doch auch geſchmeckt. Und geſtern ſagte er: ‚Das Waſſer iſt viel beſſer, viel beſſer! Schmecke mal, Reimer?' Und es war kein bißchen beſſer."

So sprach sie und war froh, von ihm reden zu können, und freute sich, daß er so eifrig bei der Arbeit war.

Antje sah in Gedanken übers Watt und begann plötzlich, wie es zuweilen über sie kam, von ihrem toten Helden zu sprechen: „Morgen ist wieder der Tag von Gravelotte," sagte sie; „wann er wohl endlich wiederkommt! Ich werde ja alt und kalt dabei ... Oder meinst du auch, Ingeborg, daß er wirklich tot ist? ..." Sie sah mit verlornem Blick über den Strand hin ... „Dann müßte ich ihn aber finden können? Beim letzten Sturm habe ich ihn vergebens gesucht."

Aber Ingeborg plauderte von dem weiter, von dem ihr Herz voll war.

„Sie haben gestern auch das Wasser untersucht, das wir das tote nennen; dort in der Düne."

„Den Namen habe ich ihm gegeben," sagte Antje stolz. „Er stammt vom Sturm vor drei Jahren."

„Und Reimer sagte, als wir beim Abendbrot zusammen saßen — du warst noch nicht vom Büttfang zurück —: ‚Wir müssen dort eine Bestickung vornehmen. Da muß Bohnenstroh oder Weiden entlang gelegt werden.' Ich merkte wohl, daß Andrees ihm zuwinkte und nach mir hinsah; aber Reimer mußte seine Weisheit durchaus an den Mann bringen. ‚Der Sand,' sagte er, ‚der von der Brandung herfliegt, wird sich in dem Stroh ansammeln. So werden wir bald eine neue Düne haben, die uns nichts kostet, und einen Teich, der vom Salzwasser getrennt ist.' Da nickte Andrees und fing an, von anderen Dingen zu reden."

So plauderte Ingeborg, auf der Bank sitzend und übers Watt schauend, während Antje seitwärts von der Hütte die Wäsche auf die Leine hängte.

Gegen Abend kamen die beiden müde heim, mit einem mächtigen Appetit. Reimer Witt verzehrte ſtillſchweigend dreißig Möveneier, die Antje in der Morgenfrühe geſammelt hatte; Andrees und Ingeborg hatten ſich leid daran gegeſſen.

Als Reimer die Gabel niederlegte, ſagte er: „Ich habe einen Seehund erſchlagen. Er war zu fett; ich will ihn morgen holen.“

Und er ſah ſorgenvoll ins Wetter, ob etwa die Flut ihn auch wegtreiben würde.

„Darum haſt du den Pfahl eingetrieben!“ ſagte Ingeborg und lehnte ſich über den Tiſch.

Da ſah Reimer auf Andrees und ſagte: „Wir müſſen das Glas morgen mitnehmen, damit uns niemand nachſpürt.“

„Thut es doch!“ Und Ingeborg lehnte ſich zurück und ward rot vor Freude; denn ſie hatte in Andrees' Geſicht eine leiſe ſpöttiſche Luſtigkeit geſehen.

„Reimer hat einen erſchlagen,“ ſagte er, „ich habe einen erſchoſſen. Antje muß morgen, ſobald wir die Tiere haben, Thran auskochen.“

„Ein feines Geſchäft!“ ſagte Ingeborg.

„Du ſollſt umrühren!“ ſagte Andrees.

Sie ſah ihn an, und die überlaufende Freude funkelte in ihren Augen wie Flut im Sonnenſchein.

Er aber ſah ernſt drein und ſah ſie nicht an.

Am andern Morgen in aller Frühe zogen die beiden wieder aus und kamen, mit den Seehunden ſchwer beladen, zurück.

„Wir haben alſo dort ein neues Land entdeckt,“ ſagte Andrees, „und haben es Hundsknüll genannt, nach Reimer Witts Vorſchlag.“

„So heißt es ſchon lange,“ ſagte Antje und lachte.

„Wer iſt denn vor uns dageweſen?“

„Die Störfischer von der anderen Seite haben da auch schon stundenlang auf der Lauer gelegen. Als sie zurückkamen, brachten sie einen kleinen Hund mit, der reiner war als sie; denn sie waren im Schlick an den Strand herangerutscht. Und in jedem Jahr kommt ein unkluger Hamburger die Elbe herunter, landet mit seiner Jacht im Dieksander Gatt und geht nach dem Hundsknüll, liegt da auf dem Bauch im Schlick und bellt die Hunde an, die ihre Köpfe aus dem Wasser strecken. Ihr seid nicht die Ersten."

„In zehn Jahren," sagte Andrees, „ist dort grünes Land! Und wie lange dauert's, dann sind die beiden Inseln verbunden, und es findet sich ein kürzerer Weg nach dem Festland. Antje, hast du jemals versucht, auf einem kürzeren Weg nach dem Koog zu kommen?"

„Nein!" sagte sie. „Es ist alles unergründlich. Der beste Weg nach Flackelholm ist zu Boot von Büsen her durch den Flackstrom ins Dieksander Gatt."

Andrees nickte. „Hörst du?" sagte er zu Reimer.

Reimer nagelte das fetttriefende Fell des Hundes an die Balkenwand der Hütte, damit es trocknete, und wandte sich nicht um und sagte: „Wir kriegen das alles in Ordnung. Nur Zeit lassen!"

Also benahmen sie sich wie solche, die wichtige Pläne haben, die aber noch nicht gestaltet genug sind, um anderen Menschen gezeigt zu werden, oder wie Leute, die etwas erfanden, aber noch kein Patent haben.

Ingeborg hörte still zu.

In den nächsten Tagen besuchten die beiden Männer die Störfischer, die weit draußen am Dieksander Gatt lagen, und unterhielten sich mit diesen über den Ertrag ihrer Arbeit; und die einsamen, wortkargen Männer, die in hohen

Thranstiefeln am Priel ſtanden, zeigten ihnen die gefangenen Fiſche, die im Waſſer trieben, durch Stricke, welche durch die Kiemen gezogen waren, ans Boot gebunden. Es waren ſtattliche Geſellen.

Und am Nachmittag erhielt Ingeborg Auftrag, einen ſtarken Kaffee zu machen, es würden ſechs oder ſieben Gäſte kommen. Dann kamen von Süden her, wo ſie gelandet waren, Krabbenfiſcher, barfuß und zuweilen ausſpuckend, und ſaßen und lobten den Kaffee. Einige waren gelernte Schiffer, wetterharte, verſtändige Leute, die in des Kaiſers Marine gedient und große Fahrten gemacht hatten. Einige hatten in ihrem Landberuf Bankerott gemacht; nun war das Wattenmeer ihr Arbeitsfeld. Auf den ſchmalen Wegen des feſten Landes war es ihnen nicht gelungen, Brot und bürgerliches Anſehen ſich zu erhalten oder zu erjagen; im wegeloſen, unendlichen Watt fanden ſie beides. Nicht immer hatten ſie Glück; der Schiffsleitung nicht kundig, erlitten ſie leicht Not und Havarie.

Der eine der Gäſte war im vorigen Frühjahr von einem harten Nordweſtſturm gegen den brandenden Strand getrieben. Die andern waren entronnen; aber dieſer eine hatte es nicht vermocht. Als der Anker riß, nahm es ihn mit fort. Mit Mühe und Not, ſeinen Knaben im Arm, ſprang er vom Klüverbaum aus dem Boot, das hart auf den Sand ſtieß. So rettete er ſich und ſein Kind. Nun ſtand er auf der Düne und ſah hinüber. Da lag es noch. Es ſtreckte wie ein verunglückter Walfiſch ſeine dürren Rippen gegen den Himmel. „Es war eine tolle Fahrt,“ murmelte er. „Ich hatte drei Tage Kopfweh und fürchtete, irrſinnig zu werden, ſo furchtbar ſtieß das ſchwere Boot auf den ſteinharten Grund. Wenn ich ohne den Jungen heimgekehrt wäre, was hätte Mutter geſagt!“ Er ſtand

eine Weile, nickte ernst mit dem Kopf und sah hinüber. Dann wandte er sich nach der Hütte, in der er in jener Nacht mit seinem Jungen, beide frierend und hungernd, gesessen hatte.

In der Hütte wurde langsam, breit und behaglich gesprochen, wie die Weise der Schiffer ist, die an unserer See wohnen. Ungern verändern sie den Gegenstand der Rede; er muß erst breit ausliegen, wie der Butt, der in der Priele schwimmt.

Alle redeten sie zuerst von früheren Besuchen, die sie auf der stillen Insel gemacht hatten. Fast jeder von ihnen war ein- oder zweimal auf Flackelholm und in der Blockhütte gewesen. Den einen hatte die Neugier, den andern die Langeweile vom Bord an den Strand gebracht; einige waren an der Brandung entlang gelaufen, ein Brett, das brauchbar wäre, oder wertvolles Strandgut zu finden. Denn der Strand von Flackelholm hat den Ruf, noch Besseres zu bergen als Rundholz und tote Seehunde.

Dann kamen sie auf besondere Erscheinungen, die ihnen auf Flackelholm begegnet waren. Der eine war im Dämmern des Abends von der Hütte fort nach seinem Boot gegangen; da war unterwegs, in kurzer Entfernung, eine mächtige Gestalt an ihm vorübergegangen, ob Frau oder Mann, das konnte er nicht sagen ... Aber es war wohl überhaupt kein Mensch gewesen, sondern ein Geist. Und zwar ein lustiger, denn er hatte getanzt und gesprungen. Ein anderer erzählte, daß er eines Abends, vor etwa sechs Jahren, nach der Hütte gegangen wäre, weil er den dummen Einfall gehabt hätte, dort zu schlafen. Er hätte aber die Thür nicht öffnen können, und als er mit dem Fuß dagegen geschlagen, sei ein gellender Schrei aus der Hütte gekommen, wie wenn ein Mensch, von einem Traum gequält, jäh auf-

wacht. So erzählte er und that einen tüchtigen Schluck Kaffee und ſagte: „Ihr wißt, daß ich nicht lüge.“

Antje füllte die Taſſe von neuem und ſah dabei mit ſchlauem, irren Lächeln auf ihren Bruder. Reimer Witt blickte ernſt und mitleidig in das Geſicht ſeiner Schweſter.

Der eine der Gäſte war ein Bekannter von Reimer Witt. Sie hatten vor Metz nebeneinander auf dem Reiſig geſchlafen, und wenn der Regen gar zu dicht niederfiel, waren ſie zu einander gekrochen und hatten alſo alles gemeinſam gehabt: Näſſe, Wärme und Ungeziefer, das nicht zu vermeiden. So waren ſie gute Freunde geworden. Dieſen nun bearbeitete Reimer, daß er von Flackelholm und von Anſchlick, Graſung und Priellauf, Landung und Brandung ſprach und, nachdem der nicht geringe Kenntnis entwickelt, ſagte der Schlaue: „Menſch!“ — denn ſolch vorſichtige allgemeingültige Anrede iſt in dieſer Gegend unter guten Freunden ſtändiger Brauch — „Menſch!“ ſagte Reimer. „Ich hätte faſt Luſt, hier auf Flackelholm zu bleiben! Ich würde Schafe und Gänſe halten, eine ganze Menge. Es iſt nur eine Schwierigkeit: der Winter!“

Der Schlafkamerad von Metz hob ſeinen rothaarigen Kopf: „Ja, der Winter!“

„Wie lange iſt das Waſſer feſt?“

„Je nachdem: zwei Monate!“ ſagte der Rotbart.

„Dann kann niemand hier landen?“

„Manchmal doch! Das Waſſer iſt bald hier frei, bald da. Man muß eben das Waſſer kennen, das rund um die Inſel läuft. Das iſt bunt, ſage ich dir. Da lernt man ſein Leben lang daran.“

„Du haſt keine Familie?“

„Nee! Bin zu lange draußen geweſen!“ und er

zwinkerte mit den Augen nach dem Neuwerker Leuchtturm hinüber: „Auf großer Fahrt!“

„Komm mal mit!“ sagte Reimer. „Ich will dir was zeigen.“

Er trat mit ihm vor die Hütte und redete lange mit ihm. Und der Schlafkamerad nickte bedächtig, zog die Augenbrauen hoch und sagte zuletzt: „Ich habe nur ein Bedenken: wenn er hier mit uns bleiben will ... ist er fein? Ich will mit allen Leuten zu thun haben, bloß nicht mit den Feinen!“

Da gab Reimer über Andrees Strandiger das ehrenvolle Zeugnis ab: „Er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch.“

„Na ... denn kann's meinetwegen losgehen!“

Die andern traten aus der Hütte. Andrees, den sie wohl leiden mochten, denn er war ruhig, kurz von Worten und langsam überlegend wie sie, ging mit ihnen. Reimer und sein Schlafkamerad gingen allein hinterher.

Reimer kehrte als Erster in die Hütte zurück; er fand Ingeborg, wie sie den Tisch abräumte.

„Wie es hier riecht!“ sagte sie und sah ihn scharf an.

„Sie haben etwas Kümmel in den Kaffee gegossen,“ sagte Reimer.

* * *

Die folgenden Tage untersuchten die beiden den Wuchs und die Art des Grases und Krautes, das weit und breit in einer Ausdehnung von über hundert Hektar das ebene Land bedeckte. Es war mancherlei Art. Alles, was am Strand der Nordsee auf neuem Land gedeiht, fand sich vor. Es lag wirr und dicht auf der Erde: jenes feine, kurze Gras, das sie Drückdahl nennen, weil es sich wie eine feste, dichte Haut auf den Boden legt; Strandnelken

ſtanden dazwiſchen. Da war eine hellgrüne, fette Pflanze, der Zwiebel nicht unähnlich, wenn ſie eben aus der Erde kommt. Da waren graue, harte Pflanzen, vom Bau des Heidekrauts, die weite Strecken bedeckten; unter ihnen zeigte ſich der graue, nackte Schlickboden. Und Reimer nahm von allem, was da wuchs, ein Stenglein und biß hinein und ſchmeckte und ſagte: „Es iſt Kraut und Unkraut; aber ich glaube nicht, daß auf der Inſel ein Halm wächſt, der den Tieren ſchadet.“ Auch den Waſſerlauf unterſuchten ſie, der, unweit der Hütte anfangend, ins Watt hineinlief und im Dieksander Gatt mündete. Sie maßen ſeine Tiefe und unterſuchten ſeinen Grund und brachten Krabben und Fiſche mit, die ſie in Handnetzen gefangen hatten. Als ſie zurückkamen, hörte Ingeborg, wie Andrees ſagte: „Du haſt recht; wir müſſen ſtändige Verbindung mit Büſen haben. Wir müſſen ein Boot haben und einen Mann, der das Waſſer kennt. Ich will darüber an den Rotkopf ſchreiben.“

An dieſem Abend, der ſehr mild und ſonnig war, als Reimer und Antje noch einmal auf Fiſchfang ausgezogen waren, — denn Antje hatte behauptet: „Das verſteht ihr nicht!“ — da kam Andrees vom Strand zurück und ſtellte ſich vor Ingeborg hin, die in der Sonne ſaß und nähte und ſagte zögernd: „Du, Ingeborg, ich habe ein ſonderbar Anliegen. Mein Haar und Bart wird allzu wild, und ich wage nicht, es ſelbſt zu ſchneiden, und Reimer hat kein Zutrauen, ſo groß auch ſein Ruf als Haarſchneider ſeiner Kinder iſt, und mit Antje iſt das bedenklich.“

Sie ſprang auf und trat mit der blitzenden Schere aus der Hütte; eine feine Röte war über ihr friſches, weiches Geſicht geflogen.

„Stehe still!“ sagte sie; das Herz klopfte ihr.

Und sie fing an zu schneiden. „Ich habe dem Fritz auch das Haar geschnitten,“ sagte sie.

„Ich habe es gesehen. Darum komm' ich zu dir.“

Sie schnitt mit zaghafter Hand, bog den Oberkörper zurück, wandte den Kopf hin und her, konstatierte ein schiefes Verhältnis und dachte: „Wenn er doch wegsähe!“ Ihre Wangen brannten.

Da erkannte er ihre Not und sah steif gegen die Wand der Hütte nach dem aufgehängten Fell des Seehundes.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zögernd, „hier am Ohr ist es eine schwierige Sache.“

„Wage es nur!“

Da versuchte sie es. Aber die Hand zitterte, und am Läppchen des Ohres zeigte sich ein roter Tropfen Blut.

Da warf sie die Schere in den Sand, stampfte mit dem Fuß auf die Erde und weinte.

„Na . . . Ingeborg! . . . Nun weine doch nicht!“ Und er nahm gutmütig und voll Mitleid die Schere auf und gab sie ihr wieder: „So kann es doch nicht bleiben. Du mußt näher herankommen.“

„Ich kann es nicht! Ich kann es nicht!“ Sie hatte sich auf die Bank gesetzt und sah sehr unglücklich aus; ihre Augen waren voll Thränen, und sie knipste kopfschüttelnd mit der Schere.

„Du mußt Mut haben. Nur zu!“

„Du bist mir zu groß!“

Da ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder und sah zu ihr auf, und langsam ging das Werk von statten, in der Weise, daß sie das Ohr in der Hand hielt, es säuberlich vor der wilden Schere schützend. Er aber, ihr Gesicht

dicht vor ſich, wunderte ſich über die mancherlei Geiſter, die da ihr Werk trieben, und waren da traurige und halbluſtige, und war kein einziger böſer darunter.

* * *

Am anderen Morgen ward es ein heißer Tag. Die beiden Männer waren mit den Pferden an den Strand gegangen, um mehrere wertvolle Balken, Fäſſer und Ketten zu bergen, welche die letzte Flut angetrieben hatte. Da ging Ingeborg nach dem ſogenannten toten Waſſer. Reimer hatte es erprobt, daß es guten, feſten Grund und nirgend abſchüſſige Tiefen hatte. Darum war Ingeborg empfohlen worden, dort zu baden.

So badete ſie dort in der Morgenſonne.

Friſch geworden und doch ein wenig müde, ging ſie, das Haar noch gelöſt, raſch über den heißen Sand und legte ſich im Maifeld, mitten unter die Kräuter und Blumen, dicht neben die Wagenſpur, die innerhalb der Dünenkette entlang ging, und fing an müde zu werden und dachte: „Wenn der Wagen kommt; wache ich auf.“ Und dachte noch einmal: „Er darf mich hier nicht finden.“ Und als ſie einſchlief, ſuchte ſie ihn im Traumland und fand ihn bald, und er war freundlich zu ihr, und ein Zug von lächelndem Glück legte ſich über ihr Geſicht. Sie wußte aber nicht, daß ſie ſich ihm abſichtlich in den Weg gelegt hatte.

Als ſie lag und ſchlief, kam er ganz allein durch das Kraut und die Blumen und dachte an ſie, ſah ſie und ſtand, feſtgehalten zuerſt von der Überraſchung, dann von ihrem Liebreiz; denn ihre ganze Geſtalt und die Züge ihres Geſichts waren rein, weich und voll wie eine friſche Roſenknoſpe im Morgentau. Das loſe Haar war wie mit

feinem Gras und ſchüchternen, kleinen Blumen beſteckt, und ſie bot mit zurückgebogenem Kopf und ausgeſtreckten Armen den Anblick einer Bittenden. Das Gras wehte ein wenig, Lerchen ſangen in der Nähe, in der Ferne ſchrieen Möven, die Luft war voll Kraft und Friſche, und die Liegende gehörte zu dem allen und war das Schönſte von dem allen. Da ließ er ſich auf ein Knie nieder und ſah auf ſie, und zum erſtenmal trat in ſeine Augen jener ſtille, reine Glanz, der die Liebe als ein Feuer von einem Herzen ins andere wirft.

Als er ſie ſo anſah, wohl ſo lange, als eine Biene vorüberſummt oder eine Möve ſchreit, erwachte ſie unter ſeinem Blick, und auf der Schwelle des Traumlandes ſchlug ſie weit und fröhlich die Augen auf und ſagte langſam: „Haſt du mich ſo lieb?“ Dann aber lag ſie ſchon auf den Knieen, und die Hände ausſtreckend, bat ſie ihn mit ſcheuen Augen: „Geh' weg! Andrees, geh' weg!“ Und das Haar fiel über ihre Hände, mit denen ſie das Geſicht bedeckte.

Er war ſchon fortgegangen, über die Düne nach dem Strand zurück, und kam erſt gegen Abend heim.

Bleich kam Ingeborg zur Hütte.

Gegen Abend, als die Flut ſich verlief, kam er heim und ſah, daß Reimer die Pferde anſchirrte, zögerte einen Augenblick und ging dann nach der Hütte. Da trat Ingeborg aus der niedern Thür, reiſefertig.

„Ich gehe fort, Andrees!“ ſagte ſie und ſah nicht auf. Langſam gingen ſie nebeneinander auf die Höhe der Düne. „Ich will nach Marias Grab ſehen,“ ſagte ſie.

Er nickte. „Du haſt recht.“

Als ſie oben nebeneinander ſtanden, faßte er ihre Hand: „Du biſt rein und ſtark; ich muß dich für mein Leben haben.“

Sie ſenkte den Kopf: „Es muß Zeit darüber hingehen, Andrees!“

„Ich will auf Flackelholm bleiben,“ ſagte er, „ſo lange der Strandigerhof in fremden Händen iſt. Ich will aber nicht unthätig ſein, ſondern ich will hier einen Deich und ein Haus bauen, Gräben und Dämme ziehen, das Watt unterſuchen und Land gewinnen. Meine Väter haben mit dem Meer gekämpft, ich will es auch.“ Er ballte die Hände, und ſeine Augen flammten düſter. „Es iſt viel verſäumt und geſündigt; aus der Sünde ſoll Gutes kommen. Aber ich kann nicht verlangen, daß du dies Leben mit mir teilſt.“

„Wo dein Leben iſt, iſt meins, Andrees. Das habe ich mit Maria gemeinſam, daß ich treu bin. Wenn du glaubſt, daß es geſchehen kann, dann rufe mich.“

„Ingeborg!“

„Wir müſſen ſtill und ſtark ſein, Andrees.“

„Grüße meine alte Mutter! Um ihretwillen wollte ich, daß ich, bevor die Pachtzeit zu Ende iſt, wieder auf Strandigerhof ſäße ... Aber Flackelholm ſoll nicht wieder vergeſſen werden.“

Sie ſtanden noch eine Weile nebeneinander und ſahen über das Land, das ſich meilenweit aus dem Waſſer hob.

„Das Grübeln iſt vorbei; das Arbeiten hat angefangen.“

Dann gaben ſie ſich zum Abſchied die Hände.

Siebentes Kapitel

Der Herbst kam. Um den Eschenwinkel war es still. Die Ausgewanderten schrieben spärliche Briefe; die in der Heimat gebliebenen Männer waren nach Flackelholm gezogen. Sonnabends, wenn die Flut es zuließ, kamen sie heim zu Frau und Kind.

Auf Flackelholm graste eine kleine Herde Schafe, die Gesundheit des Grases zu erproben; und eine Schar von Gänsen zog alle Morgen von der Düne herunter, Antjes Schützlinge und Stolz. Vier Pferde fanden reichlich Gras und behielten bei der Arbeit ihr gutes Aussehen.

Das Boot des rotköpfigen Schiffers lag im Dieksander Gatt. Er sorgte für Fische und andere Nahrung, die er von Büsen herüber holte. Er zeigte sich als tüchtiger Mann, der nüchtern war und Wort hielt; die Metzer Reisigbündel, so naß sie waren, hatten seinem Charakter nicht geschadet.

Fünfzehn Mann, die von Jugend auf die Spatenarbeit kannten, standen drei Monate lang im Maifeld und hoben die verschlammten Gräben aus, die Andrees' Vater vor zwanzig Jahren gezogen hatte, und machten neue. Sie machten die Gräben zwei Meter breit und ein Viertelmeter

tief und warfen die Erde in der Mitte des Stücks zu einem breiten Wall auf; nun konnte die Flut den Schlick tief ins grüne Land hineintragen. Und wenn die Flut dreimal den Graben hin- und zurückgekrochen war, dann war vom Spatenstich wenig mehr zu sehen, so viel weiche, fruchtbare Erde hatte das Meerwasser zurückgelassen.

Ein königlicher Regierungsrat war auf Strandigers Bitte herübergekommen, hatte drei Tage lang auf Flut und Ebbe acht gegeben, hatte bis an die Kniee im Schlick gestanden und in der Hütte Linien, Gräben, Profile und Pläne niedergezeichnet. Er hatte sich den Schweiß von der Stirne gewischt und war wieder hinausgegangen, im Regenwetter, Reimer Witts alten „Wasserdichten" um die Schulter, war abends heimgekehrt und hatte Butt und Pellkartoffeln gegessen und eingehauen wie ein Dreschер. Die Leute wunderten und freuten sich, daß der gelehrte und feine Mann so gemütlich und natürlich war; sie wurden zutraulich und wagten, ihn ungefragt auf dies und auf das aufmerksam zu machen; so erfuhr und bewirkte er mehr und war ein besserer Vertreter seines Königs als jener Assessor, der am Biertisch bedauerte, daß Geburt und Stellung ihn hinderten, sich dem Volk zu nähern. Er war am Strand aufgewachsen, gleich wie Andrees, und hatte über dem Schreibwerk das Spatenwerk nicht vergessen. Als er fortging, nickte er Andrees zu: „Machen Sie Ihrem Namen Ehre!" sagte er. „Wenn ich nicht über die Köge und Deiche und über die Gräben und Buhnen gesetzt wäre, würde ich Sie um ihren Besitz und Ihren Wohnort beneiden."

* * *

Auf den weiten, fruchtbaren Feldern des Strandigerhofs wurden die Hackfrüchte geerntet. Es war eine gute Ernte; aber doch war Franz Strandiger nicht im ſtande, die ganze Pachtſumme aufzubringen; denn die Korn- und Viehpreiſe waren ungünſtig geworden. Allerheiligen kam näher, und er hatte nicht das nötige Geld. Und wenn er den vollen Ertrag der ganzen Ernte verwendete, fehlte doch noch Geld; er durfte nicht mit leeren Händen in den Winter hineingehen.

Da gab es böſe Tage für die Dienſtleute und für den fremden Arbeitervogt; und manch derbes plattdeutſches Wort und fremder, polniſcher Fluch ſchallte über den weiten Hofplatz, hinauf zu der Blinden und zu dem ſtillen Mädchen, das an ihrer Seite ſaß. Den Pächter aber trieb ſeine Unruhe aus der Schreibſtube und von dem Getriebe auf dem Hofe weg auf einſame Wege; und bald ward es ihm eine Gewohnheit, daß er, wenn die Flut weglief, weite Wege ins Watt hineinmachte. Und wie es bei ſeiner Natur begreiflich iſt, währte es nicht lange, da hatte ſich dieſe weite, furchtbare Einſamkeit in ſein Herz geſchmeichelt; das wilde Watt hatte es ſeinem ſtolzen Herzen angethan. Stundenlang wanderte er, die Büchſe im Arm, an den Waſſerläufen entlang, durch glitzernde Waſſerſpiegel und weit ſich dehnende Muſchelbänke, brachte auch manche Beute heim, bald einen ſeltenen Seevogel für Lehrer Haller, bald eine Ente für die Küche, einigemal einen Seehund, den er watend und ſchwimmend, mit Gefahr des Lebens, ans Ufer geholt hatte, nachdem ſeine Kugel ihn getroffen. Und er ward ein genauer Kenner des Watts bis dahin, wo die Kreuzbake ſteht.

Wenn er ſo wanderte, verließen ihn allmählich die Sorgen um Geld und Vorwärtskommen, um Zinszahlen und Pachttermin. Seine Augen wurden ruhiger und be-

kamen etwas Stilles und Sinnendes, und bald waren seine Gedanken bei Ingeborg Landt, der er täglich eine Stunde lang gegenüber saß, wenn er der Blinden, wie er bei sich selbst sagte, „den Verwaltungsbericht ablegte".

Franz Strandiger hatte bisher nicht erfahren, was eine innige, herzliche Liebe bedeute. Als Andrees und Heim Heiderieter damals in jugendlicher, aber echter Schwärmerei auf die heranwachsenden Mädchen blickten, Heim mit lauter, Andrees mit wortkarger Verehrung, hatte er nur Lachen und Spott gehabt. Als seine späteren Bekannten, bald dieser, bald jener, sich zu Lebensgefährten Mädchen erwählten, die weder durch ihre Erscheinung, noch durch ihren Geist, noch durch ihr Vermögen hervorragten und diesen Schritt mit dem kurzen Satz: „ich liebe sie" erklärten, dann schüttelte er als über eine ihm unverständliche Sache den Kopf. So schien er nach seiner Charakteranlage unfähig, jemals jene aus sinnlicher und seelischer Zuneigung so eigentümlich und so innig zusammengesetzte Liebe zu fühlen, welche normalen, unverdorbenen Männern eigen ist.

Aber in diesem eben Gesagten liegt die Erklärung der auffallenden Thatsache, von der die Rede ist. Franz Strandiger war durch Erziehung und Umgang in seiner sittlichen Entwickelung aufgehalten, unterdrückt und verkümmert worden. In seinen Kindertagen war ihm immer wieder gesagt worden, daß die nüchterne Zweckmäßigkeit die einzige rechte Führerin durchs Leben sei. Er hatte dann von seinem sechzehnten Lebensjahr an in Kreisen verkehrt, zuerst in der Stadt, zuletzt auf einigen großen Gütern, die sittlich verderbt waren. So war es dahin gekommen, daß sein Blick abgestumpft wurde, daß er auch an der Frau nicht das Ideale und das Sittliche sah, sondern

nur das Sinnliche und das mehr oder minder wertvolle goldene Behänge. Nicht die Anlage seines Charakters hinderte ihn, eine keusche Liebe zu hegen — das gute, treue Blut der Strandiger war auch in ihm —, sondern eine seelentötende Erziehung und eine auf diesem Boden gewachsene innere Unreinigkeit.

Da trat Maria Landt vor seine Augen; er beschäftigte sich mit ihr. Sie wurde von ihm bestimmt, die Helferin bei einer Rechnung zu sein. Sie trat mit der Angst und mit dem Vertrauen eines Kindes dicht an ihn heran. Er fühlte zum erstenmal die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit, die Stärke der christlichen Weltanschauung, die Kraft einer reinen Seele. Es stieg etwas Neues vor ihm auf: Barmherzigkeit und Reinheit traten in der freundlichsten Gestalt zu ihm, sahen ihn bittend mit zwei dunklen Augen an und sagten ihm, daß sie bereit wären, viel für die Brüder zu thun. Und sie that viel! Wie viel, das hat kein Mensch erfahren. Wie in eine andere Welt wurde sie von ihm gerissen. Es blieb als ihr Werk an seiner Seele eine Erschütterung alter, harter Lebensgrundsätze und eine gewisse Neigung, den Versuch zu machen, mit weichern, tiefern Augen auf die Umgebung und in das Leben und in die Welt zu sehen.

Nun war Ingeborg Landt nach Strandigerhof gekommen. Sie war nach jenem schrecklichen, trübseligen Märztag nach Flackelholm gegangen, ein unliebenswürdiges, unruhiges Mädchen, das dennoch immer sein Interesse erregt hatte; sie war im Spätsommer wieder gekommen, eine stille, weiche, frauenhafte Erscheinung, um die wie ein zartes Gewebe ein trauriges, sinniges Geheimnis lag, das aus ihren glänzenden Augen herausſah und den, der in diese Augen hineinsah, mit heißer Neugier erfüllte, zu

erfahren, was so weich und schön verhüllt war. Franz Strandiger sah mit seinen neuen Augen auf diese neue Erscheinung. Was ihm, dem Blinden, damals an Maria Achtung abgezwungen hatte, was sein warmes Interesse erregt hatte: die sittliche, reine, warmherzige Persönlichkeit, das sah er jetzt in einem andern Bild, in einem viel schönern Bild und im schönsten Gewand, nämlich im Trauerkleid, mit stillen, einsamen Augen, schweigsam und dadurch doppelt schön. Und er sah das täglich, stundenlang, wenn er mit der alten Frau plauderte, wenn er ihr „den Verwaltungsbericht abstattete". In diesen Stunden, während er mit ehrlichen, freundlichen Worten von der Arbeit des Hofes, von der Zukunft Flackelholms und von seinen Gängen ins Watt erzählte, sah er sie vor sich sitzen, den blonden Kopf über die Nadel beugend, nur zuweilen die strahlenden Augen hebend. In diesen Stunden wurde Franz Strandigers erste Liebe geboren.

Sie kam mit all ihrer Not und ihrer Freude. Und sie brachte mehr Not als Freude! Freilich, daran dachte er nicht, daß Ingeborg Landt Andrees nahe stand. Andrees hatte sich ja immer zu Maria gehalten; und wenn Ingeborg mit ihm nach Flackelholm gegangen war, so war sie als mit einem kranken Bruder gegangen. Auch das quälte ihn nicht, daß sie zurückhaltend und scheu war, daß nur dann ihre Augen ein wenig freundlich auf ihn sahen, wenn er von seinem waghalsigen Gang in den Priel hinter dem Seehund her erzählte. War es nicht von jeher Weise der Jungfrauen, daß sie dem zuneigen, dem sie Abneigung zeigen?

Die alte Hobooken ging spähenden Auges durch Küche und Stall und Scheune. Die Leute wichen ihr aus und knurrten sie an. Im Frühling hatte sie die Aufsetzigen

vom Hof gejagt; aber da hatte Franz ein kurzes Verbot ergehen lassen, daß sie sich nicht in seine Sachen mischen sollte. Da widmete sie sich mit aller Schärfe und Energie den inneren Angelegenheiten.

Sie hatte die Kinder des Dorfes eines Nachmittags aufgefordert, die Johannis- und Stachelbeeren zu pflücken, die in der Stadt verkauft werden sollten; denn alles mußte zu Geld gemacht werden. Da verlangte sie von den Kindern, daß sie ein Lied sangen. Die sangen: „Ich habe mein Roß verloren, mein apfelgraues Roß" und: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein." Das ging eine Weile gut, sie pflückten und sangen dazu. Da sagte der kleine Bernhard Engel, der mit dem krausen Kopf: „Wißt ihr, warum wir singen müssen?"

„Nee!"

„Weil, wenn wir singen, können wir nicht essen!"

Von diesen Worten an ward der Gesang bedenklich schwach, und es muß gesagt werden, daß einige nicht im stande waren, zu singen, und daß andere durch die Nase zu singen versuchten. Und es klang nicht schön. Das Ende war, daß sie alle plötzlich durch keifende, klirrende Worte aufgescheucht wurden, gleich Staren, zwischen welche die Hagelkörner sausen.

So endete die Sache betrüblich.

Gegen Herbst, als die Eier im Preise stiegen, ging die alte Frau selbst auf die Böden und kroch durch die finstern Winkel und suchte die Eier zusammen, die etwa von ausschweifenden, zweckvergessenen Hühnern verlegt waren. Da hatte der Knecht nach alter, guter Landesweise dem Raubzeug nachgestellt, das über den Kornboden schlich, hatte die eiserne Marderfalle mit den scharfen Zähnen in den Winkel gestellt und ein Ei zwischen die Klammern gelegt, dem

wilden Tier zur Lockung. Die alte Frau aber, kurzsichtig und des Dunkels nicht gewohnt, griff hinein, das Ei zu retten, und schrie laut auf. Der Arzt mußte tiefe Wunden verbinden, und es war im ganzen Dorf viel Gerede, aber wenig Mitleid.

Als der Tag der Pachtzahlung nahe war, schrieb die alte Hobooken an ihren Bruder in Berlin. Sie stellte ihm die Lage dar und bat um Hilfe. Drei Tage vergingen. Sie empfing den Briefboten in der Hausthür und war voll Grimm gegen den Mann, der mit gleichmütigen, langsamen Schritten ankam und mit gemächlichem Gruß die Zeitungen auf den Tisch legte, der links von der Thür stand. Nichts als Zeitungen.

Ihr Sohn ging pfeifend durchs Haus und über den Hof. Unter den Enden seines Schnurrbarts saß ein spöttischer, höhnischer Zug, als wollte er dem Schicksal mit all der Bitterkeit, die seine Seele erfüllte, zurufen: „Kommst du wieder, Schicksal? Gerade habe ich Land und Weib in Händen!"

Am vierten Tage trat er in die Wohnstube und sagte zu seiner Mutter: „Ich habe dir etwas zu berichten. Ich komme eben von der Heide, um von ferne zu sehen, wie Heim Heiderieter eigenhändig seine Kartoffeln aufnimmt, da kommt ein Mann vom Dorf her den Sandweg herunter, in grüner Jägerjoppe, Hahnfeder auf dem Hut, Gewehr im gelben Futteral über der Schulter, Krimstecher am Riemen. Er will aussehen wie ein Dreißiger, hält sich steil und dreht in rascher Wendung den Kopf, ist aber mindestens sechzig Jahre alt. Die halbe Jugend läuft ihm vom Dorf her nach. Sage, wer ist das?"

„Mein Bruder! ... Nun wird alles gut!"

„In der That! Der Führer und der Freund meiner

Jugend! Dem ich alles verdanke von meinem zehnten Jahre an, alles Brot und alles Böse. Er kommt, um mir wieder ein kleines Stück Brot zu geben und ein kleines, vielleicht ein großes Stück Böses. Alte Demütigungen fangen wieder an; und du sagst: Nun wird alles gut!"

Die Hausthür wurde geöffnet; sie gingen beide nach dem Flur.

„Mein lieber Bruder!"

„Guten Tag, Onkel Felix! Alter Freund und Gönner! Wie gefällt dir Hobookenhof?"

Felix Hobooken sah sich um. „Wo ist dein Vetter?" fragte er.

„Der sitzt auf einer Insel in der Nordsee und bellt die Brandung an. Hast du Angst vor ihm, Onkel?"

„Das nicht! Aber ich gehe gern allem Unangenehmen aus dem Wege; denn entweder fällt es auf die Nerven, oder es hindert mich an meinem Sport. Wo denn? Auf welcher Insel?"

„Wir fahren hinüber! Großartige Segelfahrt! Überhaupt, Onkel, das Segeln auf der Nordsee, das ist Höhepunkt alles Sports; da ist Ernst darin!"

Der Alte ließ sich müde auf einen Stuhl nieder, zupfte an Wollhemd und Kragen und machte dann eine große Handbewegung: „Ich war vor vierzehn Tagen in Kärnten. Zwei Höhen erstiegen! An Erzherzog telegraphiert! Gruß erhalten! Nun schon in die Nordsee?"

„Insel entdecken!" lachte Franz.

„Du hast keinen Sinn für Sport, mein Lieber! Dein Vater hatte ihn auch nicht, obgleich er Offizier war. Ich habe nicht übel Lust, dir diesen Sinn beizubringen."

„Die Nordsee ist keine Wiege, Onkel!"

Der Alte stand auf, trat mit steifen Schritten ans

Fenster und sagte mit abgewandtem Gesicht: „Wir können ja nächstens untersuchen, wer von uns den größeren Mut und die größere Gewandtheit hat. Ich lasse mir in der That ein Boot aus Hamburg kommen; ich hab's ja dazu." Er machte eine abschließende Handbewegung, und immer nach dem Fenster zugewandt und über den Wirtschaftshof sehend, sagte er: „Nun eure Angelegenheit! Aber das sage ich euch, ich fühle mich nicht verpflichtet, euch aus dem Loch zu heben, in das ihr gestürzt seid. Warum habt ihr mich nicht um Rat gefragt?" Er schlug gegen seine Brust. „Mein Sport soll nicht unter euren sogenannten Unternehmungen leiden! Mein Sport ist mein Leben! Du wirst die Güte haben, Franz, und mir deine Bücher auf mein Zimmer bringen und mir morgen einen Vortrag darüber halten."

Franz Strandiger hatte diese Worte mit großen Augen angehört. Wie sausende Peitschenhiebe flogen sie gegen ihn an. Er versuchte, etwas zu sagen, besann sich aber, kehrte sich um und ging in sein Zimmer.

Und dort setzte er sich vor den Schreibtisch und schlug in rasendem Zorn zwei-, dreimal mit der Faust auf den Tisch. Blutflecke erschienen auf der hellen Eichenplatte. Dann saß er eine Weile in sich zusammengedrückt, ehe er seiner Erregung Worte geben konnte. Wie Feuer sprangen sie von seinen Lippen: „In der Fremde war ich anderer Leute Knecht; nun kommt die Qual der Kindheit wieder! . . . Niederzwingen will ich ihn! Es soll die Stunde kommen, daß er zu meinen Füßen jammert! Verderber meiner Kindheit!"

* * *

Jeden Abend, wenn die Dämmerung hereinbrach, sagte die alte Frau Strandiger zu ihrer Pflegerin: „Nun

gehe zu Heidereiters, Ingeborg, und grüße sie! Du kannst gerne fortgehen. Ich langweile mich nicht; ich bin nicht einsam. Ich habe ja so viel erlebt; ein großes, starkes Buch, in dunklem Einband, ein Kreuz fast über jeder Seite und eine Krone, hoffe ich, auf der letzten. Geh! Ich will in dem Buch lesen."

Dann gingen oben leise die Thüren, die Stubenthür, die Küchenthür, dann noch das Zimmer mit den Fenstern nach Flackelholm; dann kam es flüchtig, leicht und weich, die Treppe hinunter. Dann stand Franz Strandiger im Flur, oder er trat aus dem Zimmer, oder er stand zum Ausgehen bereit an der Hausthür und sah auf das schöne Frauenbild und versuchte, Augen und Haltung zusammen zu nehmen, und vermochte es kaum. Er war klug; er wollte sie nicht erschrecken.

Aber er kann sich nicht satt an ihr sehen, nicht an ihrer hohen, starken Gestalt, nicht an ihren strahlenden Augen, an dem feinen Kopf, den sie ein wenig gebeugt hält, an der Wendung dieses Kopfes, wenn sie aufsieht. Darum muß er hier täglich stehen und sie an sich vorübergehen lassen, um den kurzen Gruß zu empfangen, um dann, wenn sie fort ist, an das Treppengeländer heranzutreten, das ihr Kleid berührte, da sie herunterstieg, und den Drücker anzufassen, den ihre Hand eben umspannte.

Wie ein Sturmstoß ist es gekommen. Sie sprang ihm an dem einen Tag ins Herz, diese thörichte, heiße Liebe; sie lohte am andern Tag aus seinen Augen, als er ihr nachsah, da sie die Treppe hinaufging; sie zwang ihn am dritten und vierten Tag, hinter ihr herzugehen, wenn sie nach dem Heidehof ging.

Ingeborg Landt fühlte, daß er etwas von ihr wollte, und ängstigte sich und versuchte, diese Angst zu verbergen.

Sie sandte sein stolzes Grüßen ebenso stolz zurück; sie wollte mit Franz Strandiger nichts zu schaffen haben. Sie saß ihm im Wohnzimmer stumm gegenüber und sprach selten mit ihm und so, wie man mit einem Fremden spricht, und konnte es doch nicht hindern, daß seine stolze Gestalt und seine ruhigen, überlegenen Worte Eindruck auf sie machten.

Er aber beobachtete sie. Keine ihrer Mienen oder ihrer Bewegungen entging ihm. Er wartete. Er wartete, bis der günstige Augenblick da wäre; im Sturm, mit raschem, starkem Griff wollte er sie gewinnen. Darum, wenn er vorüberging, und sie sich ansahen, sagten seine Augen nicht: „Ich liebe dich," sondern: „Ich bin stark, bist du stärker?" Sie merkte das und ging still, mit gesenkten Augen, an ihm vorüber und ging nach dem Heidehof.

Zuweilen, wenn seine Stimmung eine gehobene war — er war ein Augenblicksmensch und konnte seine Lage rasch mit andern Augen ansehen —, dann konnte sein alter Übermut über ihn kommen. So kam er eines Tags aus der Stadt, wo er hundert Tonnen Weizen leidlich gut verkauft und Aussicht auf Kredit erhalten hatte, und ging durch den Stall und fand die Knechte und die beiden Arbeiter von der Geest, wie sie die volksbeliebten Kraftstücke machten. Sie hatten die Trage geholt und leinene Pferdegeschirre um zwei volle, zweihundert Pfund schwere Weizensäcke gebunden und versuchten, sie über die Diele zu tragen, und von vier Mann, die es versuchten, konnten zwei es vollbringen. Da trat Strandiger heran und ließ noch zwei Geschirre bringen und um zwei halbe Weizensäcke legen und machte sie fest und wuchtete, gegen die Wand sich haltend, und trug die sechshundert Pfund langsam und vorsichtig, unter der Bewunderung der Leute, die

sich in starken Ausdrücken äußerte, mit schweren Schritten die Diele entlang und kehrte sich um. Da brach die Trage.

Und Ingeborg stand am anderen Ende der Diele und sah mit großen Augen auf ihn, Furcht in ihrer ganzen Haltung; er hatte die Augen, die er damals hatte, als er sie aufforderte, sich nicht in die Geschäfte der Männer zu mischen, Männersache Männern zu überlassen.

Als er sie da stehen sah, ward er noch froher. Und abends, als er so recht gemütlich, voller Hoffnungen, das Land und die Braut zu gewinnen, in seinem Zimmer saß, eine Flasche Wein vor sich, und alter Zeiten gedachte, kam ihm der Übermut, und er schrieb auf eine Karte, die er an „Herrn Heiderieter auf Heidehof" adressierte, diese Worte:

„Ich freue mich, daß Heim Heiderieters Felder gut bewirtschaftet werden; aber ich thue folgende drei Fragen, dieweil wir um die dreißig sind: „1. Wo ist Franz Strandigers Geldsack? 2. Wo ist Andrees Strandigers Lorbeer? 3. Wo ist Heim Heiderieters Orden?""

Der Knecht ging gleich nach dem Heidehof und traf Heim unter der Lampe am Schreibtisch; Eva war nicht anwesend. Und erst verstand Heim nicht; dann aber besann er sich und wurde rot, setzte sich aber flugs hin und schrieb auf die andere Seite der Karte: „Wo sind die drei Getreuen?" Und sandte den Knecht zurück.

Als Franz diese Worte las, wurde er sehr ernst.

* * *

Im Heidehof herrschte das Glück. Freilich, das Glück mußte noch kämpfen. Es hat noch jahrelang kämpfen müssen; es gab Feinde ringsum. Sie drangen bis in die Küche, wo Frau Eva waltete, und traten an den Schreib-

tisch des Hausherrn. Die Sorge kam immer wieder zu Heim und sagte: „Es hilft nichts, Heim, ihr Heiderieter seid unpraktische, schläfrige Leute; du bringst den Heidehof nicht in die Höhe. In diesem Jahre warst du fleißig; aber allmählich wirst du träge werden und ein Träumer wie deine Väter, und die Heide wird in deinem Alter über die Furchen laufen, die du in deiner Jugend gepflügt hast."

Dann schüttelte sich Heim, stand auf und ging stracks in die Küche oder in den Stall oder wo sonst die schöne, starke Frau mit den dunklen Flechten arbeitete, die Ärmel zurückgeschlagen, mit blanken Augen. Nur ein Kopfnicken hatte sie für ihn, nur einen raschen, freundlichen Blick. Zuweilen strich sie lachend mit der nassen Hand über seine krause Stirn; dann griff sie wieder zur Arbeit. Er aber sah sie noch einmal an; seine Augen glitten an ihrer Gestalt herunter; er atmete auf und ging mit sinnenden Augen wieder an den Schreibtisch und schrieb an seinem ersten Buch.

Das erste Buch!

Er hatte einen Bekannten in Kiel, einen Lehrer, der hatte ihm die Bücher von der Bibliothek der Universität besorgt, große, schwere Bücher, gelb eingebunden; und der obere Rand war dunkel, als hätten sie vom Alter Moos auf den Häuptern. Sie waren in lateinischer Sprache geschrieben, einige in plattdeutscher, einer groben, harten Sprache, strunkig wie Bohnenstroh. Sie erzählten von alten Zeiten, von alter Not: von jenem Kampf, den Schleswig-Holstein vor über siebenhundert Jahren anfing, dem Anfang eines Freiheitskampfes, der siebenhundert Jahre gedauert hat.

Heim Heiderieter saß und arbeitete, übersetzte und deutete, griff von einem Buch zum andern, stützte den Kopf in die Hand und ging wieder mit stillen Augen durch den

Saal und merkte nicht, daß die junge Frau hindurch ging und ihn ansah.

Zuweilen setzte sich die Mutlosigkeit an den Schreibtisch, sah ihn an und lächelte spöttisch: „Es geht über deine Kraft und Kunst, Heim! Ihr Heideriters könnt alles, aber alles nur halb!“ Dann sprang er auf und ging durchs Haus, sah nicht rechts, nicht links, und ging über die Heide. Und über der Heide stand der klare Herbsthimmel.

Wenn er wiederkam, war er stiller geworden. Er sah aus wie ein Kind, das gebetet hat, und schrieb einige Verse nieder; und als die junge Frau wieder durch den Saal kam, umfaßte er sie, indem er sagte: „Sieh, das fand ich nicht weit vom Bach auf der Heide.“ Und sie las es langsam vor; denn er selbst war ein schlechter Vorleser:

Herbst.

Die Luft so still, so wunderklar,
So hell wie sie noch niemals war.
Das Herz so froh, die Wange rot,
Was kümmert mich denn Grab und Tod? ...
Bald, über alle Herrlichkeit
Liegt des Winters Totenkleid.

Auf Goldgrund ist gemalt die Welt,
Ist Kirche, Haus und Baum gestellt.
Goldigrot! die Sonne blinkt ...
Sieh, ein Blatt vom Baume sinkt.
Bald über alle Herrlichkeit
Liegt des Winters Totenkleid.

Ich bin noch jung und habe Kraft
Und weiß, daß Arbeit Freude schafft ...
Horch, hörst den Vogel in dem Ried,
Der singt sein letztes Sommerlied.

Bald, über alle Herrlichkeit
Liegt des Winters Totenkleid.

Und sind denn alle Blätter tot,
Und ist die Wange nicht mehr rot,
Mein Herz, sei stark, mein Aug', sei blank
Und sag' für deinen Glauben Dank.
Bald, aus des Winters Totenkleid,
Springt des Frühlings Herrlichkeit.

„Ich hätte gescholten, wenn der letzte Vers nicht wäre," sagte sie.

Abends lag er lange wach im Bett, mit leisem, langsamem Atem, als lauschte er. Dann erhob wohl die junge Frau die Schulter und stützte sich auf den Arm und sah zu ihm hinüber und erkannte im Mondlicht, daß er ganz offene, klare Augen hatte. Da legte sie sich wieder hin und schlief gleich wieder ein; denn sie konnte den Schlaf wohl brauchen.

Er aber schaute und horchte. Und die Menschen, von denen er am Tage in den alten Chroniken gelesen, die sich im hellen Tageslicht scheu zurückgehalten hatten, wagten sich im Dunkel der Nacht hervor. Sie kamen ihm so nahe, daß er mit ihnen reden konnte. Und er horchte und hörte auf ihre schlichten Worte, bald harte, bald klagende; denn es war eine Zeit voll Härte und Klagens. Wenn dann endlich der Schlaf über ihn kam und der Marder den ersten Sprung zu der Speckseite hinauf wagte, die neben dem Schornstein hing, und mit dumpfem Gepolter zurückfiel, dann wurde er unruhig im Schlaf und stöhnte und fing endlich an zu rufen. Und wieder beugte sich die Frau an seiner Seite über ihn: „Was hast du, Heim?"

„Die Dithmarscher lagen bei Bornhöved auf der Heide,

ſtanden auf, drehten die Schilde und wandten ſich gegen die Dänen; dabei fielen die Bierkeſſel um."

Sie lachte und legte ſich wieder hin und ſchlief ein, das Lächeln noch um den Mund.

Und der Mond ſtieg höher und verſuchte, durch die Zweige des Birnbaums in den Saal hinein zu ſehen, konnte aber nichts erkennen. Da wiſchte er ſich die Wolken von der Stirn und ſah den Schreibtiſch und darauf die alten, großen, gelben Bücher und ärgerte ſich; denn er iſt allem ſcharfen Denken, ja jeglicher Wiſſenſchaft abhold und ein Träumer. Dennoch, weil das Fenſter am Schreibtiſch weit offen ſtand, trat er auf die Fenſterbank und glitt mit ſeinen Händen über die Bücher. Da wurden ſie noch gelber und erwachten, blätterten und kniſterten und ſtöhnten. Und eine alte, dicke, dreibändige däniſche Geſchichte ſagte zu ihrer Drillingsſchweſter: „Ich fühle mich hier nicht behaglich; der Menſch, der mit uns umgeht, iſt unſer nicht würdig; er iſt kein Gelehrter."

„Er iſt ein Schwärmer und Träumer."

Gelblich gleißte das Licht des erboſten Mondes.

„Er lieſt zwiſchen unſern Zeilen."

„Und oft ſtarrt er über uns weg."

„Ja," ſagte die Schweſter, „es iſt traurig. Wir haben zwanzig Jahre unbenutzt auf dem Bord der großen Staatsbibliothek geſtanden; und nun, da wir endlich einmal ins Leben hinauskommen, ſchickt man uns zu dieſem ungelehrten Mann."

„Erinnerſt du dich noch des Profeſſors, bei dem wir vor zwanzig Jahren waren?"

„Ja, der war ein anderer Mann!"

„Er ſchrieb ein ſehr gelehrtes Werk, weißt du noch? Und er war beſonders bei mir ſehr eifrig, eifriger als

bei euch; er puſtete und ſtöhnte und war ſehr gelehrt und aufgeregt. Er war ſo aufgeregt, daß er mehreremal Worte an meinen Rand ſchrieb; ich habe es ihm nicht übel genommen."

„Was hat er geſchrieben?"

Die Blätter rauſchten leiſe. „Was wird es ſein? Ich verſtehe nur däniſch. Etwas Ehrenvolles für mich wird es ſein. Siehſt du, da ſteht es!"

Da ſtand mit harter Bleifeder hingekritzelt: „ignorantia pyramidalis."

„Und hier?"

Da ſtand das kurze Wort: „Blech!"

„Was ſoll das bedeuten?"

„Es iſt eine Anerkennung meiner Gelehrſamkeit. Ich bin ſtolz darauf, daß ich ein gelehrtes Buch bin, namentlich ich, die Erſtgeborene von uns dreien. Wer kennt die alten Zeiten wie ich?"

Der Mond wollte leiſe die Fenſterbank hinuntergleiten; er gähnte gelangweilt, klagte über das ganze Bücherſchreiben und wollte nach der nächſten Wolke rufen, ihn zuzudecken. Da fing ein anderes Buch an zu reden; das lag umgedreht auf ſeinen Blättern, und dumpf klang ſeine Stimme: „Es iſt zwar nicht fein von ihm, ſo ein altes, ſchwerfälliges Buch, wie ich bin, auf den Bauch zu legen; aber das will ich euch ſagen, ich, die Chronik des Prieſters Helmold von Boſau: Ich bin froh, daß ich aus Profeſſorenhänden und Bibliothekswänden endlich in die rechten Hände und das rechte Haus gekommen bin. Ich bin ein feines Buch. Ich bin ſo fein, daß ich zwiſchen den Zeilen geleſen werden muß; denn meine Wahrheit, meine Wirklichkeit liegt weit hinter meinen Buchſtaben. Der euch

lieſt, muß Verſtand haben, der mich lieſt, muß Herz und Glauben haben; ein Dichter muß er ſein.'"

Und das alte Buch, obgleich es auf dem Bauch lag, fing an, eine lateiniſche Mönchsweiſe ſchwerfällig zu ſingen.

Der Mond glitt ſtill von der Fenſterbank herunter und dachte: „Das war gut geſagt, noch dazu auf dem Bauch." Und als alter Mann, der alles mit erlebt hat und ſich gern in der Erinnerung bewegt, und in dem Wunſch, alte Geſchichten vor ſeine Seele zu ſtellen, riß er alle Wolkendecken, die auf ihm und um ihn lagen, von ſich, ſtand leuchtend am Himmel und ſah mit ſilbernen, klaren Augen über die Gegend, wo das geſchehen iſt, was das alte Buch erzählt. Und die Gegend um Segeberg und Lübeck, Bornhöved und Plön war in dieſer Nacht voll von ſtrahlendem Mondlicht. Die Menſchen, die dieſen Mondſchein ſahen, freuten ſich ſeiner, wußten aber nicht, daß Heim Heiderieter die Urſache war.

An jedem Abend, in der Dämmerung, kam Ingeborg Landt. Dann ſaßen die drei im Saal vor dem grünen Kachelofen. Von außen ſah mit verſchlafenen Augen der Wintertag hinein. Der brennende ſchwarze Torf, aus eigenem Moor gegraben, Holzſcheite dazwiſchen, kniſterte hinter den Eiſenſtäben und warf ſeinen Glanz in den gemütlichen, großen Raum und füllte die untere Hälfte mit rotem Schein. Zuweilen ſprang ein fürwitzig Feuerlein im Spiel der Flammen aus den Eiſenſtäben. Dann ſah man die Geſichter der Sitzenden und die Bilder rings an der Wand.

So hielten die drei Plauderſtündchen.

Zuerſt zogen ſie unter Heims Führung in die alte Vergangenheit des Landes; lobten eine Anſicht, die er

äußerte, verwarfen eine andere, immer nach Frauenweiſe die harte Wahrheit von ſich weiſend und das, was ihrem Herzen angenehm war, hervorziehend, aber immer voll Troſt für den oft mutloſen Schreiber: „Heim! Arbeite nur ruhig weiter. Wir wollen dir nachher ehrlich ſagen, ob es was geworden iſt.“

„Sieh!“ ſagte Ingeborg, „ich ſah einmal in Hamburg ein altes, feines Silbergerät; aus Nürnberg ſtammte es. Es war ein Kelch in edlen Formen, der Fuß war ſtark und wie kraftvolle Wurzeln gebildet, die aus der Erde ſich vereinigen; der Griff war feſt und ſtattlich wie ein Baumſtamm und brauchte die Hand des Trinkenden nicht zu ſcheuen; der Kelch war von loſem Blattwerk, das kraftvoll und doch luſtig ſich dehnte. Es war ein ſtarkes, feines Gebilde, und es kamen einem reine Gedanken, wenn man es anſah, und man wurde fröhlich und mutig. Inwendig funkelte es von Gold.“

„Ja,“ ſagte Heim und ſah bedenklich drein.

„Und dahinein gehört Wein.“

„Ein kräftiger Wein!“

„Ja ... Wein! ... Wein! Und nicht Eſſig oder Schlimmeres!“

„Du haſt recht,“ ſagte er. „Viele Bücher haben eine lottrige oder häßliche Form, und der Inhalt iſt ſauer. Sie geben dem Menſchen nicht mehr ſittliche Fähigkeiten als einer Krähe, und die Welt iſt ihnen ein Rattenkeller. Dein Wort in Ehren! Du biſt als Chriſtin Optimiſt, und das kleidet dich gut.“

„Dieſe Leute,“ ſagte Ingeborg, „ſind nicht mehr ſtolz auf ihre Heimat und auf ihre Geſchichte, und ſie thun, als ob Gottes Stelle vakant wäre.“

„Na ja ... so ist es! Und sie selbst schreiben die Vakanz aus."

„Wer was Ordentliches schreiben will," sagte sie, „muß erstmal ein wirklicher Mann sein, demütig vor Gott und stolz gegenüber der Welt. Ich will mich an dem, was ich lese, aufrichten. Es soll mich heben. Es soll mich ernster machen gegenüber jeder Sünde und mutiger gegenüber jedem Schicksal."

„Recht hast du, Schön Ingeborg! Predigerin des Schönen!"

War dies Gespräch beendet, dann übernahm Eva die Führung und ging mit beiden nach Flackelholm; ach, und Ingeborg ging so gerne mit. Es wurde viel und eifrig gesprochen; und der Inhalt des letzten Briefes, den der Rotbart nach Büsen gebracht hatte, wurde genau durchgesprochen, und zum Schluß stand Ingeborg doch noch auf, trat ans Fenster und las im Dämmerlicht die Worte: „Grüßt auch Ingeborg! Ingeborg!" Zweimal stand das Wort da.

Als dritte übernahm Ingeborg die Führung, beugte sich zu dem Stuhl hin, in dem die junge Frau saß, und legte auch wohl den Arm um ihre Schulter und redete von allerlei und versicherte wieder und wieder: „Ich werde dir helfen können, Eva! Anna Haller kann wieder bei Tante Strandiger wirtschaften; sie versteht es so gut. Wenn du mich jetzt schon brauchen kannst, weil es dir zu schwer wird, so bin ich zur Stelle!" Aber Frau Eva erhob sich in ihrer ganzen Größe und lachte: „Noch nicht, Ingeborg! Aber wenn's so weit ist, dann sollst du und Telsche kommen. Du sollst für Heim sorgen und Telsche Spieker für mich."

Also rückte allmählich das Weihnachtsfest heran. Es

verlief diesmal ganz still. Fritz Witt saß im warmen Zimmer auf Flackelholm auf Antjes Schoß; brennende Lichter standen vor ihnen auf dem Tisch, und Antje erzählte, treu nach dem Wortlaut, die heilige Geschichte; Strandiger und Witt hörten zu. Die Wattarbeiter waren nach dem Festland zurückgegangen, um mit den Ihren Weihnacht zu feiern; erst im Februar, wenn der Frühling heranzog, wollten sie wiederkommen.

Im Saal des Heidehofs standen die drei, Heim, Eva und Ingeborg, unter dem Tannenbaum, Telsche Spieker kam mit den Wittschen Kindern, Äpfel, Nüsse und Kuchen zu holen. Telsche sah ernst aus. Als die Kinder das Haus verlassen hatten, ging sie noch mit Eva in die Küche. „Ich habe zu dir mehr Vertrauen, als zu Heim," sagte sie. „Ich habe einen Brief von Witt bekommen, den der Stülper Büttfänger wohl in seinen Büttkorb geworfen hat, so grau ist der Umschlag. Witt wird in seinen alten Tagen noch wunderlich. Lies mal!"

Ein Blatt, aus Berthas Schreibbuch gerissen, war Reimer Witts Liebesbrief; er war mit Bleistift, genau nach den Doppellinien des Papiers und fast ohne Fehler geschrieben.

„Liebe Telsche! Ich habe den letzten Brief siebenzig von Paris an Mutter geschrieben; nun schreibe ich diesen Brief an Dich. Du bist auch Mutter, ich meine von meinen Kindern; wenn Du aber Mutter von meinen Kindern bist, mußt Du wohl meine Frau sein. Liebe Telsche, ich stehe allein draußen auf Flackelholm. ‚Alle Mann,' sagte unser Hauptmann, als er bei Verneville hochkommen wollte, und lag in den Knieen und konnte nichts mehr sagen; denn er hatte eine Kugel in der

Kehle. Schreibe mir bald, ob wir alle Mann zusammen sein wollen. Hier auf Flackelholm ist Platz.

Reimer Witt."

„Was soll ich thun?" sagte Telsche, setzte sich auf den Herdrand und sah ernst darein.

Da kam Heim.

„Nun kommt der auch noch," sagte Telsche.

Er hatte Reimers Brief schon in der Hand: „Das ist gar keine Frage!" sagte er. „Natürlich nimmst du ihn."

„So? Und alle die Kinder?"

„Sage mal, Telsche, die hast du jetzt auch! Oder willst du die Kinder etwa wieder verlassen?"

„Warum nicht?"

Er lachte ihr ins Gesicht. „Das thust du nicht, Telsche, sintemal du Reimer Witt immer gern gehabt hast."

Eva faßte die Sache auch so auf.

„Er ist noch immer ein ansehnlicher, schmucker Mann."

Da kamen sie aber schlecht weg.

„Nun bin ich vierzig Jahre alt geworden," sagte Telsche, „und soll mich damit plagen!"

„Na ... denn muß alles wieder wie vor Weihnachten werden," sagte Heim. „Die Kinder bekommen wieder zerrissene Kleider, und Fritz kann wieder nach dem Himmel gehen und in unserer Krippe landen, obgleich wir Aussicht haben, sie selbst zu besetzen."

„Mit dir ist nicht zu reden," sagte Telsche. „Ich will es mir selbst überlegen."

Achtes Kapitel

Der März war da. Der Weſtwind ſtürzte ſich vom Meer her über den Winter im Land und fing an, ſich als den Stärkeren zu fühlen. Er fuhr als ein Gewaltiger durch die Ulmen des Strandigerhofs, daß die vorjährigen Krähenneſter auseinander flogen. Er ſchlug mit ſeiner naſſen Fauſt gegen den Eulengiebel des Heidehofs, daß die kleinen Fenſter aus dem Blei flogen und das neugeborene Knäblein im Arm der Mutter aufſchrie. Er fuhr über die Heide gegen die Birken, die vor dem Wald Wache ſtanden, und ſchrie ihnen zu: „Hebt die Köpfe! Seht ihr den Bootsrumpf im Meer und die treibenden Männer? Meine Arbeit!"

In dieſer Zeit war Ingeborg jeden Tag vier bis fünf Stunden im Heidehof. Damit Ausgaben erſpart würden, hatte ſie es übernommen, die Nachmittagsarbeiten zu verrichten. Mit heißen Wangen ging ſie dann durch den ſinkenden Abend quer über die Heide nach dem Strandigerhof zurück. Wenn ſie aus der Küchenthür heraustrat, faßte der Sturm ſie und riß an ihrem Haar und ihren Kleidern, aber ſie freute ſich des brauſenden, tollen Ge-

fellen. Er war ja der Frühlingsbote; von Flackelholm kam er und brachte Grüße an die Braut. Frühlingsgrüße!

Aber am vierten Abend, als sie über die dämmernde Heide ging, kam plötzlich Franz Strandiger auf sie zu. Sie ging langsamer, als sie ihn sah; aber sie hob sich ein wenig, fest und doch weich schreitend. Aber da, als er nicht auswich, sondern dicht vor ihr stand, da sah sie wieder den Blick, mit dem er sie einst gedemütigt und geängstigt hatte; sie trat einen Schritt zurück und schrie leise auf.

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten," sagte er.

Da wich sie zur Seite zurück, vom Steig in die Heide tretend, und sagte, allen Stolzes bar, während ihre Glieder zitterten: „Ich bin die Braut von Andrees und will nie von ihm lassen! Lassen Sie mich gehen."

Er hatte die Hand noch nach ihr ausgestreckt; aber sein Gesicht war scharf und totenblaß geworden, und in seinen Augen war das Leben, das eben darin brannte, gelöscht.

Sie wande sich um, nachdem sie auf ihn gesehen hatte, ging zitternd nach dem Heidehof zurück, und weinte sich neben dem Bett Evas aus.

Am andern Tage, als der Sturm sich gelegt hatte — aber die See ging noch sehr hoch —, ward die neue Jacht des alten Hobooken von Finkenwerder her, wo sie gebaut war, in die Stülper Hafenpriele gebracht, die vom Strandigerhof in fünfzehn Minuten zu erreichen ist; ein schlankes, gutes Boot. Fünf Tage lang war darauf das Wetter hell, die Luft hoch; ein frischer Südwest wehte, und fünfmal fuhren Hobooken und Franz Strandiger mit dem alten Schiffer Türxen, der bei Stülp am Deich das kleine Wirtshaus hat, in die Watten hinaus. Das Boot bewährte sich aufs beste. Der alte Sportsmann war voll Stolz und Freude und hörte, das Steuerrad in der Hand, mit einem eitlen

Lächeln auf das Lob, das Tüxen dem Boot und dem Führer spendete. Und Tüxen sparte das Lob nicht. Der Schlaue, der aussah, als werde es ihm schwer, bis drei zu zählen, rechnete so: „Je mehr ich lobe, desto mehr Flaschen werden nachher getrunken, wenn wir wieder in der warmen Stube hinterm Deich sitzen."

Franz Strandiger saß meist in sich gekehrt am Rand der Luke. Wenn sie hinausfuhren, suchten seine finstern Augen Flackelholm, dessen Düne weißglänzend in der wogenden Wasserflut stand; wenn sie hineinfuhren, sah er nach den obern Fenstern des Strandigerhofs, die wie helle, blanke Augen über den Deich nach Flackelholm sahen. Zuweilen, wenn er unbeachtet war, sah er auf den schwatzenden, immer lächelnden Mann am Steuer, und seine Mienen waren voll kalter Verachtung. Der alte Schiffer, der wohl solche Blicke auffing, deutete sie auf seine Weise; er nickte Franz Strandiger zu, indem er die kleinen Augen noch mehr einkniff, und trug das Lob noch greller auf und suchte wieder Strandigers Augen, um Anerkennung zu finden, und der Herr vom Strandigerhof konnte seinen Ekel nicht verbergen und wandte sich ab. Der am Steuer saß und lächelte.

In der folgenden Nacht hob sich wieder der Wind, und es kam Botschaft von Tüxen, das Boot hätte in der Nacht arg gegen das Bollwerk geschlagen und müsse stärker vertaut werden. Da gingen die beiden mittags gegen zwölf Uhr, als Ebbe war, vom Strandigerhof fort. Als sie die Höhe des Deichs erstiegen hatten und Umschau hielten, sahen sie im Vorland einen Wagen, der nach dem Watt zu gen Westen bog. Auf dem Brettsitz saßen zwei Gestalten nebeneinander, ein Mann und eine Frau. Man konnte sie aber nicht erkennen.

„Haſt du dein Fernrohr bei dir, Onkel?“

Der holte aus einer ſeiner vielen Taſchen erſt einen Krimſtecher, dann ein Fernrohr und gab es ihm. Es lag wie in Eiſenklammern in ſeinen Händen, und gleich hatte er das Gefährt im Glas. Ruhig drückte er es zuſammen, gab es dem andern wieder und ging weiter und ſagte nichts. Aber inwendig gab es ein heißes Reden: „Ganz deutlich ſah ich ſie: Ingeborg und Witt. Und ſie wandte ihr Geſicht zu ihm. Das ſüße, feine Geſicht.“

„Sie hat es nicht laſſen können; Sorge und Angſt um ihn treibt ſie hinüber.“

Er wandte ſich noch einmal um und ſah nach dem Wagen hinüber mit unbeweglichem, harten Geſicht und düſtern, vergrämten Augen.

Als ſie die niedrige Wirtsſtube betraten, hatte Türen ſchon eine Flaſche Wein in der Hand und erzählte, indem er die Flaſche mit ſeinen großen Händen reinigte, daß er die Vertauung beſorgt hätte, daß die Herren aber wohl nicht ſegeln würden, da er leider verhindert wäre, mitzufahren. Dann holte er drei Gläſer und fing an zu erzählen, wie fein ſich das Boot geſtern gemacht hätte.

Man trank die Flaſche aus und, da man doch nicht fahren wollte, gab es eine zweite, und Türen ſorgte für neuen Stoff und erzählte von einer Strandung, die er in ſeiner Jugend auf Flackelholm erlebt hatte. „Wir konnten nicht abkommen,“ ſagte er. „Als wenn die Hexe von Flackelholm Stricke nach uns ausgeworfen hätte und uns heranſchleppte! Wir trieben und trieben und jagten endlich dem blanken Hans direkt zwiſchen die weißen Zähne. Mein Vater hatte ſich einen angetrunken; das war der Grund!“

Dann ſchilderte der alte Hobooken, mit hoher Stimme

und mit Armen und Beinen hampelnd, eine tolle Fahrt von Heringsdorf in die Oſtſee hinein.

Es wurde ſcharf getrunken. Franz Strandiger ſaß ſchon lange ſtumm da, die Zähne zuſammengebiſſen. Der Alte fing an zu prahlen; er übertrieb; er log. Die Unterhaltung widerte Franz unſäglich an.

„Wiſſen Sie," ſagte Hobooken zu dem Schiffer: „wenn mein lieber Neffe etwas mehr Mut gegenüber dem Waſſer beſäße, dann wäre ich heute nachmittag allein mit ihm gefahren; aber das Waſſer hat leider keine Balken."

Der Wind fuhr durch die Durchfahrt, die neben dem Hauſe ſtand, und legte ſich im Vorbeifahren ſcharf gegen die Fenſter.

Nach einer Weile ſagte er mit zwinkernden Augen: „Wenn ich nicht hier etwas hätte . . ." er machte mit Daumen und Zeigefinger die Bewegung des Geldzählens . . . „dann würde mein lieber Neffe noch ſchweigſamer und noch unhöflicher ſein."

„Wenn du meinſt," ſagte Strandiger. „Ich fahre mit dir allein hinaus." Und er ſtand auf und ſagte noch einmal: „Gerne fahre ich mit!"

Eine halbe Stunde ſpäter — die Uhr war gegen drei — hatten ſie die Priele verlaſſen, die Watten traten zurück, und ſie kreuzten bei ſtarkem ſtoßenden Wind nach Blauort zu; mächtige Spritzer jagten über Bord. Der alte Hobooken ſtand am Rad, Strandiger bediente nach ſeiner Anweiſung die Segel.

* * *

Sie hatten alle gedrängt, daß Ingeborg nach Flackelholm hinüberginge. Heim hatte mit einem Lächeln geſagt:

„Du mußt ihm doch erzählen, wie gemütlich es sich im Ehestand lebt."

Eva sagte: „Du mußt ihm erzählen, daß hier ein Junge geboren ist, und daß dieser Junge seiner Mutter sehr ähnlich ist."

Telsche hatte gesagt: „Wenn du nach Flackelholm gehst, Ingeborg, dann sag' zu Witt: ‚Wenn es durchaus sein müßte' ... na, du weißt ja. Ich habe mein schwarzes Kleid in Ordnung gemacht, und die Kinder sind leidlich in Kleidung, bloß Bertha muß ein Paar Schuhe haben."

Telsche nannte ihn in diesen Wochen immer kurz Witt, nicht Reimer Witt.

Aber dies alles hätte Ingeborg nicht überreden können, hinüber zu fahren; aber es war nach jenen stürmischen Tagen keine Nachricht gekommen. Die alte Mutter Strandiger hatte in der nebligen Dämmerung mit geneigtem Kopf stundenlang am Fenster gestanden und bange nach dem Rauschen gehört, das durch die Ulmen ging, und nach den harten Stößen, die gegen die Fenster drückten. Ingeborg, die Augen nach Flackelholm gewendet, hatte neben ihr gestanden. Als am fünften Tag die Luft klarer wurde — es war gegen neun Uhr —, da tastete die alte Frau nach Ingeborgs Hand.

„Ingeborg ... wenn du ... ich habe ja nur den einen, und ich fürchte das Meer, ich habe ja Ursache dazu ... wenn du oder ein anderer versuchen wollte, mit Fuhrwerk nach Flackelholm zu kommen ..."

Aber am selben Abend kam Reimer Witt, von Telsche Spieker Antwort zu holen und über Flackelholm zu berichten. Er brachte guten Bescheid: die Flut war nur eben über das Maifeld gelaufen. Die weite Fläche der Düne hatte sicher und fest, mit wehendem Haar, im Gischt

der Wogen geſtanden. Er nahm auch guten Beſcheid mit: in vier Wochen ſollte die Trauung ſein. Telſche Spieker wollte ſelbſt zum Paſtor gehen und beim Standesamt das Aufgebot beſtellen.

Aber Ingeborg mußte doch nach Flackelholm. „Ich möchte wiſſen," ſagte die alte Frau, „wie es ihm geht. Er iſt ſo einſam geweſen. Er iſt gerade wie ſein Vater, treu und gewiſſenhaft. Wenn du Mut genug haſt, Ingeborg, ſollteſt du mit Reimer hinüberfahren."

Sie hatten eine mühſame Überfahrt. Der Wind wurde wieder ſtärker, und das Waſſer kam raſcher und ſtieg höher als ſonſt; es rauſchte und quoll. Wenn die Pferde die Hufe hoben, waren die Spuren ſofort voll Waſſer. Da trieb Reimer Witt zur Eile. Im Galopp jagten ſie über den weiten hohen Rücken, auf dem die Kreuzbake ſteht. Das Dieksander Gatt war ſchon voll von treibendem, drängendem Waſſer; es wand ſich in ſeinem Lager und dehnte ſich und warf ſpritzende Wellen gegen das Ufer; dennoch gingen die Pferde mutig hinein. Das Waſſer lief übers Wagenbrett, ſo daß Ingeborg die Kniee hochziehen mußte. Reimer ſah beſorgt auf ſie und nickte ihr zu.

„Ich fürchte mich nicht," ſagte ſie; „mir wird ein wenig ſchwindelig."

„Das kommt vom fließenden Waſſer."

Als ſie eine Stunde ſpäter bei der Blockhütte ankamen, trat Antje ihnen entgegen, in den Augen die Unruhe, die ſie immer hatte, wenn das Wetter ſtürmiſch war. „Um ſechs iſt Hochflut," ſagte ſie. „Es giebt noch Sturm." Sie war barfüßig; der Wind jagte und riß an ihren Kleidern. Ihr Haar war nicht ſo ſorgfältig geordnet wie ſonſt, und in ihren Bewegungen war Aufregung.

„Wo iſt Andrees?"

„Er ist heute mittag mit Klaus nach Büsen gefahren; sie holen die erste Ladung Steine. Weißt du, Ingeborg, daß hier ein Haus gebaut werden soll? Dort soll es stehen, und ich darf immer hier bleiben.“ Sie lachte und schüttelte den Kopf und lachte wieder: „Vielleicht,“ sagte sie, „finde ich Heinrich doch noch.“

Reimer schüttelte leise den Kopf: „Wann wollten sie wiederkommen?“

„Wenn es möglich ist, heute abend noch. Dann haben sie dort an der Ecke einen schweren Stand; der Sturm und die Flut treiben gegen die Brandung.“

Ingeborg ging in die Hütte, legte die Tücher ab, in die sie gehüllt war, und trat gleich darauf wieder an den Wagen: „Ich will an den Strand gehen,“ sagte sie, „und Ausschau halten, ob ich sein Segel sehen kann.“

Oben auf der Düne stehend, sah sie nach Büsen hinüber und suchte nach dieser Richtung, von Blauort bis nach Helmsand hin, den Horizont ab, und fand mit ihren ungeübten Augen nichts und dachte nicht daran, nach Südosten zu sehen, wo Andrees' Boot bereits im Schutz der Insel mühsam, aber sicher gegen den Wind kreuzte.

Es war eine dumpfe, bedrückte Luft; schwere, dunkelgraue Wolken zogen vor dem Sturm her über den Himmel in die Richtung nach der Stülper Hafenpriele.

Sie stieg die Düne hinunter. Vor ihr breitete sich der Strand aus, grau und fest, weit sich in die Breite dehnend, ein Exerzierfeld für eine ganze Armee. Ganz eben ist er, und nichts hält das Auge auf, als nur hier und da vom Meer ausgespieenes Wrackholz, mächtige Balken, Tonnen, Kisten, ein Seehund — oder ist es ein Mensch? — und dahinter das Boot, das seine Rippen nach oben streckt. Gleich dahinter rollt eine Seetonne, die der Sturm

irgendwo losgeriſſen hatte, in Waſſer und Sand. Alle dieſe Gegenſtände, dieſe Trümmer des Meeres, nah und fern liegend, auf dem Sand oder halb ſchon drin vergraben, erſcheinen größer, ſtärker als ſie ſind; ſchwer, maſſig, wie von Rieſen hingeworfen, liegen ſie da.

Und hinter dieſer weiten Ebene, mehr als eine Meile lang, fletſcht die Nordſee ihren furchtbaren Mund, weißen Schaum zwiſchen den aufgeriſſenen Zähnen. Manneshoch über den Strand auffliegend, ſpringend, brüllend ſteht da wie eine weiße, wogende Mauer die Brandung.

Von neuem von dem Bilde geängſtigt, von der Macht Gottes überwältigt, ſteht Ingeborg ſtill.

Sie ſah über das Waſſer; da war kein Segel zu ſehen, nichts als das blauſchwarze Tuch der Wogen, auf- und niederwallend.

Sinnend ging ſie weiter, langſam und mühſam gegen den Wind drängend; nach einer halben Stunde ſtand ſie vor dem ſtürmenden, ſich hochaufbäumenden Giſcht. Müde ſetzte ſie ſich auf den Kiel des verunglückten Bootes, unweit der geſtrandeten Seetonne. Der Sturm der letzten Tage hatte ein ſtarkes Tau, das am Maſtſtumpf befeſtigt war, aus dem Sand gewühlt. Die Wellen ſpielten damit, und Ingeborg ſchaute ihnen ſinnend zu. Dann erhob ſie ſich, um wieder nach dem Segel zu ſehen.

Und da ... ſieht ſie dicht vor ſich ... Segel zum Brechen ſtramm, einen hohen Bootsbug, jagend, ſpringend über den Wellen heranbrauſend, wie von Geiſterhänden vorwärts geworfen, bald unten, daß man das ganze Verdeck ſieht, bald wie eine aufgeſchreckte Möve aus dem Waſſer aufſpringend.

„Andrees!“ ſchrie ſie auf, und kaum wiſſend, was ſie that, und warum ſie es that, hatte ſie das naſſe Tau in

der Hand und ging in das Wasser und versuchte, das Tau zusammen zu ziehen und zum Wurf bereit zu machen ... da ... seitwärs von ihr jagt es heran ... es kracht dumpf und schwer und stößt auf den Sand, drei-, viermal, und übertönt die Brandung. Planken splittern, zerrissenes Segeltuch schlägt knatternd gegen Holz und Wasser; die Gestalt eines Mannes steht im Gischt und Dunst über ihr, an einem Tau sich haltend. Sie streckt die Hände nach ihm aus; aber da kommt weißes, wirbelndes Wasser und steigt an ihr in die Höhe, umschließt sie, und spielt mit ihrem Haar ... kurze Angst vor etwas Großem, Unbekanntem ... die Sinne schwinden ... im Traum liegt sie auf dem Maifeld von Flackelholm im Schutz der Düne unter Blumen, und Andrees Strandiger beugt sich über sie und redet von seiner heißen Liebe und küßt sie; aber Franz Strandiger steht dabei und streckt die Hand nach ihr aus und ängstigt sie.

Die Wellen kümmern sich nicht um ihren Traum. Sie greifen mit tausend Händen und unter wildem Brüllen nach ihrem zuckenden Leib. Aber der Mann, der seinen Arm um diesen Leib gelegt hat, hält sie mit übermenschlicher Kraft, ob ihm auch der Atem stockt und das Tau ihm das Blut aus der Hand preßt.

Dicht vor ihnen reißen die wilden Gestalten des Meeres, tosend und stampfend, ein kleines Menschenwerk auseinander und werfen sich die abgerissenen, zersplitterten Stücke gegenseitig in die glotzenden Augen und brüllen.

* * *

Sie hatten lange stumm im Boot gesessen, Franz Strandiger vorne gegen den Mast gelehnt, die Füße gegen die Reeling gestemmt, die Hände in den Taschen, die kurze

Pfeife zwiſchen den Zähnen, ein Bild der Gleichgültigkeit. Nur zuweilen warf er einen Blick zu Hobooken hinüber, der mit zuſammengerütteltem Geſicht hinterm Rad ſtand. Die Arme erlahmten und ſchmerzten ihn; aber er war zu eitel, es zu geſtehen oder von Umkehr zu reden.

Öſtlich von Flackelholm fuhr ein ſchlankes Boot quer über den Diekſand. Es mußte wenig Tiefgang haben und ein ſogenanntes Schwert im Kiel, das gehoben werden konnte, wenn man über Untiefen fuhr. Es wurde von einem Mann geführt, der das Wattenmeer kannte. Mit wenig Segeln ſteuerte es nach Flackelholm zu.

„Das iſt ſein Boot! Wer ſegelt ſonſt nach Flackelholm?“

Der Wind fuhr in ſauſenden Stößen über das unruhige Meer. In den Wellenthälern lag ſchon die Dämmerung, auf den Höhen ſchien es wie ein graues, mattes Licht; Seevögel flogen mit heiſerem Ruf an ihnen vorüber. Der Neuwerker Leuchtturm ſandte ſein erſtes Licht über das graue Waſſer; die kleinen Häuſer von Büſen waren am Horizont verſchwunden.

Der alte Mann hielt mit zitternden Händen das Rad: „Wenn er doch ein Wort von Umkehr ſagte!“ dachte er. „Nach Stülp können wir nicht mehr heim. Wir müſſen den Weg nach Büſen ſuchen; denn der Abend ſinkt herab.“

„Wir müſſen ‚ree‘ machen!“ ſchrie er. Standiger erhob ſich gemächlich und griff nach dem Schotenblock. Als er aber merkte, daß das Boot nicht gehorchte, ſondern ſich auf die Seite warf und raſch hintereinander ſchwer aufſchlug, wandte er ſich um; da war das Geſicht Hobookens ganz grau und verzerrt: „Ich weiß nicht,“ ſagte er mühſam ... „die Kette hat ſich feſtgearbeitet ... ich kann das Rad nicht drehen.“

Da kam Strandiger langsam über Deck nach achtern, nahm das Rad und sagte lässig: „Geh' du nach vorn!"

Da ging der Alte mit stolpernden Beinen nach vorn und hielt sich am Mast, die zwinkernden, thränenden Augen auf den Steuermann gerichtet.

Und endlich konnte er dies ruhige, stolze Gesicht nicht mehr ertragen. Der am Rad, der so gerade dastand, dessen Augen so stolz über das Wasser flogen, der hatte seine Furcht und sein Alter gesehen.

„Ich will den Aufenthalt hier abkürzen ... Ich ... ich hab's satt bekommen ... Ich muß dir überhaupt sagen ... du hättest den großen Besitz nicht antreten sollen, da du doch kein Vermögen hast. Aber du hast auf meins spekuliert."

„Schriebst du mir nicht, du würdest mir aushelfen? Hast du mir nicht von Kind auf versprochen, du wolltest mir einst helfen?"

„Habe ich es gesagt?"

„Ich frage dich."

„Ach was ... kurz, ich gebe dir nichts. Ich brauche mein Geld selbst."

Beide schwiegen. Die Wellen schlugen schwer gegen das Boot. Vor ihnen lief es als ein weißer Strich quer übers Wasser, eine Untiefe anzeigend. Ein hoher Spritzer flog über Bord und schlug gegen den Mann am Mast, daß er sich festhalten mußte; das Wasser rieselte an ihm herunter.

„Steuere richtig!" schrie er hinüber.

„Ree!" schrie Strandiger. „Sonst sitzen wir auf Blausand." Der Alte that es, langsam und ungeschickt, mit steifen Händen und Knieen; das Boot schlug schwer hin und her. Der Wind griff hart in das lose Tuch

und ſchlug es knatternd gegen die Taue und den Maſt. Wie ein Pferd auf die Hinterbeine ſinkt, ſo warf ſich das Boot nach achtern.

Da lag Flackelholm.

Das Boot bog ſich und jagte vor dem Wind mit gepreßten Segeln in die Richtung nach der Hütte, die ſchwarz auf weißer Düne ſtand. Die Dämmerung lag auf dem Waſſer, nur die Düne war noch hell.

„Alſo du giebſt mir kein Geld?“

„Nein.“

„Gar nichts?“

„Nein.“

„Ja ... weißt du, dann ...“

Er ſah nach der Hütte hinüber. An der Fahnenſtange war die Flagge aufgezogen: „Ihr zu Ehren!“ Eine Geſtalt kam die Düne herunter und ging nach dem Strand zu.

„Wie viel Vermögen haſt du noch?“

„Was geht's dich an? ... Du ſteuerſt unvernünftig, halte doch mehr Backbord! Der Wind wird ſtärker! ... Wir kommen zu nah' an Flackelholm.“

„Da geht jemand über den Strand. Ich will ſehen, wer es iſt.“

Der Wind warf ſich hart in die Segel; eine weißgekrönte, mächtige Welle zerbrach am Heck und warf ihr Waſſer über das Verdeck. Eine andere kam, hob ſich hoch, bäumte ſich und glotzte mit gierigen Augen über die Reeling.

„Franz! ... Es geht nicht gut! ... Flackelholm iſt nahe!“

„Was meinſt du, wenn ich dir heute heimzahlte, was du in zwanzig Jahren an mir verbrochen haſt?“

„Franz!“ ſchrie er auf.

Der ſtand ruhig, mit hartem Geſicht, am Rad und ſah auf ihn. „Erinnerſt du dich noch der geifernden Worte, die du an dem Tage zu mir ſagteſt, als ich konfirmiert wurde? Weißt du noch, was für Bücher du dem Sechzehnjährigen wie abſichtslos ... du Schurke! — auf den Tiſch zwiſchen ſeine Schulbücher legteſt, und wie du den Siebzehnjährigen in die wüſten Ballſäle führteſt?“

„Franz! Halt ab!“ Seine Augen waren weit geöffnet, ſein Mund hing ſchlaff herunter; es war mit einem Male ein altes, kraftloſes Greiſengeſicht.

„Weißt du, was ſie erzählen? Sie ſagen: der Strand von Flackelholm iſt hart wie Stein. Das Boot ſchlägt auf und wird zuſammengeſchmettert, als wenn man eine leere Cigarrenkiſte mit der Fauſt zuſammenſchlägt ...“

„Du biſt irr! ... Herr Gott ... wär' ich an Land!“

„Das möchteſt du ... was? Du ſtolzer, feiner Kerl! Mit all deinem Mut! ... Die Bootsrippen brechen wie Streichhölzer; ob deine Rippen halten werden? Aber du biſt ja ein junger, fixer Kerl ... du grauer Affe!“

„Du ſollſt alles haben.“

„Ha ... ſo dumm! Das haſt du oft genug geſagt. Aber du hielteſt nicht Wort. Du ſagteſt: ‚Werde Landmann! Ich lege mein ganzes Vermögen in deinen Beſitz.‘ Und nun wollteſt du keine viertauſend Mark hergeben, und ich mußte zum Wucherer gehen. Siehſt du, darum fahre ich nun mit dir bei Flackelholm auf den Strand ... Kannſt du den weißen Rand ſehen? Da ſpringen die Wellen. — Wir wollen es raſch ausmachen, wer dein Geld haben ſoll. Wir knobeln darum: du oder ich oder der Teufel. Drei Mann. In zehn Minuten iſt es ausgemacht.“

„Franz! Lieber Franz ... laß mich doch leben. Ich bin ein alter Mann und habe nur noch ein paar Jahre ...“

„So bettelſt du! ... Haſt du ſchon einmal an den Tod gedacht, wie wird dir dann? Was haſt du im Leben gethan? Was ein Schwein thut! Gefreſſen haſt du und im Dreck gewühlt. Nebenbei ein Geck! Das hört alles auf; das wird ganz anders! Wer weiß es! Für nichts und wieder nichts hat man doch nicht das Gewiſſen! Die Zähne ſind zum Beißen und die Fäuſte zum Schlagen und die Beine zum Gehen und das Gewiſſen zum Wegweiſer. Du kannſt nicht auf den Händen gehen, und du kannſt nicht den Teufel zum Wegweiſer machen.“

„Jammer! Jammer!“

„Da haben wir's. Du kannſt auch keine Pacht bezahlen.“

Da warf ſich der Alte an der Reeling nieder und verſuchte, mit ſeinen erſtarrten Händen den Schotenblock zu löſen.

Der Wind flog heulend übers Waſſer.

Franz Strandiger ſah nach der Geſtalt hinüber, die dort unweit der Brandung ging. Der weiße Streifen da vorn wurde deutlicher, weißer; es wurde Zeit, umzukehren.

„Angſt haſt du gehabt! Gekrochen haſt du vor mir, du Feigling.“

Der alte Mann hörte es nicht; der Wind heulte ſo laut. Er lag neben der Rolle, zerrend, reißend; mit den Zähnen biß er in das harte Tau.

Da verſchwand die Geſtalt am Strand hinter der Brandung. Strandiger ſprang auf. Mit jähem Satz war er bei der Rolle und ſtieß mit dem Fuß nach dem Liegenden; aber der verſtand nicht. Die Angſt verwirrte ihm

die Sinne. Er ſchrie laut um Hilfe und warf beide Arme um die Taue. Nun war's zu ſpät.

Strandigers Geſicht wurde weiß; aber es rührte ſich nichts darin. Er ſprang zum Steuer zurück und warf es herum. „Schräg auffahren!“ ſchoß es ihm durch den Kopf.

Von hinten heulte der Wind, ſchräg vorn nichts als weißes, wirbelndes Waſſer, kochend und ſchäumend. Ringsum, bald hier, bald da, glotzten die weißen Augen über den Bootsrand. Dann noch zwei Minuten ... ein Stoß, ſo hart, ſo furchtbar, daß der Körper Hobookens aufflog und dumpf niederſchlug, daß Strandiger mit der Hand, die er nach dem Liegenden ausſtreckte, in ſein eigenes Haar griff. Da griffen die weißen Arme der Wellen zu und trugen den leblos Liegenden über Bord.

Wieder zwei Stöße! Und rings umher das wilde, ſinnlos tobende Waſſer, das mit tauſend Händen nach ihnen griff. Da ſah er ſchräg unter ſich ... da vorn ... zwei andere Hände ... Menſchenhände ... da glitt er blitzſchnell am Tau hernieder und hatte das Glück, daß das wild ſchlagende, ſplitternde Boot ein wenig Schutz bot, und hielt die Fallende feſt und trug ſie und fiel mit ſeiner Laſt am Strand nieder.

Er hatte alles andere vergeſſen.

Er lag vor ihr auf den Knieen, horchte auf ihren Atem und deckte das ſchwernaſſe Kleid über ihre Füße und ſah ſie ſtarr an, mit finſteren, glühenden Augen.

„Warum ging ſie nun in das Waſſer? ... Was ſoll ich nun denken? denken? denken? Was nützt das Denken? Mein iſt ſie. Mein Strandgut! Meins! ... Lebten wir in alter Zeit, und ich hätte ſie aus dem Waſſer geriſſen und aus dem Tod ... ich hätte ſie nicht erſt gefragt, ob ſie mein ſein wollte. Sie hätte auch ſelbſt nicht gezweifelt,

weil ſie mein Strandgut iſt ... Denken?! Ich will feſthalten, in dieſem Augenblick, was mir das Meer in die Arme warf; Gott und das alte Strandrecht haben ſie mir zugeſprochen."

„Sprach vorher jemand von Gewiſſen?"

Er ſtützte beide Hände auf den Sand. Ihr blaſſes, lebloſes Geſicht lag gerade unter ihm, ihr Atem ging leiſe und doch mühſam, Waſſer ſtand auf ihren blaſſen Lippen und floß von ihrem Haar, deſſen Flechten in dem naſſen Sand ausgebreitet lagen. So ganz ohne Schutz lag ſie da.

„Sie iſt noch in Todesgefahr; nicht einmal die Hände kann ſie rühren. Ingeborg ... Liebling ... ſage mir ein Wort! Mach' die Augen auf! Nein, laß ſie, wie ſie ſind; wenn du ſie öffneſt, erſchrickſt du. Komm ... ich trage dich heim ... Wenn du antworten kannſt, dann will ich dich fragen ..."

Er legte ſich eilig in die Kniee und hob ſie auf, wie man ein gebrechlich Kind aus den Kiſſen nimmt, und trug ſie, ſo raſch er konnte, ſchräg über den dämmernden Strand in die Richtung nach der Hütte.

Die Brandung brüllte hinter ihm her, und der Sturm ſchrie nach der verlorenen Beute: „Sie gehört uns, uns!"

„Uns?" ſagte er laut. „Wem von uns? Sie ſoll es ſelbſt ſagen. Noch einmal will ich ſie fragen. Sie hat mich doch lieb; ich ſah's an ihren Augen! ... Ingeborg ..."

Keuchend, mühſam trug er ſeine Laſt durch den tiefen Sand der Düne hinauf, todmüde und ſchwankend. In der Hütte war Licht.

Er ſtieß die Thür mit dem Fuß auf. Da war niemand in der Hütte als Andrees Strandiger und der Rotkopf, die eben vom Boot gekommen waren und von Ingeborgs Ankunft keine Ahnung hatten. Sie ſprangen auf, als ſie

den hohen, todblassen Mann und seine Last im Rahmen der Thür stehen sahen.

„Was ist das?“ schrie Andrees.

„Strandgut ist es!“ sagte er. „Mein Strandgut! Ich wollte dir mehr darüber sagen; aber du bist nicht allein. Ich habe sie aus der Brandung gerissen. Warum sie hineingegangen ist, wird sie dir selber sagen. Ich muß sie dir jetzt lassen, weil sie krank ist ...“ Er legte sie auf die Schaffelle, die auf dem Fußboden lagen.

Der Rotkopf beugte sich über sie, löste ihr das Kleid am Halse und legte den Kopf tief. „Es ist nicht vom Wasser,“ sagte er ... „sie ist ohnmächtig,“ und schüttelte sie hart am Arm. Andrees hielt ihren Kopf in seinen Händen und strich das Wasser von Gesicht und Haar.

Da verließ Franz Strandiger die Stube und setzte sich draußen vor der Hütte auf die Bank.

Nach einer Weile stand er auf und trat wieder in die Hütte. In der Kammer, die neben der Stube lag, war Licht gemacht, und er trat hinein. Andrees Strandiger beugte sich über das Bett, und Ingeborg hatte beide Arme um seine Schultern geklammert, als wenn sie wieder fürchtete, in der Brandung zu versinken. Ein heißes, wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper, der halb entkleidet auf dem Bett lag. „Ich meinte, du wärst es. Da erkannte ich ihn und fiel zurück.“

„Er hat dich gerettet!“

„Andrees ... lieber Andrees! Hilf mir! Verlaß mich nicht! Ich fürchte mich vor ihm.“

Da trat Franz Strandiger von der Schwelle zurück und ging hinaus und saß wieder auf der Bank. Der Wind fuhr gegen ihn an; furchtbare Kälte machte seine Glieder zittern.

Bald darauf trat der Schiffer heraus, sah sich um und sagte: „Es geht ihr gut; es war richtig eine Ohnmacht ... Nun sagen Sie mir, wo kommen Sie her, und was ist geschehen? Es wird einem ja wirr im Kopf."

„Wir sind da draußen in die Brandung getrieben. Wir kamen zu nah' heran, der Wind ward stärker. Nachher wollte das Großsegel nicht fallen. Der andere, mein Onkel, ist geblieben; das Boot wird entzwei sein." Er raffte die letzten Kräfte zusammen. „Sie müssen mich ans Land fahren ... jetzt gleich ... Ich werde es Ihnen bezahlen. Kommen Sie! Sie kommen!" sagte er noch einmal.

Der Alte schob die Mütze beiseite: „Das Wasser ist schon im Sinken."

„So fahren Sie mich mit den Pferden nach Strandigerhof."

„Ja ... das geht schon eher. Aber erst nach ein Uhr. Der Mond muß da sein, sonst geht es nicht. Aber ich denke eben daran ... Strandiger sagte vorhin, er wollte auch mit der nächsten Ebbe fahren, wenn es möglich wäre. Er will seine Mutter von dem Unfall benachrichtigen und Frauenhilfe holen. Das Fräulein wird doch wohl nicht so leicht davon kommen ..."

„Ich will nicht mit Strandiger fahren ... bringen Sie mich bis zur Kreuzbake; von da finde ich den Weg allein."

„Na ... das geht wohl an ... Wollen Sie in die Hütte kommen?"

„Nein! Wo haben Sie die Pferde?"

„Hier in der Blockhütte."

Er führte ihn in die Blockhütte, die von einer Stallaterne notdürftig erleuchtet war. Da war neben den Pferden, links vom Eingang, eine Lage Stroh; dort legte

er sich hin, nachdem er einen Anzug des Schiffers angezogen und heißen Kaffee getrunken hatte, ließ sich mit einer Pferdedecke zudecken und schlief bald ein.

* * *

Antje Witt irrte wieder am Strand entlang, dicht neben der Brandung. Ihr Bruder war ihr nachgegangen, sie zu suchen, hatte sie aber noch nicht gefunden.

Im Eschenwinkel, im Haus ihres Bruders, hatte sie sich aus Scheu vor den Menschen und um die Kinder nicht zu erschrecken, zusammengenommen. Sie hatte den irren Geist in sich unterdrückt, und es war ihr, bei ihrer natürlichen Gutmütigkeit, fast immer gelungen. Wenn es aber in ihr zu gären anfing, lief sie ins Watt hinein und hauste tagelang auf Flackelholm. Und hier, in der Einsamkeit, flog das unheimliche Feuer, das in ihr war, hoch auf. Der arme, irre Geist, dort im Eschenwinkel von den Menschen und durch einen Rest von Überlegung niedergehalten, legte in der Einsamkeit des Eilands jeden Zwang ab. Was sie in solchen Stunden, an solchen Tagen in ihrem irren Sinn gedacht und ausgeführt hat, das hat kein Mensch gesehen oder erfahren. Vor den drei oder vier Fischern, die zufällig nach Flackelholm kamen, hatte sie sich verborgen gehalten. Einige hatte sie durch ihre Erscheinung aufs tiefste erschreckt; sie hatten sie aber nicht erkannt. In den letzten Jahren war sie unruhiger geworden; sie war jetzt dreiundvierzig Jahre alt.

Es war schon später Abend. Das Feuer von Neuwerk stand nach Südwesten zu über dem weißen Gischt. Es war Hochflut; ein Tosen und Brausen und dazwischen Weinen und Stöhnen erfüllte die Luft.

Auf schwarzen Pferden kamen sie an, schräge, in langen,

geſchloſſenen Reihen, Reiter in weißen, wehenden Mänteln, mit blinkenden Helmen, in dröhnendem, ſauſendem Galopp, immer nebeneinander, in Reih und Glied, und keiner wich zurück und kein Pferd ſtürzte. So jagen ſie ſchräg heran drei, vier, ſechs Reihen aus dem Dunkel der Nacht und alle gleich hoch und ſtolz, auf ſpringenden Pferden, mit ſchneeweißen Angeſichtern ... aber wenn ſie nahe kommen, vorne am Strand, ſtürzen die Pferde in die Kniee, die weißen Geſichter und die blanken Helme fliegen in den Sand, und die langen Mäntel liegen am Boden und, vom Mondlicht beleuchtet, rinnt der Schaum über den Sand.

Sie irrte an der Brandung entlang, immer weiter.

„Ob ich ihn diesmal finde?“ dachte ſie. „Sie haben weiße Mäntel gehabt und ſchöne, dunkle Pferde. Ich hab's wohl gehört, wie Reimer es erzählte, als er zurückkam. Eine Reihe nach der andern ſind ſie gekommen, und alle ſind ſie zuſammengeſtürzt. Hier muß ich ihn finden.

„Viele Jahre gehe ich hier ſchon, immer neben den Pferden und im Blut. Und viele Tote habe ich ſchon gefunden und begraben. Aber er war nicht darunter.

„Die Leute ſagen: ‚In den letzten zwanzig Jahren werden keine Tote mehr auf Flackelholm gefunden.‘ Ich bin hier geweſen, ich, und habe ſie begraben. Traurig ſahen ſie aus, waren ganz von den Hufen zertreten, hatten wochenlang unten gelegen in der wilden Schlacht. Ein Vaterunſer habe ich gebetet über jedem Sandberg.

„Heinrich!

„Wie die Kanonen brüllen! Ich armes Menſch allein in der Schlacht. Sagt mir, wo ſein Regiment ſteht!? Ich habe die Nummer vergeſſen; es iſt ſchon ſo lange her, weit über zwanzig Jahr.

„Muß hier laufen und laufen und werde alt und bin

müde. Wenn ich nun nicht mehr kann, wer soll ihn dann suchen? Wer soll ihn dann begraben?"

Sie eilte weiter, mühsam sich gegen den Wind haltend und da ... an der Biegung des Strandes, wo das Meer am wildesten tobte, wo große Fetzen Erde aus dem Strand gerissen sind, wo mitten in der Brandung die wilden Wellen mit dem Rest eines Bootes, vor Übermut brüllend, Fangball spielten, da lag ein Mensch, mit zerschlagenem, blutigem Gesicht, lang hingestreckt, still und tot, in hohen Stiefeln, in blauer Kleidung von militärischem Schnitt. Er sah ganz anders aus als die andern, die sie begraben hatte.

„Heinrich!"

Der Mond stand am Himmel und hat es gesehen, wie sie den Toten in derselben Stunde ein wenig höher hinauf am Sandwall begraben hat, wie mehr als dreißig andere ... aber mit heißeren Gebeten. Um Mitternacht kehrte sie heim und saß den Rest der Nacht ruhig und still am Fenster der Kammer und wachte über Ingeborgs unruhigen Schlaf. Sie hatte ihr Haar sorgfältig gekämmt — mit nassem Kamm, wie ihre Weise war — und ihr schwarzes Tuchkleid angelegt, eine weiße Krause um den Hals. Das Gesangbuch hatte sie in der Hand; ein weißes Taschentuch, sorgfältig zusammengefaltet, lag darauf.

Also wurde Felix Hobooken, der nie im Leben einem Menschen Gutes gethan hatte, unter heißen Thränen und Gebeten begraben. Er mußte am Sand von Flackelholm stranden, damit ihm das widerfuhr.

* * *

An der Kreuzbake hielt der Wagen. Der Mond stand noch am Himmel; aber jagende Wolken verdeckten ihn zuweilen. Am Horizont, im Osten, ballten sich dunkle Wolken,

eine ſchwarze Mauer gegen den Tag. Auch im Weſten lagen ſchwere Wolkenmaſſen überm Meer. Es war Tiefebbe.

„Ich kann Sie hier nicht gut abſetzen,“ ſagte der Rotbart. „Von hier iſt der Weg bunt. Ich kann mich nach den Sternen richten, aber Sie kennen ſie nicht.“

„Der Morgen iſt nicht mehr fern. Ich weiß hier die Richtung und kenne die Priele.“

„Es kann dunkler werden. Ich mag die Wolken im Weſten nicht leiden; es iſt ſchwere Luft.“

„Kehren Sie wieder um! Ich finde ſchon nach Haus.“

Der Rotkopf ſchüttelte den Kopf; dann fing er an, den Weg zu deuten. „Dreiviertel Stunde gehen Sie nach Ihrer Uhr ſo . . . Sehen Sie dort den Stern? Dann werden Sie Schlick treffen: dann gehen Sie in ſolchem Winkel, ſo . . .“

„Ich kenne den Weg, ich habe da Enten gejagt.“

Er ſtieg mit ſchweren Beinen vom Bretterwagen. Der bog wieder in die alte Spur und fuhr zurück. Da wandte Strandiger noch einmal um: „Will Andrees Strandiger ſelbſt nach dem Koog fahren?“

„Ja . . . Heute oder morgen. Ich ſelbſt muß mit Reimer wegen der Steine nach Büſen.“

Der Wagen klapperte und raſſelte davon. Dann ward es ſtill in der weiten Öde. Der Himmel hatte die Wolkenſchleier abgenommen; die Sterne ſahen wie mit tauſend offenen Augen herunter.

Er wandte ſich langſam um. Seine Glieder zitterten; die Morgenkälte ſchüttelte ihn; er ſah nach dem bezeichneten Stern und machte hundert langſame Schritte, blieb ſtehen und ſah nach der Bake zurück. Noch ſah er ſie; ſie hob ſich vom Himmel ab.

„Nach meiner Uhr ſoll ich gehen,“ dachte er, „meine

Uhr steht. Es ist wohl Wasser hineingelaufen ... Das Herz steht auch ... es ist Jammer und Wut hineingelaufen. Weil ich das gesehen habe in der Kammer."

Er ging eine Weile weiter und traf eine kleinere Bake, etwas mehr als mannshoch, und blieb davor stehen.

„Die reiß ich aus der Erde ... zweihundert Schritte seitwärts ... wenn meine Uhr steht, warum soll seine gehen?"

Er stand und grübelte. Von Westen her kam leiser, rollender Donner, anschwellend; drohend stieg es vom Himmel herunter, wie wenn einer von draußen an das Gewölbe schlug.

„Kommen wir beide ohne Wegweiser nach Strandigerhof, so soll sie ihm gehören."

Er ging langsam in tiefen, schwarzen Gedanken zurück. Seine Züge waren nun nicht schön, nicht stolz. Als wenn er jahrelang mit rohen Menschen verkehrt hätte, so war sein Gesicht verwandelt.

„Es ist eine Probe ... Dies soll entscheiden. Wer ankommt, hat die Braut. Kommen wir beide an, so trete ich zurück.

Das Weib! Das schöne, stolze Weib!"

Er riß an der Bake, und mit seiner starken Kraft riß er sie heraus. Es gab einen gluckfenden Ton; das Wasser, das unterm Schlick träumte, ward wach und füllte gurgelnd die Höhlung. Er trug die Bake seitwärts; zweihundert Schritte bis zu einem kleinen Priel; da warf er sie hinein.

Dann ging er nach der andern Bake zurück. Erst fand er sie nicht; dann, als er sie fand, riß er sie aus, und ging mit ihr nach der andern Seite, und ward von seinen Gedanken weiter geführt, als er wollte. Wohl vierhundert Schritt trug er sie.

„Nun haben wir beide keine Wegweiſer mehr.“

Er ſah nach dem Stern hinauf und ging vorwärts.

„Sie war unter meinen Händen, als ſie da lag. Mein war ſie. Gott oder das Schickſal — einerlei — hatten ſie mir gegeben. Da habe ich Narr ſie zu ihm gebracht.

Merkwürdig, als ich ſie hintrug, als ich ſie ihm brachte, da war ich frei und ſtolz. Jetzt . . .“ er fuhr mit kalter Hand über ſein Geſicht: „Als wenn es alles ſtraff gezogen und verzerrt iſt.“

Er ſtand wieder ſtill und hörte auf das Donnern, das von Weſten herkam, kehrte ſich um und ſah nach den Wolken. Der Donner rollte über die unendlich weite Fläche; er ſenkte den Kopf und lauſchte.

„Ein Gewitter im März . . . und gerade heute. Es hat den ganzen Tag danach ausgeſehen . . . Als wenn mich einer ruft . . . Laß dein Wettern und Dröhnen . . . ich komme ja ſchon.

Ich will ſie wieder hinſtecken, wo ſie waren. Ich kenne das Watt hier beſſer als er; es iſt nicht ehrlich. Es iſt hart, ſo zu verſaufen, und er war einſt mein Freund . . . er kennt den Weg nicht ſo gut wie ich.

Nun wird mir wieder beſſer . . . raſch . . . geſucht die Dinger!

Wo ſind ſie?“

Er lief im Trab . . . da ſank er ein. Er bog ein wenig nach Weſten zu, und fand den Priel und lief neben ihm dahin und ſuchte die Bake und fand ſie nicht, und ging weiter und fand ſie in dem Arm des Priels, der hier abzweigte, und achtete nicht auf die veränderte Richtung. Und wieder ſank er bis über die Knöchel in den Schlick.

Da ſuchte er am Himmel den Stern, der ihm bezeichnet

war. Aber es war keiner mehr da. Schwarze Wetter hatten Befehl erhalten und hatten ihn verdrängt.

Er sah sich um. Er kannte keine Richtung mehr. Er ging seinen Fußspuren nach ... sie gingen kreuz und quer ... Er kam an einen Priel, in dem rieselten und gurgelten die Wasser, und er sank ein. Er kehrte sich um; noch einmal ... da wußte er, daß er sich verirrt hatte.

Verirrt im Watt ...

Das Gewitter stieg langsam herauf, unheimlich in der furchtbaren Öde.

Im Westen lag den ganzen Horizont entlang ein Ungeheuer, wie ein Riese auf dem Meer. Ein anderer lag wie in den Knieen, zusammengedrückt, darüber. Und die beiden bekämpften sich mit glühenden Pfeilen und Hellebarden, die Zickzacklinien zeigten, und der obere ward stark getroffen, bäumte sich auf mit donnerndem Brüllen und war schwer verwundet worden, und seine Eingeweide hingen herunter bis ins Meer.

Das Wasser kam, und der Verirrte suchte in Todesnot den Weg und fand ihn nicht. Er wußte nicht mehr, wo Osten oder Westen war. Da blieb er endlich stehen, wo der Grund fest war.

„Wozu das Laufen? Wenn mich ein Blitz träfe!"

Der arme, kleine Mensch stand im ungeheuren Watt; seine starken Glieder zitterten, das Blitzen seiner Augen war vergangen, sein stolzes Herz mutlos, seine ganze Kraft dahin.

Wenn er in der Schlacht den Tod erwartet hätte ... mit vielen andern ... aber er ist ganz allein. Der letzte Mensch der Erde steht dem Tod gegenüber, der Vernichtung ... nein, nicht allein dem Tod, sondern dem allmächtigen Schicksal. Er ganz allein.

Das Waſſer ſteigt bis an die Knöchel ... weiter ... jede Welle bringt mehr, jede Fußſpur öffnet eine Quelle. Es iſt alles grau in grau. Auch die Muſchelbank, auf der er ſteht, die ſonſt ſo weiß ſcheint, trieft von Waſſer. Von unten, von oben, von Weſten, von Oſten: Waſſer, Waſſer und Todesnot.

Da macht er ſich wieder auf. Er meint, dort drüben müſſe das Feſtland liegen. Er weiß nicht, wie er zu der Meinung kommt; ſeine Phantaſie nimmt es ſo an; es zieht ihn nach der Richtung. Aber wie er einige Schritte gemacht hat, da iſt ihm ganz klar, daß er verkehrt geht. Da ſteht er wieder ſtill.

Nach einer Weile — vielleicht hat er eine halbe Stunde ſo geſtanden — macht er ſich wieder auf, mit ſchweren Füßen im plätſchernden Waſſer, dahin, wo er meint, daß der Boden höher und feſter ſei. Er hat es aufgegeben, das Land zu finden.

Da ſtolpert er über Reiſigholz, und da liegt die Bake, und er bricht ein Stück ab, ebenſo groß als er ſelbſt, und ſtützt ſich darauf, und hält ſich damit, denn das ewig fließende Waſſer macht ihn ſchwindeln. Endlich kann er dies Wandern des Waſſers nicht mehr anſehen, er muß ſonſt ſtürzen. Da wendet er den Blick nach oben und ſteht wie ein Betender oder wie einer, der zuhört, was ein anderer von oben her redet.

Hoch oben im Weſten überm Meer wurden eiſerne Thore krachend geöffnet, Ketten und Stangen klirrten am Thorgang, und eiſerne Platten gaben harten Ton. Durch ſteinerne Thorgänge rollten eiſerne Wagen, zwei, drei hintereinander, und die Wölbungen warfen das Getöſe wilder zurück. Schwarze Roſſe erſchienen, eiſerne Hufe ſtießen auf harten Stein, da blitzte es hell auf, mit grellem,

bläulichem Schein, Wolken fuhren vor Ihm her, und tausend Hände warfen Regen aus, daß seine Rosse nicht stürzten. Ein Riese, von dem man nichts sah, stand am Horizont unter dem Meer und warf mit beiden Händen Feuer über den Himmel, daß sie den Weg fanden.

„Wie lange stehe ich schon? Eine Stunde? Oder ein Jahr? Dem Kopf scheint's eine Stunde, dem Herzen ein Jahr. Was im Raume nebeneinander liegt, liegt im Herzen ineinander, durcheinander. Ich habe alles wieder gesehen, was ich von Kindheit an gedacht und gethan habe; es ist nichts mehr übrig. Die Qual könnte nun zu Ende gehen."

Der Reisigstamm bog sich hin und her, so wie die Wellen seinen Körper hin und her schaukelten. Das zersplitterte Ende des Stammes, das er gegen die Brust gepreßt hatte, hatte sich durch die Kleidung hindurch gewühlt; es lief Blut die graue Rinde hinunter; aber er merkte es nicht.

„Ich bin nicht schuld an deinem Tod! Ich hätte dich in Ehren gehalten, wie tausend andere ihre Frauen ehren. Warum gingst du in den Teich? Laß mich in Ruh' mit deinem Heiligengesicht! Bleib unter deinem weißen Stein, was willst du im grausigen Watt?

„Ich habe ihn nicht töten wollen ... bei Gott, das wollte ich nicht! Ich dachte, es wäre noch früh genug; aber er hielt in seiner Todesangst das Tau so fest. So fest halte ich jetzt den elenden Stock ... doch bin ich besser daran, als er ... ich kann noch einmal alles überlegen. Er hatte nicht viel Zeit. Nur eine kurze Predigt hat er noch gehört ... von mir. Daß das Gewissen einen Zweck hat ... wie die Füße und die Hände ... Nun halte ich mir selbst eine Predigt ... eine lange, lange ... und werde nicht fertig. Ganze Bogen herunter rechne ich und

kann den Strich nicht darunter ziehen ... kann nicht ... will nicht ... Ein Jammer iſt das!

„Es muß irgendwo ein Fehler ſein ... ſonſt könnte ich jetzt ſterben. An irgend etwas habe ich noch nicht gedacht. Was kann das ſein? Es verwirrt ſich ... es ſchwimmt und treibt. Was ich denke, iſt gurgelndes, wirrendes, wegloſes Waſſer. Geiſt und Herz wiſſen nicht woher und wohin.

„Nun wird's ſtill ... wie Gott will ... Was ſoll der Gedanke? Iſt das Gottes Wille, daß ich hier ſo elend mich quäle und verſaufe? ...

„Warum nicht? Er ruft mich zum andern Leben. Und dieſer Weg dahin, gerade dieſer Weg iſt für mich der beſte ... und dieſer Stand hier. Ich habe auch nicht viel Federleſens gemacht, ich faßte ſie an, Männer und Weiber, raſch und feſt; ſo macht er es jetzt mit mir. Ich muß mich bedanken; es iſt Sinn darin!

„Es dauert noch etwas ... das Waſſer geht noch nicht bis zur Hüfte. Die Beine ſind nun tot. Nun kommt bald das Herz.

„Die Wolken vergehen ... es wird heller ... der Himmel hat blaſſen Schein: der letzte Tag! Nach dem Strandigerhof will ich ſehn, wenn ich kann, und noch einmal nach Flackelholm, wo ſie iſt ... Ach, was nützt mir das? Ich muß wohl nach einem andern Hof ſehen und nachdenken, wie der Empfang wird. Bis zur Hüfte im Waſſer ändert ſich alles! Die Erde iſt Waſſer geworden, und der Himmel feſtes Land, und was klein war, iſt groß geworden, ſehr groß. Und was auf dem Lande nicht gedieh, iſt im Waſſer raſch gewachſen.

„Ich würde von alledem nichts glauben, gar nichts ... ich würde glauben, daß ich wie die Fliege in der Milch verkäme, wenn ich Maria Landt nicht kennen gelernt hätte.

„Ich habe keine Anlage zur Demut. Demut? Sie sagen: Wir sind nicht demütig, wie die andern Menschen. Die andern Menschen, sagen sie, fürchten Sünde und Schuld, Unglück und Tod, das alles fürchten wir nicht. Wir fürchten nur Gott. Und es ist schön, sagen sie, Gott zu fürchten.

„Es ist Wahres darin ... die Christen glauben an das Licht — die andern an die Nacht. Aber wie soll ich an das Licht glauben in diesem Jammer und Todesgrauen ..."

Seevögel flogen schreiend vorüber, ließen sich nieder und wiegten sich auf den Wellen. „Elende Vögel! Sie leben, ich sterbe." Seehunde kamen von fern, hoben die weißen Leiber und sahen auf ihn ... „Laßt mich! ... geht hin nach Flackelholm und sagt es ihr! ...

„Ich halte es nicht länger aus ... Die Kniee brechen, und die Augen sind irrsinnig, und die Gedanken laufen fort ... Die einen sind in der Jugend, spielen und toben: Ich bin Oberst! Trab! ... Es ist der Tag von Gravelotte, und mein Vater stirbt. Der starb fürs Vaterland ... ich als ... Verbrecher ... Meine Mutter war nicht gottesfürchtig! ... Die andern Gedanken klopfen an die Himmelsthür. Hör! Es klopft! Arme Seele."

Der letzte Donner verhallte. Der Tag brach an ... „Da ist das Land, da, so nah'! Und doch so fern ..."

Das Morgenrot griff mit goldenen Händen durch die Wolken und sah mit langen, feurigen Augen über die Wellen. „Nun ist's genug."

Da kam von hinten her eine Stimme ... laut rufend ... viel heller als die tausend Stimmen der Wellen:

„Franz, steh' gerade! ... ich komme!"

Er streckte im Wenden beide Arme aus und schwankte. Da stand Andrees Strandiger breitbeinig auf dem Bretter-

wagen, die Peitſche in der Hand, und die großen Braunen gingen mit hochgehobenen Köpfen, ſchnaubend und nickend, langſam durch das Waſſer; die Halskappen klirrten, die Spitze der Deichſel hob ſich dann und wann aus dem Waſſer; die Wellen liefen über das Wagenbrett.

„Ich komme! Junge, ſteh' feſt. Noch eine Minute!"

Er ſtand und ſtarrte mit irren, großen Augen auf die Pferde, und machte nicht einmal den Verſuch, etwas Stolzes oder Hartes in ſeinem Geſicht zu zeigen, und griff mit beiden Händen nach den Köpfen der Pferde und arbeitete ſich ſeitwärts vom Wagen, an den Strängen ſich haltend, und lag zwiſchen den Brettern auf den Knieen: „Weg!" ſagte er. „Weg von dieſem furchtbaren Ort!"

„Ja ... wohin?" ſagte Andrees.

„Hier kommen wir um."

„Ich hoffe nicht. Wenn der Wagen nur hält und die Pferde ſtehen und das Waſſer nicht zu hoch geht."

„Wo kommſt du her?" ſtöhnte Franz.

„Dort iſt der Weg, dort drüben. Ich konnte die Kreuzbake nicht finden; da verlor ich den Weg. Nachher fand ich ihn, und ich glaube, ich wäre noch an Land gekommen, aber da ſah ich dich, du armer Kerl ... Ich will meinen Rock ausziehen; bedeck' deine Bruſt damit; ſie iſt ja ganz voll Blut. Leg' ihn um dich! Zweimal ſchiffbrüchig an einem Tag, das hält kein Menſch aus."

Franz verſuchte, ſich von den Knieen zu erheben; aber er ſank wieder zuſammen: „Ich will es dir ſagen: ich habe die Bake ausgeriſſen, weil ich mit dir um Ingeborg Landt ſpielen wollte. Nachher wollte ich ſie wieder hinbringen; dabei verirrte ich mich."

Andrees richtete ſich gerade auf; furchtbare Erregung bebte durch ſeine Geſtalt: „Das iſt für Gott," ſagte er,

„nicht für mich. Ich habe an meiner eigenen Last zu tragen.“

„Nun kommst du und willst mir helfen und mußt mit mir zu Grunde gehen, und alles ist aus, und alles habe ich gethan ... ich ... Ich bin müde und kalt.“ Er legte den Kopf schwer gegen das Seitenbrett und weinte.

„Ich stelle mich so hin,“ sagte Andrees, „bleibe du in den Knieen liegen und klammere dich fest an mich, so bleibst du warm. Wenn die Pferde unruhig werden, schneide ich sie los ... aber ich hoffe, das Wasser steigt nicht viel höher. Und die Pferde sind klug; sie stehen ruhig. Drei Stunden Flut sind vorüber.“

So standen sie, dicht aneinander geschmiegt, die sich feind waren. Sie sprachen wenig und selten. Sie lauschten auf das leise Rauschen des Wassers, auf das Knarren der Deichsel. Sie sahen nach den Pferden, welche die Köpfe hoch hielten und die ängstlichen Augen zurückwandten. Sie sahen nach dem Strandigerhof hinüber.

Als das Wasser sank, schlief Franz Strandiger ein, zusammensinkend, den Arm um die Kniee des andern, Schulter und Kopf gegen die Wagenseite gelehnt. Die Sonne stand strahlend im Osten; es war ein schöner, heller Frühlingsmorgen. Zu Nordosten von ihnen erschien der lange, weiße Rücken einer Sandbank; gleich ward sie Zufluchtsort für Hunderte von Vögeln.

Da brachen sie auf.

Sogleich wurden sie auch bemerkt. Wagen, Reiter jagten den Deich hinunter. Heim Heiderieter empfing sie, große, ängstliche Augen auf sie richtend, bis an den Leib im Wasser stehend.

Franz Strandiger brach zusammen.

Neuntes Kapitel

Am andern Morgen — es war trübes Märzwetter — kam Andrees vom Kirchhof her nach dem Heidehof. Er war etwas erkältet; sonst schienen ihm die Stunden im Watt nicht geschadet zu haben. Gegen Mittag wollte er nach Flackelholm zurück. Er berichtete kurz, daß er mit Franz eine Unterredung gehabt, und daß sie beschlossen hätten, den Versuch zu machen, wieder als Vettern miteinander zu verkehren.

„Ich hoffe," sagte Heim, „daß er nach diesem Ereignis von der Pachtung zurücktreten wird."

„Er deutete so etwas an; aber ich gehe jetzt nicht darauf ein, da er körperlich ganz gebrochen ist. Er kann seine Füße nicht ansetzen und hat große Schmerzen."

„Was denkst du also zu thun?"

„Ich gehe wieder nach Flackelholm, baue das Haus und mache Hochzeit."

„Sehr gut," sagte Heim, und Eva nickte.

„Nun möchte ich gerne," sagte Andrees, „daß du mit mir nach Strandigerhof kämest und ihn besuchtest; ich glaube, es würde ihn freuen. Er sagte, du hättest diesen ganzen

Winter kein Wort mit ihm geredet und wäreſt ihm abſichtlich aus dem Weg gegangen."

„Kann ich zu ihm gehen," rief Heim, „wenn er den ganzen Eſchenwinkel ruiniert?"

„Er deutete mir an, daß er ſehr wenig Freundlichkeit im Leben empfangen hätte, auch hier in der Heimat nicht, auch von dir nicht! Gehſt du mit? Dann ſind die drei Getreuen wieder bei einander."

Heim kehrte ſich rund um: „Eva! Meinen Sonntagsrock! Seit ich mit dir über die Heide ging, machte ich nicht wieder einen ſo ſchönen Gang."

Andrees ſah ihm nach: „Der iſt glücklich! Er hat jetzt die Arbeit, die ihm zuſagt: Bauer und Schriftſteller."

Eva lachte: „Mit dem Bauer iſt es eine bedenkliche Sache; der Bauer bin ich. Aber ich bin doch ſehr glücklich. Sehen Sie, Andrees, viele Männer ſinken zuſammen, wenn ſie verheiratet ſind. Vorher haben ſie den Kopf voll von Plänen; da wollen ſie viel erreichen; nachher aber, wenn die Frau da iſt und gar die Kinder, meinen ſie, ſie haben genug gethan und werden gewöhnliche, langweilige oder gar verdrießliche Menſchen."

„Ich will mir's merken."

„Bitte! Aber Heim ... Heim iſt ſeitdem fleißiger geworden. Nun ſchreibt er."

Sie deutete auf den Schreibtiſch, wo die großen gelben Bücher ſtanden, die jetzt aber in Reih und Glied zurückgeſtellt waren, als hätten ſie ihre Arbeit verrichtet, und ſagte: „Er hat ſich mit großem Fleiß mit den Urkunden der Landesgeſchichte beſchäftigt; Sie wiſſen, er hat ein gutes Talent für Sprachen und Geſchichte. Beim Däniſchen konnte Nachbar Haller ihm behilflich ſein; doch lieſt er es jetzt ſchon flink weg. Und nun, als er ſo las und wieder las, ſind die

alten gemalten Bilder lebendig geworden; die toten Menſchen haben die Augen aufgeſchlagen, die Dörfer und Heideflächen haben ſich mit Menſchen belebt, die lange ſchon ſchlafen."

„Es iſt faſt etwas Unheimliches mit dieſer Gabe."

Eva nickte. Dann hob ſie lebhaft den Kopf. „Nachdem Sie nun hiervon geſprochen haben, Herr Strandiger, müſſen wir noch von etwas Anderem reden."

Er ſah ſie fragend an: „Von Ingeborg?"

„Nun alſo von Ingeborg."

„Ingeborg," ſagte er langſam, „war nicht ganz frei von Franz, obgleich ſie ihm damals auf der Heide ſo wacker widerſtanden hat. Er iſt ein Strandiger, wie ich, und mir in manchem ähnlich; ja er iſt raſcher, gewandter und anſehnlicher als ich. So mag es erklärlich ſein. Jetzt aber iſt ſie ganz mein, alles Zaudern hat bei ihr ein Ende und bei mir erſt recht; im Juni iſt Hochzeit."

„Ihr werdet auf Flackelholm wohnen?"

„Ja, wenigſtens dieſen Sommer. Das wird gut ſein für mich, für Ingeborg und für Flackelholm; ſpäter wird ſich dann etwas Anderes für uns finden. Übrigens hat Reimer Witt große Luſt, nachher als mein Verwalter auf Flackelholm zu bleiben; aber ſeine Frau hat keine Neigung dazu, auch macht der Schulbeſuch der Kinder Schwierigkeit."

„Das war dies Thema! Haben Sie nicht ſonſt etwas zu ſagen oder zu fragen oder vielleicht zu ſehen? Sie waren während fünf Monate nicht in unſerm Hauſe."

Er ſah faſt ein wenig verlegen in ihr lächelndes Geſicht. Da endlich beſann er ſich: „Ach, der Junge! Der Erſtgeborene! Verzeihen Sie!"

„Schwer zu verzeihen, Herr Strandiger! Aber ich will Ihnen das Kind doch zeigen."

Als ſie ging, erſchien Heim, den Rock noch in der

Hand, in Eile. „Komm' mit," ſagte er und führte ihn in das lange Zimmer ans Fenſter.

Da fuhr die Kutſche vom Hof, mit Koffern beladen, den regendurchweichten Sandweg hinauf. Es ſaß niemand darin als die alte Hobooken: die hielt ihren Auszug. An der Wand des Schulhauſes ſtanden zehn oder zwölf Kinder in der Reihe und ließen das Märzwaſſer, das vom Strohdach leckte, auf ihre Pantoffeln und Schuhe träufeln. Sie ſahen einander an, und allmählich, wie ihnen der Mut wuchs und der Wagen vorwärts fuhr, löſte ſich die Reihe auf, während ſie riefen: „Kein Erbarmen! Kein Erbarmen! Fährt heidi! Menſch, nun wollen wir mal ſingen: Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein."

Heim lachte, er ſtrahlte ſogar; er kann ſich leider noch über jeden dummen Jungenſtreich freuen; Andrees aber ſah ernſt darein.

* * *

Am dritten April, da die Witterung es zuließ, fingen ſie mit dem Hausbau an. Am Fuß der Düne ſteht es und in ihrem Schutz, neben der kreisrunden Schafſtränke. Unten im Erdgeſchoß ſind vier Räume, Vordiele, Küche und zwei Stuben; oben ſind zwei Stuben. Der Reſt des Hauſes iſt für das Vieh beſtimmt; unten iſt ein großer Stallraum, gleich einer Dreſchdiele, mit Fußboden von feſtgeſtampftem Lehm, und oben Raum für Winterfutter. Das Gebäude iſt feſt, in Cement aufgemauert, mit ſtarken, zehnzölligen Mauern, mit kleinen Fenſtern und ſchwerem Ziegeldach. Es iſt das Gegenteil von einem Sommerhaus.

Rund um das Haus und die Tränke iſt in einem Kreiſe, der ungefähr einen Hektar Land umſchließt, ein Deich gebaut, ein ſogenannter Ringdeich, der fünf bis ſechs Meter

hoch ist und namentlich nach der Strandseite hin einen stattlichen, breiten Fuß hat; sein Körper ist aus der festen Erde gemacht, die unweit des toten Wassers lag. Um ihm aber sein starkes Kleid zu geben, sind auf dem Maifeld viereckige Grassoden, mit dichtem Drückdal durchwachsen, säuberlich ausgestochen und dicht aneinander auf ihn gelegt worden. Im ersten Monat sah man noch die geraden Kreuz- und Querstreifen der Sodenreihen; aber im Sommer waren sie bald verschwunden; das Gras sproßte auf, die Soden verwuchsen; nun hatte er seinen grünen, starken Rock.

Sie arbeiteten mit vierzig Mann zweieinhalb Monate lang. Es waren lauter hiesige Arbeiter, meist Leute, die im Vorland zu arbeiten gewohnt sind. Andrees Strandiger führte unter ihnen ein strenges Regiment, war aber beliebt, weil er, wenn auch wortkarg und zuweilen, wie sie sagten „pütjerig", doch gerecht war und nicht mehr verlangte, als ein Mann leisten kann; sie fühlten auch, daß er es gut mit ihnen meinte. Er sorgte fleißig, daß sie gute Nahrung hatten, und besorgte treulich die Postanweisungen, die sie ihm an Frau und Kinder mit nach Büsen gaben; und sie rechneten es ihm hoch an, daß er keinen Schnaps auf der Insel duldete, aber guten Kaffee, der von Antje bereitet wurde, unentgeltlich zu ihrer Verfügung stellte. Zuweilen, in Regentagen, war die Arbeit sauer und beschwerlich. Wenn dann das Gefühl der Einsamkeit oder die Sehnsucht nach den Frauen dazukam, dann herrschte Mißstimmung auf ganz Flackelholm. Aber an manchem Abend auch, der still und freundlich war, klang fröhlicher Gesang von der Düne herab.

Hier in diesen Monaten und an diesem Arbeitsplatz war es, daß zuerst die Enthaltsamkeitsbestrebungen in diese Gegend kamen. Es waren unter den Arbeitern einige

aus der Gegend von Eiderstedt und Tondern, die sich aller Spirituosen enthielten. Zuerst hatten sie einigen Spott zu leiden, aber es währte nur kurze Zeit. Die Kaffeeschenke, die Antje zu Ehren brachte, that das ihre. Als Christoff Dwenger im Juni nach dem Dorf zurückkam, gründete er die erste Guttemplerloge in dieser Landschaft.

Am zehnten Juni, dem Todestag von Friedrich Strandiger, war Haus und Deich fertig. Weil es kein Laub auf der Insel gab, machte Christoff Dwenger einen Kranz aus gelbem Strandhafer und hängte ihn an den Richtstock über den First des Hauses.

Da fuhren in der Morgenfrühe fünf Bretterwagen hintereinander vom Eschenwinkel durch das Watt.

Den ersten lenkte Heim, neben ihm saßen Eva und Ingeborg, hinter ihnen, auf dem zweiten Stuhl, Reimer und Telsche Spieker und Bertha Witt. Den zweiten lenkte Vollmacht Möller, der im Koog, unweit des Deichs, den großen Hof hat und zeitlebens Interesse an Deichen und Watten gehabt hat. Neben ihm saß Haller, die kurze Pfeife im Mund, über allerlei Naturerscheinungen, wie das Watt sie zeigt, klug und lehrhaft redend, mit dem Vollmacht sich streitend, der alle Dinge mehr vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachtete. Hinter ihnen saß Anna Haller, nicht ohne Sorgen über die weite Öde sehend. Sie wollte erst nicht mit; denn eine Heldin ist sie nicht, obgleich sie sich so den Anschein giebt. Als sie aber erfuhr, daß der neue Pastor mitfahren würde, entschloß sie sich doch. Nun sitzt sie neben ihm auf dem Wagenbrett, und der verständige Mann, der schon allerlei in der Welt erfahren hat — er war jahrelang Hilfsprediger in einer großen Stadt —, wundert sich über sich selbst, daß ihm so heimelig zu Mut ist, während er mit seiner siebzehnjährigen Nachbarin plaudert.

Er kennt sie schon seit einigen Monaten, aber er beschließt jetzt, noch häufiger ins Schulhaus zu gehen. Es ist gemütlich da, und das Pastorat ist groß und leer, und seine Mutter, die Tischlersfrau, hat zu ihm gesagt: „Wenn es angeht, Hans, dann nimm ein wenig Rücksicht auf uns! Nimm dir deine Frau aus einem einfachen Hause, daß ich nicht Herzklopfen habe, wenn ich einmal zu dir kommen will."

Den dritten Wagen lenkte Christian Möller, der Sohn der Frau vom Mönchshof, der den Besitz am witten Knee hat. Er ist von Heim aufgefordert, die Fahrt mitzumachen; denn obgleich etwas jünger, ist er doch vom Gymnasium her ein guter Freund von Heim und Andrees. Seine Frau, in hellem Haar und mit neugierigen Kinderaugen, sitzt neben ihm. Hinter ihnen liegen Peter Nahwer und der Pellwormer im Stroh. Sie wollen das neue Land kennen lernen; denn obgleich sie über vierzig Jahre im Eschenwinkel wohnen, haben sie Flackelholm noch nicht gesehen. Ihre Unterhaltung ist beschwerlich und geht langsam von statten; denn der Pellwormer, der durch das große Ereignis dieser Fahrt aufgeregt ist, stottert energischer als sonst, und Peter Nahwer muß kräftig an seiner Pfeife saugen, denn es geht gegen den Wind. Denn obwohl er kalt raucht, hat er die Manieren eines Heißrauchenden beibehalten; er thut lange und kurze Züge, je nach seinem Gemütszustand, spitzt den Mund und schließt ein wenig die Augen, wenn er den Rauch ausstößt; er saugt kräftiger, wenn es gegen den Wind geht; ja es wird behauptet, daß er, allein in seiner Werkstatt, die Pfeife mit den Worten an den Nagel hängt: „Es kann auch zu viel werden." Nach einigen vergeblichen Anläufen, zu erzählen, was er auf dem Herzen hat, holt der Pellwormer einen Brief aus der Tasche und hält ihn seinem Nachbar vor die Augen.

Der verſucht, ohne Brille zu leſen. Chriſtian Möller hat einen kleinen luſtigen Streit mit ſeiner Frau angefangen; dieſe geht mit ihrer hellen Stimme gegen ihn an; der Wagen klappert; aus dem Stroh kommen abgebrochene Töne, halbe Worte; zuweilen kann Peter Nahwer ein Wort leſen, zuweilen kann der Pellwormer ein Wort ſagen. Es iſt ein Brief von der Thielſche aus Kalifornien.

Der vierte und fünfte Wagen iſt mit den Frauen aus dem Eſchenwinkel und aus dem Dorf beſetzt, deren Männer heute ihre Arbeit auf Flackelholm beenden. Der erſte wird von Wilhelm Rohde gelenkt, neben dem ſeine Mutter ſitzt. Franz Strandiger, bei dem er jetzt Großknecht iſt, hat ihm das Fuhrwerk angeboten. Er hat ziemlich grimmig dazu ausgeſehen: „Wenn du dir den Hopphei auf Flackelholm anſehen willſt, kannſt du einen von den großen Bauwagen nehmen. Füll' ihn voll von den Weibern, die mitfahren wollen, und nimm dich in acht, daß du dich zu den andern Wagen hältſt." Dann hatte er ſich kurz umgedreht.

Sie reden von Franz Strandiger: „Ja, er iſt doch anders geworden."

„Es kann einem leid thun; ich glaube, daß er nie ganz geſund wird."

„Sechs Stunden in dem kalten Märzwaſſer; das iſt keine Kleinigkeit."

„Er geht nächſtens auf einen ganzen Monat nach Hamburg, um heiße Bäder zu nehmen, damit ſeine Füße wieder heil werden."

„Iſt er ſchon vors Seeamt geladen ... wegen der Strandung?"

„Nein ... das iſt ausgeſetzt, bis er wieder geſund iſt."

„Na ... das iſt ja nur Formſache. Das Wetter wurde

stürmisch; da trieben sie gegen Flackelholm. Da ist nichts dabei zu machen."

Also fuhren die fünf Wagen den weiten Weg durchs Watt. Die Sonne schien; die nasse Erde glitzerte weit und breit; große Mövenscharen suchten ihre Jagdgründe.

Als sie das grüne Land sahen und die lange, weiße Dünenreihe und davor im Winkel den runden Deich und die Flagge über dem roten Dach, da entstand eine starke Aufregung; und jenseits des Dieksander Gatts, das mit vielen Ausrufen durchfahren wurde, stiegen manche von den Wagen. Einige Frauen wagten es, Schuhe und Strümpfe abzulegen. So fuhren und gingen sie über den blanken Strand. Die Störfischer, die in der Ferne neben ihren Booten standen, winkten den Frauen und warfen Worte hinüber die aber zu früh, ehe sie ankamen, ins Wasser fielen. Es war nicht schade.

Die Männer von Flackelholm kamen langsam den Deich hinunter den Wagen entgegen und begrüßten mit einer gewissen Würde die Neulinge. Besonders hatte Christoff Dwenger so etwas Ruhiges, Bestimmtes angenommen, daß seine Frau ihn am Arm faßte, beiseite zog und sagte: „Was hast du, Christoff? Du fragst gar nicht nach den Kindern?" Da erzählte er ihr alles, von seiner langen Nüchternheit und wie gut ihm das behagte und von seinem Entschluß. Sie hörte nachdenklich zu; dann sah sie zu ihm auf, mit einer heißen Freude im Gesicht, nahm seinen Arm und ging mit ihm zu den andern und trug den Kopf zum erstenmal nach langen Jahren wieder hoch.

Andrees hatte Ingeborg vom Wagen gehoben und war mit ihr nach dem Hause gegangen und in die Stube getreten; dort nahm er sie in seine Arme, herzte und küßte

sie. Sie sagte kein Wort, während sie an ihm hing; aber nun that sie ihren Augen keinen Zwang mehr an.

Antje war nicht zu bewegen gewesen, ihren Platz hinter dem Kaffeetisch zu verlassen und die Wagen ankommen zu sehen; sie war zu sehr von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen. Sie war von allen die Stolzeste und Glücklichste.

Nach dem Kaffee, zu dem es handfeste Butterbrote, kaltes Fleisch und Senfeier gab, machte man einen langen Gang den Strand entlang und über das Maifeld zurück. Andrees und Ingeborg gingen neben Vollmacht Möller; da wurde manch kluges Wort geredet, mancher wirtschaftliche Vorschlag beraten. Christian Möller ging neben Eva und erzählte, durch lebhafte Proteste seiner Frau unterbrochen, die Geschichte seiner Verlobung mit weiland Frauke Knee. Gleich hinter ihnen gingen Heim und Frauke, sich fröhlich unterhaltend.

„Wir passen zu einander!" sagte die lebhafte, junge Frau. „Christian, ich passe viel besser zu Herrn Heiderieter als zu dir!"

„Das ist kein Kompliment für Heim."

„Du?! ... So ist er immer, Frau Heiderieter!"

Nach diesem weiten Gang steckte Reimer auf der Lehmdiele die Tonne Braunbier an und erzählte dabei, daß der Destillateur — ein feines Wort! — in der Stadt gesagt hätte, er hätte auf Flackelholm noch keinen Groschen verdient. Gegen die Guttempler hatte er schwer gespottet und geschimpft: mit jedem Trinker, hatte er gesagt, dem diese Kerle den Spiritus verleiden, habe ich hundert Mark Einnahme weniger. Da lachten die Hörer und freuten sich, und besonders die Frauen sahen fröhlich darein.

Als alle Gläser gefüllt waren, stieg Heim Heiderieter

zu Antjes ratloſer Verwunderung auf ihren Kaffeetiſch, warf ſich in die Bruſt und hielt folgende Richtrede:

„Meine Freunde! Liebe Feſtgenoſſen! Es iſt ein alter, löblicher Brauch, ein neues Haus mit Kranz und Richtrede zu weihen. Der Kranz, den Chriſtoff von Strandhafer gewunden hat" — Chriſtoff Dwenger wurde rot vor Freude — „hängt an ſeiner Stelle; die Rede zu halten, wollt ihr mir geſtatten.

„Auf der Stelle, meine Freunde, auf der wir ſtehen, iſt in alter, grauer Zeit feſtes Land geweſen, von Menſchen bewohnt, es iſt in Nacht und Graus untergegangen; die wilden Wellen haben die Felder, die Häuſer und die Menſchen begraben ... So iſt einſt auch die Freiheit unſeres Volkes in Nacht und Graus untergegangen. Die Deiche, die unſere Väter bei Bornhöved und Hemmingſtedt und auf mancher anderen Wahlſtatt mit ihren Leibern aufgerichtet, haben nicht mehr halten wollen. Die däniſche Flut brach herein, immer tiefer ins Land, immer furchtbarer, bis bei Idſtedt alles verloren ging.

„Es kam eine traurige Zeit. Wir waren ein Volk ohne Recht, ohne Ehre, ein geſchändetes Volk. Die Peitſche war über dir, Schleswig-Holſtein. Ohne Grenzen, ganz maßlos war unſer Jammer; denn wir hatten ſiebenhundert Jahre gekämpft und widerſtanden. Einem Volk, das Freiheit gewohnt war, banden ſie beide Hände; einem Möwenpaar, das über die weiten Watten flog, ſchnitten ſie die Flügel ab. Wir knirſchten in unſerm Grimm, wir hoben unſere gebundenen Hände ſchreiend hinüber zur Mutter Germania.

„Und wie wir ſo hinüberſahen, da war gerade die Zeit gekommen, daß ſie, die lange geträumt hatte, die ſtrahlenden Augen aufhob und das Elend ihrer Kinder

ſah und ihre Kinder zum Kampfe rief. In jenen Jahren ſtieg aus dem Meer dieſe Inſel Flackelholm. Sie wurde größer, unſere Hoffnung auch. Es bildete ſich ein grünes Maifeld; zu einem grünen Maifeld wurde auch unſere Hoffnung.

„Es iſt nicht ohne Opfer gegangen: Düppel ... Verneville. Antje, du weißt es.“ Antjes Augen flammten jäh auf. „Das Maifeld auf Flackelholm hat auch Menſchenleben gekoſtet. Heute vor dreißig Jahren blieb Friedrich Strandiger im wilden Watt.

„Meine Freunde! Es wurde eine Weile öde im Vaterland. Wir zankten uns wie zuſammengebrachte Kinder, die man in eine Stube geſperrt hat; viele lagen auf der Schwelle des ſtattlichen Hauſes, unthätig und ſonnten ſich. Auf Flackelholm verſchlammten die Gräben, wehte der unfruchtbare Dünenſand über das grüne Land, jahrelang ... Aber da rafften wir uns auf, es wurde uns zu eng im Haus, wir riſſen die Thür auf, wir traten auf die Schwelle und ſahen in die Welt, die gerade verteilt wurde. Da erinnerte ſich Andrees Strandiger dieſer Inſel und wurde ein Koloniſt, und zog mit ſeinen Leuten aus, und nahm Beſitz von dieſer jüngſten Inſel des deutſchen Vaterlandes.

„Meine Freunde! Wir hoffen, daß, wie hier gearbeitet wird, mutig und thatkräftig, daß ſo gearbeitet werde auf der ganzen Linie von Flackelholm bis hinauf nach Sylt und Röm. Wir wollen das Meer zwingen, das grauſam wütende Meer, das unſere Väter begraben hat. Und dazu ſage ich nun: der höchſte Deichgraf im Schloß zu Berlin und ſeine Beamten, die an Deichen, Vorlanden, Watten und Halligen ihre Pflicht thun, und jeder Wattarbeiter, der, den Pallas in der Hand, im Schlick ſteht,

und die, welche hier wohnen werden in dieſem feſten Haus ... die ſollen leben ... hoch ... hoch ..."

Es war ein mächtig Rufen, dröhnend, aus den Männerkehlen.

Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, ſagte er noch kurz dieſes, den Schelm im Geſicht:

„Liebe Feſtgenoſſen! Meine Frau, welche den Namen Eva mit Recht führt, hat zu mir geſagt: ‚Wenn ihr auf Flackelholm Richtfeſt feiert, müßt ihr die Frauen einladen; ein Feſt ohne Frauen iſt Blume ohne Duft.‘ Alſo haben wir die Frauen dazu geladen und haben es nicht bereut. Wir haben wieder einmal erkannt, daß Frau und Mann zuſammen erſt einen ganzen Menſchen geben, und wir bedauern einige unſerer älteſten Freunde, daß ſie halb geblieben, und einige unſerer Jungen, daß ſie noch halb ſind" — Peter Nahwer ließ vor Schreck die Pfeife ausgehen —. „Wir haben aber zwei unter uns, zwei Hälften, die zu einander paſſen und ſich nächſtens vereinigen wollen: Andrees Strandiger und Schön Ingeborg, ſeine Braut: ſie leben ... hoch ... hoch."

Hell und klar klangen die Stimmen der Frauen.

Nachher — es war um vier Uhr — wurden auf Verlangen einiger Frauen die Bänke und Tiſche aus der Diele getragen, und es wurde getanzt. Es war ein ſchweres Tanzen; denn die Männer hatten ihre hohen, ſtarken Kleiſtiefel an; von wuchtigen Tritten dröhnte dumpf die Lehmdiele. Peter Nahwer und der ſangeskundige Pellwormer, denen das Braunbier zu Kopf geſtiegen war, ſangen alte Tanzweiſen: „Goos op de Deel" und andere. Als Heim hereinkam, um zum Aufbruch zu mahnen, ſtand Antje Witt mit ängſtlichen Augen vor ihren Gänſen, welche in einer Ecke der Diele hinter einem leichten Verſchlag ſaßen, mit ausgebreiteter Schürze ſie ſchützend; und der Pellwormer holte

ein Stück getrockneten Schlick aus seinem Halskragen, das von einem tanzenden Kleistiefel da hineingeflogen war.

Mit sinkender Flut fuhren die fünf Wagen ab und kamen wohlbehalten, bevor der Abend dunkelte, ans feste Land.

* * *

Vierzehn Tage später, an einem stillen Junitag — Franz Strandiger befand sich noch in Hamburg — wurde auf Strandigerhof Hochzeit gefeiert. Die Blinde saß in ihrem Lehstuhl dicht neben den beiden, die vor dem Altar standen. Gebückt, mit vorgebeugtem Kopf, und einem friedlichen Ausdruck in dem schmalen Gesicht, hörte sie auf die schlichten Worte des jungen Pastors. Ingeborg lag nachher, als die Gäste das Zimmer verlassen hatten, auf den Knieen vor ihrem Stuhl und verbarg das blonde Haupt im Schoß der alten Frau.

Bei Tisch gab es eine lebhafte, doch gedämpfte Unterhaltung. Haller sprach mit Frau Strandiger von der Vergangenheit; mit zitternder Hand suchte sie die seine und hielt sie fest; er hatte alles mit ihr durchgemacht. Andrees stand auf und dankte in drei kurzen Sätzen für alle Freundlichkeit und Treue, die ihm in der Heimat widerfahren war. Heim hatte die Absicht, über die drei Getreuen ein Wort zu sagen, hielt es aber doch für bedenklich und fing an, Anna Haller zu necken, die neben dem Pastor saß, und machte es natürlich zu schlimm. Es gab ein Blickewerfen und Wispern rund um den Tisch; zuletzt warf Anna Haller einen thränenschweren Blick auf Heim und lief in Mutter Strandigers Wohnstube, von wo der Pastor sie wieder herbeiholte, nachdem Ingeborg sie getröstet hatte.

Mit der Nachmittagspost kam außer mehreren Glück-

wunſchſchreiben ein Brief von Franz Strandiger, in welchem er ſchrieb, daß er ſich wegen ſeines Fußleidens gezwungen ſähe, die Pacht des Strandigerhofs zum Herbſt zu kündigen. Ferner teilte er mit, daß er das Vermögen ſeines Onkels, das übrigens nur noch dreißigtauſend Mark betrüge, ſeiner Schweſter ganz allein überlaſſen werde. Als Andrees das Schreiben ſeiner Frau in die Hand gegeben hatte, lag da ein amtlicher Brief vor ihm mit dem Siegel der Staatsanwaltſchaft. Andrees Strandiger wurde von der Strafkammer aufgefordert, in der Strandung der Luſtjacht „Felix", bei welcher Felix Hobooken ertrunken war, als Zeuge zu dienen. Es liege begründeter Verdacht vor, daß ſich der Begleiter des Hobooken, Franz Strandiger, der Fahrläſſigkeit ſchuldig gemacht habe.

Heim kam, als Andrees ihm winkte, und ſah nachdenklich in das Schreiben: „Er iſt zu ſtolz geweſen, ſich herauszureden," ſagte er. „Er hätte es leicht gekonnt; aber Lügen iſt nicht ſeine Weiſe."

Sie beſchloſſen, einſtweilen von der Sache zu ſchweigen. „Ich will ihm ſchreiben," ſagte Andrees, „daß er mitteilt, wie es mit dieſer Anklage ſteht, und was er ſonſt für Pläne hat."

Am Nachmittag um drei Uhr nahmen Andrees und Ingeborg von ihrer Mutter Abſchied. Andrees konnte ihr nun ſagen, daß ſie beide zum Herbſt, vielleicht ſchon früher, zu ihr zurückkehren würden.

Als an dieſem Abend, nach glücklicher Überfahrt von dem Stülperpriel aus, die Neuvermählten bei einander auf dem Deiche ſtanden und die ſinkende Sonne lange, goldene Stege über das Meer zu ihnen herüberlegte, da war es ihnen, als ſtänden ſie beide allein vor den offenen Augen

Gottes. Ihr Mund schloß sich, ihre Augen wurden still, sie dachten an die Vergangenheit.

„Du bist ein anderer geworden, Andrees," sagte Ingeborg und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Ich habe viel Trauriges erlebt."

Nach einer Weile sagte er: „Das hat mich zu einem anderen Menschen gemacht."

„Du bist ruhiger und zugleich fröhlicher."

„Ja ... Ich hatte früher eine gewisse griesgrämige Lust, das Leben zu genießen, wie man so sagt. Ein öder Genuß! Jetzt habe ich den Mut, etwas zu schaffen; das ist ein Unterschied, Ingeborg."

Sie lehnte sich fester gegen ihn: „Komm," sagte sie nach einer Weile, „es wird kühl."

Sie gingen den schrägen Deichweg hinunter. Antje Witt kam ihnen entgegen, um nach den Schafen zu sehen, die auf dem grünen Land grasten.

Als die beiden von der Diele aus in das erste Zimmer traten, das einfach und heimelig eingerichtet war — die Thür zum zweiten Zimmer stand offen —, warf Ingeborg sich an seine Brust, hingerissen von ihrer heißen Liebe.

* * *

Im Herbst kam Franz nach Strandigerhof zurück — nachdem er einige Monate Gefängnis verbüßt hatte —, um die Pachtung an Heim abzugeben. Der Hof war in diesem Sommer von dem alten Hans Stüben, der viele Jahre unter Frau Strandiger die Aufsicht geführt hatte, in alter Weise verwaltet worden.

Heim ging sofort nach dem Hofe.

Franz Strandiger sah leidlich wohl aus, nur ging er schwerfällig, als hätte er Eisen an den Füßen.

„Guten Tag, Franz!“ ſagte Heim. „Meine Frau läßt dich grüßen.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Franz ärgerlich, „wie du zu einer ſo geſcheiten Frau gekommen biſt. Ich glaubte ſicher, daß du mit deiner Heirat einen dummen Streich machen würdeſt.“

„Danke!“ ſagte Heim fröhlich. „Ich werde es meiner Frau beſtellen. Nun, du ſiehſt gut aus. Ich freue mich, daß du ſo weit hergeſtellt biſt.“

Franz lachte bitter auf. „Wieder hergeſtellt? Wenn ich zwei Stunden gemächlich gegangen bin, habe ich geſchwollene Füße.“

„Na ... es wird allmählich alles in Ordnung kommen, Leib und Seele.“

„Sieht verdammt wenig danach aus! Ich weiß nicht, wohin mit dem Leib, noch wohin mit der Seele. Ihr habt das ja ſo leicht, habt ein Erbe auf Erden und eins im Himmel.“

„Gut geſagt!“ rief Heim. „Das haſt du gut geſagt, mein Junge. Eben wegen des Erbes auf Erden bin ich hier; das Erbe im Himmel bleibt deine perſönliche Angelegenheit. Ich ſoll dich im Auftrag von Andrees fragen, was du für Pläne haſt.“

„Pläne?“

„Nun ja!“

Da ſetzte ſich Franz ſchwerfällig nieder und konnte ſeine Mutloſigkeit nicht verbergen, ſo ſehr er ſich zuſammennahm. „Ich habe keine Pläne.“

„Sage mir, willſt du durchaus fort von hier?“

„Kann ich hier bleiben? Soll ich Verwalter werden? Bei dir oder bei Andrees? ... Es iſt wahr, ich bin nicht mehr ſo ſtark wie früher. Wenn einem das Waſſer ſo

vier Stunden lang bis an die Kehle geht ... aber das kann ich doch nicht."

Heim ſchüttelte den Kopf. „Du biſt erregt," ſagte er. „Höre zu! Sieh mal! Wir alle drei, wir Getreuen, waren in der Fremde und hatten die Heimat vergeſſen; aber unſer Weg führte uns alle wieder hierher zurück. Als wir nun hier waren, da ging es Andrees und mir ſo: wir gewannen die Heimat lieb; im Sturm nahm ſie unſere Herzen. Nun ſind wir Arbeiter an ihr geworden; ich grabe ihre alten Geſchichten aus und thu' ihrer Heide Gewalt an, Andrees hat ſchon über ein Jahr lang auf Flackelholm gearbeitet und Großes fertig gebracht. Nun frage ich dich, den dritten von den Getreuen: gehſt du wieder aus der Heimat in die Fremde?"

Da ſtand Strandiger auf und ging ans Fenſter und ſah hinaus. Der Weſtwind rauſchte in den Ulmen.

„Ich möchte wohl hier bleiben," ſagte er endlich. „Ich habe hier einige Fußſpuren liegen, die tief eingetreten ſind, und zweimal habe ich mit dem Meer meine Not gehabt."

Heim ſtand auf und trat raſch zu ihm: „Andrees läßt dir ſagen, ob du auf Flackelholm wohnen und die Inſel für ihn verwalten willſt."

Franz wandte ſich nicht um und ſchwieg eine Weile: „Ein netter Gedanke," ſagte er dann grimmig. „In die Verbannung! Nach Flackelholm mit dem gefährlichen Kerl!"

„Na ja," brummte Heim ... „Die Wege hier im alten Land ſind etwas zu ſchmal für dich, und die Menſchen, die darauf gehen, verlangen mehr Rückſicht als du nehmen magſt. Du müßteſt ein großes, weitläufiges Gut haben; aber du haſt es nicht. Oder du müßteſt nach Weſtafrika auswandern; aber das kannſt du nicht wegen deiner Füße.

Was bleibt alſo noch? Flackelholm! Da ſind keine Wege, keine Menſchen! Du wirſt ein Leben führen, wie es dir gefällt. Wenn es dir paßt, wirſt du einen Hammel ſchlachten und mit deinen Hausgenoſſen fröhlich ſein, und wiederum, wenn es dir paßt, wirſt du auf den Deich gehen und nach den Ulmen des Strandigerhofs ſehen, und wiederum, wenn es dir paßt, wirſt du deinen Freund Heim Heiderieter beſuchen."

„Das werde ich bleiben laſſen."

„Ich ſage ja auch: wenn es dir paßt."

Er ging eine Weile hin und her. „Er ſoll mir nicht immer darein reden," ſagte er dann mühſam. „Ich will ihm nicht Rechenſchaft geben über jeden Spatenſtich!"

„Nein ... Er wird dir freie Hand laſſen. Du haſt vorläufig auf zehn Jahre nach gewiſſen Plänen die Wattarbeiten auszuführen. Für dieſe Aufſicht gehören dir die ſämtlichen Erträge der Inſel. Pferde und Boot ſtellt er dir zur Verfügung. Ich bitte dich, trinke heute nachmittag bei uns Kaffee und lies den Kontrakt, den Andrees aufgeſtellt hat. Du wirſt zufrieden ſein mit dem Poſten, auf den er dich ſtellen will."

„Die verdammten Kontrakte!"

„Na ... ich freue mich, daß du nicht abgeneigt biſt. Wenn ich dir die Wahrheit ſagen darf: du biſt froh, daß dies Anerbieten kommt. Du und Flackelholm, ihr gehört zuſammen. Rauh biſt du; rauh iſt deine Braut! Du wirſt dich auf Flackelholm begraben laſſen."

„Oder irgendwo in ſeinen Watten oder Wellen."

„Wie Gott will! Du kommſt alſo?"

„Ich komme, um bei deiner Frau Kaffee zu trinken."

„Ich hoffe," ſagte Heim, „daß die drei Getreuen nicht

allein ihrem Namen Ehre machen, ſondern daß ſie auch noch wieder gute Freunde werden."

Acht Tage ſpäter fuhr Franz Strandiger von Büſen nach Flackelholm. Auf der Höhe vor Blauort begegneten ſich die beiden Boote. Es flogen ein paar ſpärliche Worte hin und her; aber man verſtand ſich nicht.

Zehntes Kapitel

Die drei Getreuen sind in die Jahre gekommen, in denen der Mensch es aufgiebt, allein in der Welt zu stehen, in denen man sich mit der Welt zu einem leidlichen Frieden abfindet. Der Mensch stellt sich in diesen Jahren in irgend eine Front. Er wird Bürger, Mitglied, Mitarbeiter; der eine so, der andre anders. Der eine erwirbt die Mitgliedschaft eines angesehenen Kegelklubs, der andere wird Mitarbeiter einer großen, ernsten Sache.

Die drei Getreuen sind in die Jahre gekommen, in denen es sich entscheidet, ob der Mensch in der zweiten Hälfte des Lebens etwas Tüchtiges erreichen wird. Was sagt in den Jugendjahren Begabung? Sie ward für manchen ein Lotterbett, auf dem er in der zweiten Hälfte seines Lebens weich und faul gelegen hat. Was sagt die Ehe? Mancher ward in ihr mißtrauisch und verdrießlich. Was sagt feurige, jugendliche Begeisterung? Sie bekam beim ersten scharfen Wind eine blaue Nase. Was sagen gute Vorsätze? Als die Zeit kam, sie auszuführen, waren sie vergessen.

Die Jahre, die um die dreißig liegen, entscheiden.

Es ist von den drei Getreuen zu sagen, daß sie gute Hoffnung machen. Sie sind alle drei in dem guten Sinn des Worts moderne Menschen; sie zeigen die beiden stark ausgeprägten Eigentümlichkeiten dieser Menschen: sie haben das Bewußtsein, daß sie etwas wert sind, und die Überzeugung, daß sie mit helfen, raten und thaten müssen.

Andrees steht mit stolzem, starkem Bewußtsein in der christlichen Weltanschauung. Er hat einen Herrn, der gewaltig ist, und einen Dienst, der schön ist. Das christliche Wort des alten Heiden: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da," ist ihm aus tiefster Seele gesprochen. Er ist ein ruhiger, langsam überlegender, dann aber sicher handelnder Mann. Seine Freunde bauen auf seine Worte, nicht weil sie alle an sich richtig sind, sondern weil sie wissen, daß sie das Resultat des gewissenhaftesten Nachdenkens sind.

Als an ihn die Frage herantrat, das Vermögen Maria Landts, das weder er noch Ingeborg für sich verwenden wollten, zu irgend einem guten Zweck anzulegen, haben die beiden nicht lange gezweifelt. Keiner als Andrees Strandiger weiß in dieser Landschaft besser, wo die Not der ländlichen Arbeiter liegt. Sie haben aus dem Vermögen der Entschlafenen eine „Maria Landt-Schenkung" gemacht, überzeugt, in ihrem Sinne zu handeln. An der Grenze des Strandigerhofs, nach dem Stülperkoog zu, an der Chaussee, sind mit Hilfe dieses Geldes zwei kleine Rentengüter ausgelegt, und zu Süden am Walde, am Ende von Heims Heide, wo der Boden lehmig ist, sind weitere fünf Rentengüter gebildet, auch diese von kleinem Umfange, und an jüngere, tüchtige Arbeiter verkauft. Die Geldverhältnisse dieser Besitze wurden mit Hilfe der staatlichen Rentenbank geordnet; das Kapital der Stiftung dient nur dazu, den

Antritt zu erleichtern und die Zinslaſt, wenn es nötig erſcheint, ſo zu verringern, daß ſie erträglich iſt.

Andrees Strandiger hat ſich mit all dem Fleiß, den dieſe Arbeit fordert, und mit all ſeiner Gewiſſenhaftigkeit auf die Verwaltung ſeines Beſitzes gelegt. Mit Hilfe der Wohnſtätten, welche er in der Nähe ſeines Hofes ſchuf, war es ihm möglich, ſich einen Stamm der beſten Arbeiter zu erhalten. Die übrigen kommen aus den Geeſtdörfern, lauter tüchtige, angeſeſſene Männer.

Die Not der Zeit, die er um ſich ſieht, und die Unzufriedenheit ſo vieler hat ihn veranlaßt, ſich mit heißem Eifer und mit all ſeiner Gründlichkeit und Umſtändlichkeit in volkswirtſchaftliche Studien zu verſenken. Das Vertrauen ſeines Kirchſpiels hat ihn zum Amtsvorſteher gemacht, das Vertrauen der Landſchaft hat ihn an die Spitze von landwirtſchaftlichen Vereinen, bald auch in den Kreistag, endlich auch in die provinzielle Vertretung der Landwirtſchaft gerufen. Er arbeitet in all dieſen Dingen mit einer Gewiſſenhaftigkeit, welche faſt pedantiſch iſt.

Natürlich iſt auch ſein Himmel nicht ohne Wolken. Wo iſt ein Haus, das keinen Mangel hat? Wenn er an die Vergangenheit denkt, dann hat Frau Ingeborg Mühe, ihm wieder Mut zu machen. Als er einmal in dem Werke eines großen Volksmannes das Wort las, daß ein Menſch gut thäte, ſich in ſeiner Jugend für eine gute Sache zu begeiſtern, welche noch zu kämpfen hätte, um dann im Alter die Freude zu haben, daß ſie durch ſeine Hilfe durchgedrungen ſei, da war er mehrere Tage lang mißmutig, niedergedrückt; er dachte an verlorene Jugendjahre.

Franz Strandiger wohnt ſchon ſeit Jahren auf Flackelholm. Er iſt körperlich nicht ſehr geſund. Der Überſtarke iſt nur noch ein Starker und beklagt ſich, daß ſeine Füße

ſchmerzen und anſchwellen, wenn er fünf Stunden lang durch Sand und Schlick gewandert hat. Er iſt noch immer Autokrat und hat keine Fähigkeit, den Menſchen perſönlich nahe zu kommen; ſie ſind ſeine Arbeiter oder Leute, denen er Rat und Hilfe giebt, um dasſelbe in gleichem Maße von ihnen zurück zu erhalten. Doch iſt er billiger, gerechter geworden. Seit er am eigenen Leibe erfahren hat, daß ſelbſt er, der Starke, ohne Gottes- und Menſchenhilfe zuſammenbrechen mußte, iſt er weicher geworden.

Er iſt ein Getreuer. Sein Leben iſt mühſam, rauh, einſam. Es iſt nicht ohne Gefahren, und es kann wohl ſein, daß er ſein Ende einmal im Watt oder in den Wellen findet. Er gilt für einen guten Kenner von allem, was mit dem Strand der Nordſee zu thun hat, und hat allerlei Pläne. Deichbau, Seemoosfang, Hochſeefiſcherei, Fiſchverſand: das ſind Dinge, die ſeinen Geiſt fortwährend beſchäftigen. Als man ihm aber einmal den Vorſchlag machte, er müſſe Flackelholm zum Badeort machen, da hat er kurz aufgelacht, wie man über eine große Dummheit lacht.

Um Politik — im engeren Sinne des Worts — kümmert er ſich gar nicht; er kümmert ſich nur um ſeine Sachen. Er iſt aber in allerlei Strandſachen der Vertrauensmann der Regierung und ſcheint es immer mehr zu werden, und hat Ausſicht, den Orden zu bekommen, den Heim einſt begehrte. Er hat viel Intereſſe für Kolonieen: dies iſt der einzige Weg, den er zuweilen in Gedanken in die Welt hinein macht. Er kennt in Kiel mehrere Marineoffiziere, die auf Flackelholm Vermeſſungen vornahmen, und er würde, wenn er Kinder hätte, Knaben, die ihm ähnlich wären, von ihnen erwarten, daß ſie in Südweſtafrika Anſiedler oder in Kiautſchou Kaufleute würden.

Natürlich hat auch er Mangel. Wo iſt ein Menſch

ohne Mangel? Sein Leid ist, daß er, Franz Strandiger, der geborene Herr, zeitlebens Verwalter, Beauftragter eines andern sein muß.

Heim Heiderieter ist Kirchenältester geworden. Damit ist gesagt, daß er eines Hauptes länger als alle vorigen Heiderieter ist. Noch nie war dies Amt in eines Heiderieters Hände gelegt. Sie haben ihm allerdings gesagt, daß sie ihn nicht zum Kirchenbaumeister brauchen könnten. Das ist aber kein Tadel, im Gegenteil; denn sie fügten hinzu: „Zum Kirchenbaumeister hast du nicht Zeit genug, Heim. Zum Kirchenbaumeister soll man einen angehenden Rentner wählen und einen Mann, der durch seine Unterhaltungsgabe die Handwerker abhalten kann, bei der Kirchenarbeit sich überanzustrengen."

Im vorigen Jahr, im Hochsommer war es, widerfuhr Heim eine große Freude.

Er stand so gegen vier Uhr nachmittags in Hemdärmeln an der Hausthür und that, als sähe er nach den Sperlingen, die auf dem Schulplatz spielten, derweil die Kinder Ernteferien hatten. In Wirklichkeit wartete er auf den Briefträger, der eben im Schulhaus verschwunden war. Es ist auch keine geringe Sache, wenn so ein hoffnungsvoller, ein von Zweifeln gequälter, ein des Selbstbewußtseins so ganz ermangelnder Schriftsteller sein erstes, großes Manuskript auf die Reise geschickt hat.

Die Schulthür wird geöffnet, Heim sieht nach den Sperlingen und sieht doch, daß der Briefträger auf seine Thür zugeht, sieht aber nicht, daß Haller in der Schulthür steht.

Ein Brief!

Ein Brief von dem Berliner Verlag! Nicht das Manuskript!

Das Couvert fliegt in Fetzen davon. „Was steht da?“ Was? ‚Fünfzehnhundert Mark? Wenn Sie einwilligen?‘ Eva! Eva! Komm her! Eva Heiderieter, wo bist du!“

Nachbar Haller eilt mit langen, schwebenden Schritten — trotz seiner Schwere — über den Weg; die Rockschöße, die nicht mitkommen können, kommen langsam nach.

Auf der Diele hat Heim seine Eva umfaßt: „Fünfzehnhundert Mark! Sag' etwas! Irgend etwas! Was wollen wir nun? Neues Haus bauen? Der Junge soll neue Stiefel haben. Jürgen! spann' an! Ein feines Tuchkleid kriegst du!“ Er ließ sie los und lief hin und her, schüttelte immerfort den Kopf und stieß mit den Füßen auf die Diele. Seine Augen waren ganz blank.

Da hielt der in der Thür es nicht länger aus. „Junge, Heim!“

„Nachbar, was sagen Sie?“ Und er faßte den Alten an beiden Armen, und mit einem Mal, wie er das alte Gesicht sah, stieß er heraus: „Wenn Frisius das erlebt hätte!“

„Wenn er das erlebt hätte,“ sagte Haller, „dann hätte er seinen Zeigefinger erhoben, wie seine Weise war“ — und er steckte den Zeigefinger steif in die Luft — „und hätte gesagt: ‚Haller! Sie haben doch noch nicht recht. Die Heiderieter sind feine, aber faule Leute. Wenn er nun man nicht faul wird!‘“

Heim lachte.

Eva lief in die Küche. Da standen zwei kleine Heiderieter am Kälbertrog, und der vierjährige versuchte, seinen kleinen Bruder mit dem großen Löffel zu füttern, der voll Kleie war, und der hapste zu. Sie kniete neben den Kindern nieder und wischte dem Kleinen mit der Schürze über den Mund und dachte: „Fünfzehnhundert Mark!

Wie wir sie brauchen können! Fünfzehnhundert! Andrees kann die geliehenen zweihundert wieder bekommen, und einen neuen Bauwagen können wir kaufen und zwei Hektar urbar machen, und die beiden Jährigen behalten und die Westerwand neu aufsetzen und für die Kleinen Hemden kaufen und für Mutter ein Kleid ... Ich glaube, da bin ich schon zu weit gegangen. Fällt Mutters Kleid weg ... Wie er sich freut! Wie ein Kind freut er sich! Nun wird sein Selbstbewußtsein wachsen ... nun soll er nicht hochmütig werden ..." Sie saß noch eine Weile zusammengekauert am Herd; der Feuerschein fiel auf ihre dunklen Flechten, ihre Hände waren gefaltet. „Voll Sorgen ist das Leben, aber auch voll Segen. Ich habe mich darin in ihm getäuscht; er sah so stark aus, damals in Heidelberg ... aber er ist weich. Aber seine Wille ist gut und seine Liebe treu. Ich danke dafür von ganzem Herzen."

„Weißt du, Mutting," sagte der Kleine, „das Lied, das die Schwalben singen, das kenne ich nun schon. Sie sitzen auf dem Scheunenthor und singen. Hör doch bloß mal zu:

Nun spricht die kleine Schwalbe
Zu ihrem Mann:
‚Mein Heine, mein Heine, mein Heine,
Die Zeit verrann;
Im Nestlein dein,
Auf Flaumen fein,
Gelbschnäbelein!
Wer die ernähren kann!'

Nun spricht der kleine Heine
Zu seiner Fraun:
‚Mein Liese, mein Liese, mein Liese,
Mußt um dich schau'n!

Die Luft ist lind,
Es weht der Wind,
Viel Mücken sind!
Kannst du nicht Gott vertrau'n?'

Nun singen sie beide zusammen,
Die kleinen zwei:
‚Mein Liese, mein Heine, mein Liese,
Te-tril-bi-dei;
Die Menschen sorgen
Und sagen morgen;
Wir sagen heut'
Und sind fröhliche Leut'!
Nun fliegen wir auf: Juchhei!'"

Da kam Heim in die Küche, und wie er sie da kauern sah und ihr stilles Gesicht, da mochte er fühlen, was in ihrer Seele vorging. Er hob sie zu sich empor und sagte: „Eva, du sollst immer glücklicher werden."

„Ich bin glücklich, Heim. Ich bin immer glücklich gewesen, seit ich deine Frau bin. Du hast mich lieb, und wir hatten Brot, und wir haben die lieben Kinder."

Dann saßen sie auf dem Herdrand bei einander. Neben ihnen flackerte das Feuer, und ihre Gesichter strahlten, und sie machten Pläne.

Dieser Tag brachte noch eine andere Überraschung. Als Heim leidlich zur Ruhe gekommen, und während Eva nach der Weide gegangen war, die Kühe zu melken, wurde die Hausthür aufgeklinkt, und es kam irgend jemand auf Pantoffeln über die Diele. Heim ging ahnungslos zur Glasthür, ein wenig ärgerlich über die Störung, da er sehr schöne Gedanken hatte. Da, wie er die Thür in der Hand hat, steht in ihrer ganzen Größe, das weiße Taschentuch sauber zusammengefaltet in den steifen Fingern, in dem bekannten schweren Umschlagetuch: die Thielsche.

„Mutter Thiel! Nein! Mutter Thiel!“

„Laß mich man erſt mal ſitzen,“ ſagte ſie. „Das iſt keine Kleinigkeit für eine alte Frau, eine ſo lange Reiſe.“

„Auf ledernen Pantoffeln.“

„Es ſind die von Schuſter Ketels. Und ich ſage dir, ſie ſind nicht ein einziges Mal untergedüppt.“

„Aber warum kommen Sie denn wieder, Mutter Thiel?“

„Warum? ... Du meinſt wohl, ich konnte nicht wieder herfinden, weil du mir das vorgeflunkert hatteſt, weißt du wohl, mit dem Torfkorb? Iſt die Erde ein Torfkorb? Was ſoll ſo ein Gerede gegen eine alte Frau?“

„Ja, Mutter Thiel, aber warum kommen Sie wieder hierher?“

„Warum? Meinſt du, daß ich ihnen das Geld ſchenken will, das ich wegen Heinrich und von der Altersverſicherung bekomme?“

„Wurde es Ihnen nicht nachgeſchickt?“

„Etwas! Aber manchmal kam es nicht, und wenn es kam, ſagten die Deerns, ſie müßten gerade notwendig Geld brauchen.“

„Sagen Sie, Mutter Thiel, war es nun nicht beſſer bei Ihren Kindern? Sie ſind hier doch ganz verlaſſen und allein?“

Da ſtützte die alte Frau ihre ſtarken Hände auf ihre Kniee und ſagte mit ſtrengem Geſicht: „Meine Kinder haben ſich gefreut, Heim, auch die Enkel. Die in Auſtralien freuten ſich ſogar auf engliſch; denn ſie können kein Wort deutſch. Aber wenn ich mich eben hingeſetzt hatte, dann hieß es: ‚Mutter, willſt du dies thun? Mutter, du könnteſt mir da helfen!‘ Manchmal ſagten ſie ſogar: ‚Mutter, faſſ' mal ſchnell den Jungen an,‘ und dann hatte

ich das zappelnde Wurm schon im Arm. Und das, Heim, bin ich nicht mehr gewohnt. Als ich selbst kleine Kinder hatte, da habe ich auch rasch zugegriffen; aber jetzt mag ich das nicht mehr. Ich freue mich, daß ich sie noch einmal gesehen habe; mehr wollte ich auch nicht."

Sie stand schwerfällig auf — sie war doch älter geworden — und ging nach der Diele. In der Hausthür kehrte sie sich noch einmal um und sagte: „Bei dem Kirchspielschreiber bin ich wegen des Geldes schon gewesen. Er sagte: ‚Es wird anstandslos ausbezahlt!' Das sagte er, Heim, ‚anstandslos ausbezahlt!' Er ist ein tüchtiger Mann, Heim."

Auf dem Sandweg wandte sie sich wieder um: „Grüß deine Frau! Gehen die Kühe dies Jahr auf den Aukrug? Habt ihr gute Milch? Na ... bald vergesse ich, warum ich zu dir hereinkam! Sage zu Eva, daß sie jeden Abend einen halben Liter für mich zurückstellt."

Der Pellwormer, der an einer invaliden Wanduhr bastelte, die man ihm zur Reparatur ins Haus geschickt hatte, sagte nichts, als sie plötzlich in der Stubenthür stand. Sie klopfte ihm auf die Schultern. „In der ersten halben Stunde schweigst du rein still! Dann geht es nachher besser." Dann fing sie an, sich des Herdfeuers anzunehmen, das fast ausgegangen war, und in alter Weise den Kaffee zu rüsten ...

Über den Schriftsteller Heiderieter etwas zu sagen, ist schwer. Ein bestimmtes Urteil zu fällen, wäre leichtfertig, da er noch in seiner Entwickelung ist. Es werde hier nur bemerkt, daß er den Plan hat, die Höhepunkte der Geschichte Schleswig-Holsteins in Romanen darzustellen, und daß der erste dieser Romane, der im zwölften Jahrhundert spielt, erschienen ist. Im übrigen wird jeder, der diese

Blätter, in denen so viel von Heim Heiderieter die Rede war, aufmerksam gelesen hat, sich ein Bild von dem Schriftsteller Heiderieter machen können.

Also steht es mit den drei Getreuen.

Es war nichts mit dem Lorbeer, nichts mit dem Geldsack, nichts mit dem Orden. Das Leben hat jedem von ihnen eine Last aufgelegt. Aber, sie sind nicht mürrisch und mißtrauisch, wie viele sind. Sie stehn nicht müßig und lassen andere raten und thaten, wie viele thun. Sie nehmen nicht vom Volk, ohne etwas dafür wieder zu geben, wie viele thun. Sie maulen nicht mit der Regierung, wie viele thun; sondern sie arbeiten mit der Regierung und mit dem Volk.

Das Verhältnis der drei Getreuen untereinander ließ mehrere Jahre hindurch viel zu wünschen übrig. Andrees und Heim sahen den Flackelholmer selten. Den Strandigerhof betrat er nicht; Ingeborg sah er ein- oder zweimal, wenn sie zufällig in der Stadt zusammentrafen.

Doch kamen sie allmählich einander näher. Dazu trug vor allem eine Reise bei, zu welcher Heim den Anstoß gab. Er forderte die beiden andern auf, mit ihm nach Kiel zu fahren, wo er in eine Handschrift der Universitätsbibliothek Einsicht nehmen wollte. Da Andrees in Hamburg zu thun hatte, so wurde beschlossen, den Umweg über diese Stadt zu machen und, wenn es möglich wäre, in Friedrichsruh den alten Bismarck zu sehn. Andrees ging um so lieber nach Kiel, als er Aussicht hatte, dort einige seiner politischen Freunde zu sprechen. Die Frauen sollten mitfahren. Franz sagte nach einigem Bedenken zu, daß er mit seiner Jacht die Elbe hinauffahren und in Hamburg mit den andern zusammentreffen würde.

Die ganze Reise verlief nach Wunsch, wenn auch Franz,

zumal in Gegenwart Ingeborgs, sich ziemlich zurückhielt. In Hamburg besahen sie bei schönstem Wetter, von Franz geführt, die gewaltigen neuen Hafenanlagen. Es war wie ein Blick in die weite Welt, in der die Völker zu friedlichen Kaufleuten geworden sind. In Friedrichsruh hatten sie die Freude, den Fürsten nicht allein zu sehen, sondern sogar zu sprechen. Als er nämlich den Hohlweg, der jenseits der Bahn in den Wald hinaufführt, entlang fuhr, mochten ihm die drei starken, frischen Männer gefallen, neben denen die beiden stattlichen Frauen standen. Der Wagen hielt, und er fragte freundlich nach dem „Woher" und „Wohin". Zuletzt fragte er: „Noch in der Landwehr?" Da sagte Heim, sich aufrichtend, mit Bedeutung: „Solange wir leben, Durchlaucht!" Da nickte der Alte, sah sie mit seinen mächtigen Augen an und fuhr weiter.

In Kiel wurden die beiden Frauen zu einer bekannten Familie geladen; die Männer gingen ein jeder seinen Weg, und es ist bezeichnend, wohin sie ihre Schritte wandten. Andrees ging in eine große Volksversammlung, in der die Arbeiter aufgefordert wurden, die unfruchtbare Opposition gegen die Regierung aufzugeben und, gleich ihren Kameraden in England, mit Mut und Vertrauen an der Entwickelung des Vaterlandes mitzuarbeiten. Nachher, als er mit den Rednern des Abends und einigen andern politischen Freunden beisammen saß, baten sie ihn, er möchte sich mit dem Gedanken befreunden, für seinen heimatlichen Wahlkreis, der zur Zeit vakant war, Reichstagskandidat zu werden. Es ist anzunehmen, daß er dieser Aufgabe mit schwerem Herzen näher tritt; aber er wird sich dem Wunsch seiner Freunde und dem Vertrauen vieler einsichtiger Männer nicht entziehen.

Franz verbrachte an diesem Abend einige fröhliche

Stunden in einem Kreis von bekannten Marineoffizieren, wo der König von Flackelholm mit Jubel empfangen wurde. Der Schluß des Beisammenseins war, daß sie ihn baten, sich baldigst zu verheiraten; denn da er selbst verhindert sei, ein Kolonist zu werden, wäre es seine Pflicht, Sorge zu tragen, daß er einst seine Knaben diesen Weg gehen lasse. Er ließ diese Rede lachend über sich ergehen, und sein Lachen war so heiter, wie es lange nicht gewesen war.

Heim aber saß in dem gemüthlichen Arbeitszimmer eines Professors, der, ein hervorragender Kenner der schleswig-holsteinischen Geschichte, von Anfang her an Heims Arbeiten ein lebhaftes Interesse bethätigt hatte.

In guter Stimmung und mit dem Gefühl, durch die Reise einander näher gekommen zu sein, fuhren die fünf in die Heimat zurück.

* * *

Einige Tage später, im Anfang September, stand Franz Strandiger, die Büchse über der Schulter und einige geschossene Enten in der Hand, auf der höchsten Düne von Flackelholm und schaute nach Büsen hinüber, dessen Häuser im hellen Sonnenlicht deutlich zu sehen waren.

Stattlich und stolz stand er da und sah wohl aus, als ob er befehlen könnte, hatte auch einen scharfen, raschfliegenden Blick; aber die Augen waren ruhiger geworden, und der ganze Mann hatte etwas Bedächtiges, Überlegendes. Das hatte jener Tag gethan, da er mehr als einmal Schiffbruch litt, und die große, mächtige Einsamkeit seiner Insel und die saure Arbeit, die er auf ihr gethan hatte.

Das Maifeld der Insel war von natürlichen Wasserläufen und künstlichen Gräben durchzogen; weit hinaus, soweit ein Schimmer von grünem Grase da war, dehnten

sich Gräben und Erdwälle, und noch weiter, Hunderte von Metern ins Watt hinein, streckten starke Buschdämme ihre geraden Arme aus, den Schlick festzuhalten, der schon lag, und den andern zu fangen, der noch mit dem flutenden Wasser trieb. Die lange Dünenkette, der Insel Bollwerk, war durch Draht eingefriedigt, daß kein Tier darüber lief, den Strandhafer wegfraß und die Buhnen zertrat, welche den wehenden Sand aufhielten. Auf dem Maifeld aber, zwischen all den Gräben, über welche hier und da hölzerne Brücken liefen, weideten sechshundert Schafe, über tausend Gänse, zehn Stück Jungvieh, einige Kühe und zwei starke Pferde. Unten am Fuß des Deichs ließen kleine Kinder schräg über den Wasserlauf Segelboote laufen, Kinder des Schäfers und des Arbeiters, die in dem steinernen Nebenhause wohnten. Der Rotkopf aber hatte seine Sommerhütte im Westen, am äußersten Ende der Düne, aus Strandholz gebaut; sein Boot lag im Diekfander Gatt.

Das alles war in vier Sommern gebaut, gearbeitet worden, in vier einsamen Wintern, umringt von der stürmenden See, behütet, befestigt, verbessert worden. Franz Strandiger hat immer fest angefaßt. Früher griff er nach seines Herzens Lust; jetzt greift er nach Arbeit, nach großen, ernsten Plänen. Seine Natur hat er nicht geändert; seine Ziele hat er geändert. Dadurch scheint er den Menschen als ein anderer.

Von Büsen her kommt ein flotter Segler. Sein neues Segel liegt schräge auf dem Wasser. Der segelt gut.

Gleich hat er es gesehen.

„Richtig, sie kommen! In einer kleinen Stunde können sie landen."

Er ließ sich ruhig Zeit, ging über den Deich und lieferte die Enten ab und bat Antje, die am Herd stand, sie zu

braten. „Es kommen Gäste, Antje! Erinnerst du dich der Leute, die im vorigen Sommer in Büsen badeten und viermal zu uns herausſegelten?“

„Das Fräulein aus Hamburg, das ſo gern auf Flackelholm ſein mag?“

„Gerade die! Ich habe ſie vor vierzehn Tagen in Hamburg wieder geſehen. Aber diesmal bringt ſie den Alten mit.“

„Na ...“ ſagte Antje kurz, „dann weiß ich ſchon.“

„Was weißt du?“

„Stellen Sie ſich nicht an! ... Sie wollen eine Frau nehmen.“

„Du mußt aber hier bleiben, Antje! Auf jeden Fall!“

„Nun! Mit der thäte ich's! Sie iſt einfach, und ſie ſagt, ihre Eltern ſind einfache Leute.“

Er lachte kurz auf und ging hinaus. Als er über die Höhe des Deiches kam, waren ſie ſchon gelandet. Richtig, da gingen die beiden: das blonde Mädchen, eine echte frieſiſche Figur, hoch und ſchlank, und daneben der Vater, in Schiffermütze und ſeemänniſcher Kleidung, nicht größer als ſeine Tochter, obgleich er kein kleiner Mann iſt. Franz Strandiger ging ihnen raſch entgegen, und von weitem ſchon winkte der Alte, ein wenig verlegen, launig und laut rufend: „König von Flackelholm! Ich grüße Sie ... Na ... Sie nehmen's nicht übel, ein alter Seemann!“

Sie ſchüttelten ſich die Hände und verſtanden ſich gleich.

„Wie macht ſich das neue Boot, Fräulein Elſa?“

Sie antwortete nicht auf ſeine Frage, ſondern ſagte, zu ihm aufſehend: „Sie ſind den ganzen Winter nicht an Land geweſen?“

Er ſchüttelte den Kopf.

„Aber in dieſem Sommer,“ ſagte ſie, „ſind viele

Badegäste herübergekommen, den König von Flackelholm zu sehen. Ich kenne das ... diese Menschen kommen aus dem Binnenland, haben nie eine ordentliche Welle gesehen, und dann sind sie für alles begeistert, was blaue Tuchmützen trägt."

Er lächelte. „Aber Sie, Fräulein Elsa, wissen, daß ich ein sehr gewöhnlicher Mensch bin, sogar ein wenig feige."

„Wie das?"

„Wenn Sie heute Flackelholm und alles, was darauf ist, inspizieren."

Sie wurde verlegen: „Ich will nur Sie inspizieren," sagte sie dann ehrlich. „Ob Sie gutes Muts sind, das wollte ich wissen; das ist doch nicht unrecht."

Er wandte sich lebhaft zu ihr und schüttelte ihr kräftig die Hand. „Nein, Fräulein Elsa, das ist nicht unrecht; denn es fragen verzweifelt wenig Menschen nach mir."

Sie sah jäh zu ihm auf; eine große Freude strahlte in ihrem ganzen Gesicht.

Sie kamen an den Deich und gingen hinauf. Elsa ging, Antje zu begrüßen; der Kapitän aber blieb oben stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirn, sah ringsum und sagte: „Elsa hat in diesem Winter viel von Ihnen und Ihrer Insel gesprochen, Herr Strandiger. Elsa ... sollen Sie wissen ... ist drüben irgendwo im Stillen Ocean geboren, nicht weit von Neuseeland. Ich fuhr damals ein Apenrader Schiff von St. Franzisko nach Melbourne. Bin von Haus aus ein Sylter; Apenrader Blut kommt dazu. Starke Leute da! Daher hat sie die blauen Augen und die Größe. Sie hat dann lange mit uns gefahren. Nun ist es ihr hier in Hamburg zu eng; sie muß einen weiten Blick haben. Ich habe mir das Boot bauen lassen müssen, und wir sind die Elbe hinunter-

gefahren; in der vertrackten Süderpiep hätten wir fast Havarie gehabt, weil wir beide nach Flackelholm sahen und nach dem Flaggenmast, der über den Deich ragt. Die Jungen, die ich habe, sind alle gut versorgt, zwei sind Kapitäne und zwei sind Kaufleute, einer in Transvaal, einer in China; aber das einzige Mädchen macht mehr Sorgen als vier Jungen."

„Sie muß heiraten, Kapitän."

„Muß sie!"

„Nun erklären Sie mir mal diese Gegend. Die Insel ist Eigentum Ihres Vetters? Wie groß ist der Wert?"

„Das ist schwer zu sagen. Auch wächst das Land an."

„Sie haben einen festen Kontrakt mit Ihrem Vetter gemacht?"

„Ja, ich bin so eine Art Bevollmächtigter und angestellter Plänemacher. Es ist ein teurer Besitz. Es sind bisher schon über dreißigtausend Mark hier verdeicht und verbaut; die Herden haben einen Wert von über zwanzigtausend Mark, und es werden dort drüben, wo das Land anwächst — Sie sehen die neuen geraden Gräben — jährlich dreitausend Mark verarbeitet."

„Was Sie sagen!" Er wandte sich mit lebhafter Bewegung zu Strandiger: „Hören Sie, Sie müssen aber eine reiche Frau haben?"

Strandiger mußte lachen, so deutlich zeigte der Alte seine Verlegenheit und Not.

„Nein . . ." antwortete er . . . „Nicht eine reiche Frau; aber eine Frau, die Mut hat und gern auf Flackelholm ist! Sehen Sie," sagte er, „dort liegt Büsen. Die alten Schiffer, die dort den ganzen Tag am Strand stehen, kennen mein Flaggenzeichen; aber wie lange dauert's, bis sie hier sind, wenn hier Not und Krankheit ist? Es ist

nicht leicht für eine junge Frau, auf Flackelholm zu wohnen. Und im Winter ..."

„Im Winter? Ich denke, Sie haben hier nur Sommerresidenz?"

Strandiger schüttelte den Kopf. „Vier Winter habe ich hier verlebt und habe keine andern Gesichter gesehen als die meiner Leute. Freilich, das ließe sich von jetzt an wohl machen, daß man im Winter zwei oder drei Monate in Büsen wohnte; denn ich weiß ja jetzt zur Genüge, wie es im Winter auf Flackelholm aussieht. Nun einerlei .. ich halte es hier aus, und ich wünsche mir keine bessere Wohnstatt. Ich habe mir immer ein großes Reich gewünscht und hab's bekommen; aber eine Frau soll sich das überlegen."

Elsa kam den Deich herauf und trat zu ihnen.

Strandiger fuhr fort. „Ich weiß ja, man muß auf eine Frau Rücksicht nehmen; aber ich könnte es nicht ertragen, wenn sie launte oder weinte und nach dem Festland zurückbegehrte. Ich bleibe Zeit meines Lebens auf Flackelholm; darum sage ich: sie muß stark an Leib und Seele sein. Dann ist das Leben hier auch nicht ohne Wert und ohne Freude!

„Sehen Sie, Kapitän, dort am Horizont das flache Land? Von dorther kann man zur Ebbzeit zu Fuß und zu Pferde und zu Wagen hierher kommen. Wenn's not thut und die Pferde gut sind, kann man den Weg in einer Ebbzeit hin und zurück machen. Von dorther wächst das Land von hierher und von hierher nach dorthin, und überall auf dem Weg liegt tiefer, weicher Schlick zu beiden Seiten. Von dort arbeitet die Regierung mit Macht und Umsicht; von hier arbeiten wir. Zwischen hier und dort liegen viele tausend Hektar schönsten Landes im Wasser.

Das aber ist es, was wir brauchen: Land! Denn da drüben an den Deichen sind die Häuser voll von Kindern. Wenn ich lebe und Kraft behalte — ich werde es nicht vollendet sehen, ein Menschenleben ist zu kurz —; nach mir aber, und nicht allzulange nach mir, wird dort ein Weizenfeld neben dem andern, ein Hof neben dem andern liegen, und die Bewohner dieses Ringdeichs werden am Sonntagmorgen auf weißer Straße nach dem Turm, den Sie dort sehen, zur Kirche fahren. Dann, wenn das so ist, dann sollen die Kinder noch reden von dem König von Flackelholm, der die Arbeit angefangen hat."

Der Kapitän nickte bedächtig mit dem eisgrauen Kopf. „Gut ist das!" sagte er ernst. „Und ich verstehe meine Tochter; und ich wünsche Ihnen Glück zu dem allen ... in Ihrem ganzen Leben." Dann setzte er die Mütze wieder auf und meinte: „Ich will mir dies Haus ansehen, wenn Sie erlauben, und mich Ihrer Haushälterin ein wenig anvertrauen; ich bin müde geworden." Er ging den Deich hinunter nach dem Hause zu und stand bald mit Antje im eifrigen Gespräch am Herd, auf dem die Enten brieten.

„Und wir?" fragte Franz Stranbiger.

„Wenn Sie wollen, gehen wir nach der Düne und setzen uns auf die Bank, auf der wir im vorigen Sommer saßen, und plaudern ein wenig."

Aber sie kamen nicht so weit; etwas Kleines, Geringes kam dazwischen.

Wie sie nebeneinander am Fuß der Düne durch das lange Gras gingen, beide tief bewegt, saß da im Nestlein, zwischen den Halmen, eine Lerche und flog nicht auf, saß und bog den Kopf und sah die beiden an. Das Männchen stand daneben.

Die beiden ſtanden ſtill. Und das kleine, niedliche Bild brachte die Menſchen einander nahe. Der Mann dachte: „Sieh da, Natur!“ Das Mädchen dachte: „Wie lieb und traut,“ und ſenkte den Kopf.

Da konnte er es nicht länger ertragen, daß ſie ſo neben ihm ſtand. Altes Ungeſtüm kam über ihn, und er zog ſie an ſich. Sie unterdrückte das Weinen: „Ich will ja. Aber du ſollſt mich lieb haben. Selig werde ich ſein.“

Die Lerchen rührten ſich nicht, ſie ſahen zu.

* * *

Am andern Abend brachten Heim und Eva die Nachricht von der Flackelholmer Verlobung, die Antje gebracht hatte, nach Strandigerhof. Die Blinde ſaß aufrecht in ihrem weißen Bett, nach ihrer Gewohnheit. Auf dem Bettrand ſitzend, erzählte Heim in überquellender Freude von der Verlobung. Sie weinte vor Freude. Als er ihr aber die zarten Hände ſtreichelte und ſie bat, zu lachen, da lächelte ſie. Dann, als ſie im Wohnzimmer, das neben dem Schlafzimmer der Blinden liegt, bei einander ſaßen, zog Andrees einen Brief hervor. „Ich habe auch etwas,“ ſagte er, „einen Brief von Hinnerk Elſen. Hört zu·

Lieber Herr Strandiger! Ich habe den Brief, den Heim an mich geſchrieben hat, erhalten. Ich freue mich, daß da neue Häuſer gebaut werden, bei welchen auch Land iſt, und daß der Pellwormer noch lebt, obgleich er man ſchwach und ſtaakig iſt. Uns geht es hier gut; denn wir haben hier Land und zu eſſen, aber kein Bargeld; und einer iſt der Glücklichſte, das iſt Schütt. Mit Schütt iſt das ſo! Als er wegging, war er voller Gottlob und ſagte: Der Eſchenwinkel und ganz Schleswig-Holſtein könnten

in der Nordsee liegen; er pfeif' darauf. Er war immer so unordentlich mit seinem Mundwerk. So war er auf der ganzen Reise und auch noch das erste halbe Jahr hier. Dann hatte er keine Ruhe mehr auf dem Land, das er gepachtet hatte. Er fing an, mit Hökerwaren von Farm zu Farm zu ziehen, und weil er ein lebhaftes Mundwerk hatte, kauften die Leute, besonders die Engländer, seine Sachen, denn er schimpfte auf Deutschland. Er erzählte ihnen ganz genau, wie es da in der Heimat aussah. Heide, Teich, Deich, krumme Wege, Dorf und Kirche, und dann sagte er: ‚Seht, so ein krummes Land! Hier aber, in Jowa, ist alles rechtwinkelig!' So sagte er. Er hat ja gut lernen können in der Schule. Aber wie kommt schließlich der Fuchs aus dem Loch? Einmal hat er sich einen Rausch angetrunken und schimpft wieder über Schleswig-Holstein. Da heben die Engelsmann an, ein Spottlied auf die Deutschen zu singen. Da fängt er mit einem Male an zu weinen und schlägt um sich und schreit: Sie sollen nichts über Schleswig-Holstein sagen! Das wäre das beste Land der ganzen Welt. Und hat angefangen zu erzählen: von der Heide, vom Deich und von dem Wehl. Und so kommt es raus, daß er vor Heimweh verrückt geworden ist. Ist noch verrückt. Thut wohl seine Arbeit, ist auch nüchtern; aber abends sitzt er vor seinem Hause und macht einen kleinen Deich und den Rand der Heide und die Kirche und das Dorf aus Erde und kleinen Steinen und macht das so fein, daß wir Sonntags zuweilen hinfahren und da alle rund um ihn stehen. Und dann redet er in einem fort von dem alten krummen Land. Er meint aber, er kann gar nicht wieder hinkommen und thut, als wenn es im Mond liegt, und hat es ganz gut. Und wir auch, und von Anna soll ich grüßen, ist

eine tüchtige Frau. Der Mais koſtet nichts, Schweine vier Dollars, haben ſelbſt geſchlachtet.

Hinnerk Elſen, Farmer."

Aus dem Schlafzimmer der alten Mutter kam der leiſe Schrei einer Kinderſtimme. Ingeborg ſtand auf und ging in das Schlafzimmer, nahm ihre Kleine auf und ſetzte ſich neben das Bett der alten Frau; die ſaß noch aufrecht. Mit leiſer Stimme erzählte Ingeborg von dem Brief. „Es iſt nur gut, Mutter," ſagte ſie weich, „daß ſie dort vorwärts kommen. Es thut Andrees gut, das zu hören. Er iſt immer ſo bange um ſie."

Die alte Frau nickt. „Und gut iſt alles geworden ... bis auf Marias Grab ... daß die drei alle in der Heimat wohnen, nicht weit voneinander. Andrees und Heim, und Franz auf Flackelholm. Wer hätte das gedacht!"

Ingeborg beugte den blonden Kopf auf das helle Haar ihres Kindes, das an ihrer Bruſt lag. „Ja," ſagte ſie leiſe, „es iſt ſchön in der Heimat."

Ein glückſender Ton klang durch das Zimmer.

„Was thuſt du, Ingeborg?"

„Ich nähre das Kind."

Die Blinde nickte. „Das habe ich gethan auf derſelben Stelle, wo du es jetzt thuſt."

* * *

In dem kleinen Haus im Eſchenwinkel, dem letzten, das noch ſtand, lag in dieſer Nacht der Pellwormer im Sterben. Die Thielſche ſaß neben ſeinem Bett. Am Tiſch ſaß Antje. Sie hatte die Brille aufgeſetzt — ſie muß jetzt eine Brille tragen — und las: „Jeſus meine Zuverſicht", und das Lied, das der große Klopſtock geſungen